BIBLIOTHECA
HIRSCHBERGIANA

Wilhelm Neumann's Schriften.

Zweiter Theil.

Wilhelm Neumann's

Schriften.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wilhelmneumannss21neum

RBR
Jantz
#1735
T.2

Inhalt.

Kritiken.

		Seite
XLI.	Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg. 1833. 12.	3
XLII.	Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer. Erster bis dritter Theil. Berlin 1833. 8.	10
XLIII.	Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster und zweiter Band. Stuttgart 1834. 8. .	21
XLVI.	Tutti Frutti. Zweite Anzeige.	33
XLV.	Deutsche Lieder von Karl von Holtei. Schleusingen 1834. 8.	47
XLVI.	Life of Sir Walter Scott. Edinburgh 1834. 8.	53
XLVII.	Schule der Höflichkeit. Von Karl Friedrich von Rumohr. Stuttgart 1834. 8. . .	91
XLVIII.	Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethe's Iphigenia. Von Robert Heinrich Hiecke. Zeitz 1834. 4.	104
XLIX.	Korallen von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau 1834. 8.	108
L.	Ein Band Novellen von Rumohr. München 1833. 8.	113
LI.	Deutsche Briefe. I. Leipzig 1834. 8. . .	119
LII.	Gedichte von Adelbert von Chamisso. Leipzig 1834. 8.	125

Gedichte.

	Seite
Sonett.	143
An Lina.	143
Klage.	144
Sonett.	145
Epigramme. 1—3.	145
Sonett.	146
Sonett.	147
Das Auge.	147
Sirenenlied.	148
An meine Schwester.	149
Genesung.	149
Sonett.	150
Sonett.	151
Die Blume an die Quelle.	151
Stanze in Chamisso's Stammbuch.	152
Stanze in Lafoye's Stammbuch.	152
Stanze in Karolinens Stammbuch.	153
Stanze in Koreff's Stammbuch.	153
Sonett.	153
Sonett.	154
Variation.	154
Ballade der Neifile.	156
Erklärung. An Julie.	157
Sonett.	158
An Fichte.	158
An Varnhagen.	159
Gebet.	161
Krieg und Friede.	162
Oktavian. An Tieck.	162
An eine Rose.	163
An Karoline.	164
Meister und Jüngling. 1805.	164
Petrarca's 250stes Sonett.	170
Boccaccio's Sonett auf den Tod des Petrarca.	171
Lied der Maria Stuart.	171
Abschied. An Chamisso.	174

Seite

Madrigale. 174
Sonett. 175
Sonett. 176
Guarini's 32stes Sonett. 176
Wechsel. 177
Ja und Nein. Guarini's 106stes Madrigal. . . . 178
Genesung. Guarini's 132stes Madrigal. 178
Die bessere Hoffnung. An Rosa Maria. 179
Lied. 179
Treu im Tode. 181
Guarini's 23stes Sonett. 182
An den Tod. 182
Auf Karolinens Tod. 183
Sonett. 183
Der Deutsche und die Spanierin. 1809. 184
Stilles Leiden. 185
Grabschrift. 185
Jon, gespielt von Mlle. Maas. 186
Verschwendung. 186
An eine Erziehungsschriftstellerin. 186
An einen muntern Schriftsteller. 186
Einziger Trost I. II. 187
Zwiefache Richtung. 188
Vorzug der Stimme. Nach Saadi. 188
Meinem Freunde Eduard Hitzig, am 26. März 1819. . 189
In Antoniens Stammbuch. 189
In Doris Stammbuch. 189
An Doris, den 18. April 1819. 190
An Adelbert von Chamisso. 190
Was wir wünschen. 192
In Augustens Stammbuch. 192
In Minna's Stammbuch. 1. Von Neumann. 2. Von Doris. 193
An Eugenie und 194
Marie. 195
An Doris. In der Nacht zum 18. April 1820. . . 196
Epigramme aus der griechischen Anthologie. 1—3. . . 197
Marie an ihre Tante. 198

Seite

An Holtei, am 11. März 1825. 199
In Emiliens Stammbuch. 201
Muße und Muse. 201
Musen und Grazien in der Mark, an Goethe. . . . 202
An Eugenie und Bayer, den 7. Januar 1826. . . . 204
An Eugenie. 207
Doris, mein Glück; den 18. April 1826. . . . 209
Lieder von Béranger. In deutscher Nachbildung. I—II. . 209
Lieder zum Goethefeste, den 28. August 1826. 1—3. . . 226
Liedeskraft 231
Verschiedene Stände beim Liederfeste in der Mittwochsgesellschaft. 232
Treue der Poesie. 234
Braut und Bräutigam. 236
Parodieen. Buch der Lieder. 1. 2. 239
An Doris, den 18. April 1829. 240
Epigramme. 1—5. 241
Goethe's Geburtstag, 1832. 242

Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. 247

Kritiken.

Fortsetzung.

XLI.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit Voß's Bildniß. Heidelberg 1833. 12.

Schön wäre es freilich, wenn das Gebäude der Litteratur ganz von Glas wäre, damit man jeden kleinsten Betrieb darin beschauen und nicht nur die fertigen Produkte, sondern auch die Art ihrer Bereitung und die Eigenschaften des Materials genauer betrachten könnte. Da dies nun nicht der Fall ist, so freuen wir uns mit Recht über jedes Fensterchen, das zum Einblick in das nimmer rastende Getriebe sich öffnet, und so ist denn der vorliegende „Briefwechsel", wenn auch an sich für die Geschichte der Litteratur nicht von der größten Bedeutung, doch in seinem relativen Verhältniß zum Großen und Ganzen interessant und willkommen. Er verdankt seine Entstehung der jugendlichen, bald in die innigste Freundschaft übergehenden Begeisterung, die Heinrich Voß, den jüngern, eifrig anstrebenden Freund der Poesie, zu Jean Paul, dem poetisch durchgebildeten Gefühlsmahler, unwiderstehlich hinzog und von diesem mit der ihm eignen rückhaltslosen Liebe und offnen Herzlichkeit erwiedert wurde. Was den Karakter und die Gesinnung der Briefsteller betrifft, so ist alles, was wir hier finden, vollkommen rein und edel, auch sind diese Elemente durch den eigenthümlich gebildeten Ausdruck der Schreibenden zu schöner Gestaltung gelangt.

Sie können daher nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth des Lesers wirken und entschädigen dadurch für vieles, was in anderer Beziehung vermißt werden möchte. Jean Paul, der wohl nach keiner Richtung mehr ungekannt ist, gibt hier freilich weder einen neuen Theil seines Selbst, noch das Ganze von neuen Seiten; wer aber seine Weise liebt, wird auch in diesen Briefen manchen Genuß finden, wie sich im Kaleidoskop nach hundertmaligem Hineinschauen immer wieder von neuem gefällige Gestaltungen zusammenfügen. Hier wie überall ist er durch und durch Gefühlsmensch, der aber sein Gefühl durch unablässige Reflexion nicht nur zum klarsten Bewußtsein in sich gebracht, sondern es auch so zum willigen Instrument seiner Kunst gemacht hat, daß er ihm nach freiem Willen jeden Grad der Stärke und jede Form der Erscheinung zu geben vermag. Am liebsten läßt er es in Witzkrystallen farbig strahlen, und dieser Gestalt ist wohl ein großer Theil seiner Wirkung auf die Lesewelt zuzuschreiben. In einer Zeit, wo das Sentimentale verrufen war und der Verstand als das Höchste geschätzt wurde, gab es kein besseres Mittel, um dem Gefühl noch Eingang zu verschaffen, als es in das Gewand des Humors und des Witzes zu kleiden, weil man sich weicher Thränen weniger schämte, wenn einiger Verstand dazu gehörte, sie zu vergießen. Diese Gefühlsreflexion war Jean Paul so habituell geworden, daß ihm die sinnreichen Aussprüche derselben unwillkürlich in die Feder liefen, wie es denn auch hier nicht selten geschieht. In ähnlicher altbekannter Weise treten gewisse ihm eigen gewordene Wunderlichkeiten hervor. So seine Wetterprophezeihungen und die darauf angewandte Selbstironie; so das Ausstoßen des verbindenden s in zusammengesetzten Wörtern, wobei er in Hinsicht des letztern bemerkt, daß es in dem Worte „Reichstag" beibehalten werden müsse, weil vom Reich nichts weiter übriggeblieben sei als dieses. Gleicherweise zeigt sich wieder enes aus dem Briefwechsel mit Otto schon bekannte Mißtrauen

in seine eignen Arbeiten und dieselben wiederholten Aufforderungen an seinen Freund, zu tadeln und zu verbessern. Jean Paul's Antheil an dieser Korrespondenz ist übrigens nach Umfang und Gehalt der kleinere; man sieht es seinen Briefen an, wie sehr unabläßige litterarische Arbeiten und Geselligkeitsansprüche aller Art den Umfang seiner brieflichen Mittheilungen schmälerten. Welches Maß von Liebe und Zutrauen er aber seinem jungen Freunde zuwandte, ergibt sich schon daraus, daß er ihn, wie er sich ausdrückt, „zum unumschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines ganzen litterarischen Schreibnachlasses feierlich ernannte". Gewiß würde auch Herr Voß dieses Geschäft mit Einsicht und Eifer ausgeführt haben, wenn er nicht schon vor Jean Paul mit Tode abgegangen wäre. Der „Briefwechsel", der von 1817—1823 reicht, berührt alles dasjenige, was die beiden Freunde in diesem Zeitraum für die Lesewelt schrieben und aus der Schreibwelt lasen; denn auf diese beiden Richtungen blieb freilich ihre Lebensthätigkeit und Lebenstheilnahme mehrentheils beschränkt. In Heinrich Voß erkennen wir einen in Amt und Leben tüchtigen, treuen, bis zum Uebermaß der Anstrengung fleißigen, festen und dennoch warm und leise fühlenden Mann, der sich den Freunden, mit denen er in der Gegenwart, und den Dichtern der Vorzeit, mit denen er als Philolog in der Vergangenheit lebte, mit leidenschaftlicher Vorliebe hingab und vielleicht eben deshalb als Uebersetzer und Ausleger nicht so viel Ruhe und Gleichgewicht, als nöthig war, erlangte. Der vorliegende „Briefwechsel" bestätigt, was aus Heinrich Voß's Arbeiten schon klar wird, daß, wenn es einerseits ein unschätzbarer Vortheil ist, von einem gelehrten, berühmten, kräftig eingreifenden Vater in die litterarische Thätigkeit eingeführt zu werden, andererseits doch leicht die selbständige Schöpferkraft darunter leidet. Denn was die Söhne von Johann Heinrich Voß zu Tage gefördert, ist doch größtentheils nur als gleichartige und feinen

Einfluß deutlich bekundende Mitarbeit und Fortsetzung seiner philologischen Leistungen und poetischen Nachbildungen zu betrachten, die bei anderweitigen großen Verdiensten und bei dem unbestrittenen Werth, den sie als Hülfs- und Lernmittel haben, doch durch ungelenke Härte und willkürliche Sprachmißhandlung für den poetischen Sinn ungenießbar sind. Wir finden hier dieselbe als Grundsatz auftretende, eigensinnig einseitige Neigung, gewisse Formen als schlechthin normal aufzustellen und keine andern daneben gelten zu lassen, dieselbe mosaikartige Nachbildungsweise, die den Eindruck des Originals mittels ängstlichen Wiedergebens des einzelnen Worts durch ein völlig gleichbedeutendes, wäre es auch aus der entlegensten Polterkammer des deutschen Sprachvorraths hervorgesucht, und durch hartnäckige Beibehaltung der fremdsprachlichen Wortstellung, wenn auch die deutsche Wortfügung aufs martervollste dabei verrenkt würde, zu reproduciren gedenkt. Heinrich Voß manifestirt dieselbe ungerechte Abneigung gegen die südeuropäische romantische Poesie und ihre symmetrisch-klangreichen Formen, sodaß ihm Sonette, Terzinen (die er Terzerinen nennt) und anderes dergleichen Zeug, wie er sich ausdrückt, ein Grauen macht, und Calderon gegen Shakspeare natürlich übel wegkommt.

Ich fühle es nur zu sehr — sagt er —, daß ich der sogenannten klassischen Welt angehöre und eigentlich nur mit dem großen Zeh in der sogenannten Romantik fuße. Doch genügt mir das, mir ganz herrliche Genüsse zu verschaffen, die der entbehrt, der die ganze Romantik mit Haut und Haar von sich weist.

Dies Festkleben an gewissen Formen und das unbedingte Wegwerfen anderer, worin Johann Heinrich Voß zu seinem großen Nachtheil beschränkt war, ist durch Erziehung und Angewöhnung auch auf seinen Sohn übergegangen, der, wenn er sich weniger in die Richtungen seines Vaters eingelebt hätte und unabhängiger auf eigner Bahn fortgeschritten

wäre, wohl zu der Erkenntniß gelangt sein würde, daß die Poesie und mithin auch die ächte Kritik keine Form außer der leeren verwirft, und daß diejenige Form die schönste ist, die sich mit dem Stoff am vollständigsten identificirt und in der dieser am reinsten hervortritt. Derselben Befangenheit ist das in diesen Briefen wiederholentlich ausgesprochene ungerechte Urtheil über A. W. Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare zuzuschreiben, in der offenbar mehr wahre Einsicht und richtiges Gefühl sichtbar wird als in den Voß'schen Nachbildungen. Schlegel, wenn auch wenigec treu gegen die Einzelnheiten des Ausdrucks, ist doch bei weitem treuer gegen den Dichter und befolgt viel konsequenter die erste Regel der poetischen Uebertragung: den Gedanken des Dichters so auszudrücken, wie es dieser gethan haben würde, wenn er sich der Sprache des Uebersetzers bedient hätte. Unter den mannichfachen Bemerkungen und Ansichten über Shakspeare, die Heinrich Voß seinem Freunde mittheilt, findet sich zwar viel Richtiges und wohl Gesehenes, namentlich über die Einmischung des Komischen zur Milderung allzu heftiger Eindrücke, über Romeo und Julie, Desdemona, König Lear und Makbeth, dagegen aber auch manches Verfehlte. So wird über den schon so oft beleuchteten und zergliederten Karakter Hamlet's die Meinung aufgestellt, es sei falsch, daß er seinen Wahnsinn bloß spiele, vielmehr sei er wirklich wahnsinnig, und nur dadurch lasse sich erklären, daß er Ophelien mit Härte begegne, seine Schulfreunde hinterlistig aufopfere und Laertes in Opheliens Gruft feindselig angreife. Diese Hypothese erweist sich aber sofort als unrichtig, wenn man beachtet, mit welcher Besonnenheit und Ueberlegung Hamlet, sich selbst rettend, Rosenkranz und Güldenstern, die er als untreue Freunde erkannte, dem gewissen Tode entgegensendet. Hamlet ist nicht wahnsinnig, sondern verletzt, zerrissen, ja, innerlich vernichtet durch das, was er erlebt hat. Daher kann er, obgleich zu jeder That fähig, doch zu keinem

Entschluß kommen und thut eben nur das, wozu er augenblicklich veranlaßt wird, bis er, von dem allgemeinen Verderben fortgerissen, mit zu Grunde geht.

Unter andern aus dem Leben der Voß'schen Familie zur Sprache kommenden Verhältnissen wird auch der bekannte Streit, den Johann Heinrich Voß mit Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg führte, mehrfach erwähnt, wobei wir erfahren, daß Voß, der Vater, seine Kinder von jeder Ahnung eines zwischen ihm und Stolberg bestehenden Mißverhältnisses, so lange sie in Eutin zusammenlebten, fern hielt.

Meine Aeltern ließen mich — schreibt Heinrich Voß —, als ich unter Stolberg's Augen aufwuchs, nie in die Kehrseite seines wahrhaft liebenswürdigen Wesens blicken. Alle Verhetzungen dieses Mannes, alle unfrommen Ausbrüche dieses Zeloten wurden mir und meinen Brüdern sorgfältig verhehlt. Man wollte mir nicht den Glauben an einen Mann nehmen, der stets so väterlich gegen mich war und auch so gut gegen meinen Vater, so oft es die Leidenschaft gestattete.

Dieser aus der Kindheit herstammenden Liebe zu Stolberg ist es zuzuschreiben, daß bei Heinrich Voß die oft erneuerte Erwägung des Gegenstandes immer wie Selbstberuhigung auftritt und bei dem bald darauf erfolgten Tode Stolberg's noch mehr diesen Karakter annimmt. Man sieht, daß der herbe Kampf seines Vaters mit dem väterlichen, gütigen, geliebten Freunde drückend auf seinem Herzen lastet. Auf einige trübe Aeußerungen hierüber entgegnet Jean Paul:

Stolberg's Tod hätte doch am Ende Deinen edeln Vater nicht mehr bekümmern dürfen als Jacobi'n Mendelsohn's Tod; sonst müßte man, bevor man gegen Einen schriebe, bei dessen Arzte ein Gesundheitszeugniß einholen.

Ueber gleichzeitige litterarische Erscheinungen theilen sich die Freunde ihre Ansichten und Meinungen häufig mit, wobei

es aber selten zu einem tiefern, gründlichen Urtheil kommt. Vielmehr gibt Jean Paul in seinen flüchtig hingeworfenen kritischen Aeußerungen oft einen großen Mangel an Sinn für die poetische Kunst zu erkennen. Einen Beweis davon finden wir in folgender Stelle:

Der Verfasser der falschen „Wanderjahre" hat — obwohl als Künstler nicht glänzend — doch über Goethe's moralisch-anbrüchige Karaktere vieles Recht und trifft sehr mit Herder's Tischreden zusammen. Welch ein anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Karakteren ist nicht Walter Scott's Gebährhaus gegen Goethe's heidnisch-sinnliches Heroum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesse, wiewohl in Goethe's „Wanderjahren" auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern nur der ganzen Welt, die Goethe'n nicht scharf genug nimmt. Er und Byron theilen sich in die titanische Natur, die mein „Titan" bekämpfen will.

Diese Kritik hat nur das Verdienst, daß sie die ganze oberflächliche Ansicht der halbgebildeten Menge über Goethe, Walter Scott und Pustkuchen, mit allem Schiefen, Unbegriffenen und nicht Zusammengehörigen, was darin enthalten ist, mit Jean-Paul'scher Kunst in wenige Worte zusammendrängt. So auffallend nun dieser Mangel an Kunstsinn neben einem so tiefen und feinen sittlichen Gefühl erscheint, so tritt doch dieselbe Erscheinung auch in Jean Paul's eignen Werken nicht minder deutlich hervor und dient denselben in manchem Betracht zur Erklärung. Hier wie dort aber entschädigt uns Jean Paul für solche Mängel durch die poetisch verklärende Gestaltung des zartesten Gefühls. Bei dem Tode seines Freundes Heinrich Voß schreibt er an dessen Mutter:

Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fort opfernde, nicht die eines Weichlings zufälliger Aufwallungen; sein elastisches Herz schlug ebenso stark *wider*

als für. O du unersetzlicher Heinrich! — Aber eben dieses Lieben verbürgt dir und uns das Wiedersehen, weil ohne dieses alle Liebe nur eine von einem Nichts gegen ein Nichts sein würde. Die Wissenschaft braucht zu ihrem Genusse keine Unsterblichkeit, aber die Liebe braucht zu ihrem die des Gegenstandes.

Der hier ausgesprochene Gedanke behält, auch wenn man den über die Wissenschaft darin enthaltenen Irrthum abrechnet, seine ächt Jean-Paul'sche Schönheit, und solche Gedanken ziehen uns, so oft er uns auch abstoßen und peinlich verengen mag, doch immer wieder zu dem Dichter hin.

Der Herausgeber dieses in mannichfacher Beziehung der allgemeinen Theilnahme würdigen „Briefwechsels" verdient noch dafür besonderes Lob, daß er, was darin frisch und dreist geschrieben worden, ebenso frei und unumwunden der Presse überliefert und sich durch falsche Schonung nicht hat bewegen lassen, Aeußerungen auch herbern Tadels gegen sociale und litterarische Notabilitäten wegzustreichen, denn Oeffentlichkeit ist die beste Pflegerin des Urtheils und der Sitte.

XLII.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich Sächsischem Hofrathe und Bibliothekar. Erster bis dritter Theil. Berlin 1833. 8.

Hätten wir das merkwürdige Buch, dessen erste Hälfte hier vor uns liegt, auch nur als eine Ergänzung der Denkwürdigkeiten aus Goethe's Leben zu betrachten, die der Welt bekannt sind, so nähme dasselbe schon dadurch allein die höchste Theilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch. Es enthält aber noch bei weitem mehr: denn indem die beiden Freunde sich nicht allein die Ereignisse und Verhältnisse ihres

eigenen Lebens, sondern auch alles, was sonst in den Kreis ihrer Beobachtung und Beurtheilung fiel, offen und getreulich mittheilen, geben sie uns mit ihrer eigenen zugleich eine Geschichte des deutschen gesellschaftlichen Lebens, die sich über alle Kreise und Zustände desselben verbreitet und sowohl durch ihren Inhalt als durch die Eigenheit der Darstellung das höchste Interesse gewährt. Daß wir hier objektive und subjektive Wahrheit den lautersten Quellen entschöpfen, dürfen wir nicht bezweifeln, wenn wir die Briefsteller als Männer erkennen müssen, die geneigt und im Stande waren, die Gegenstände ihrer Betrachtung mit unbefangenen Blicken aufzufassen, die in der gegenseitigen offensten Mittheilung derselben befriedigenden Lebensgenuß fanden, denen durch ihre Stellung das Wichtigste und Mannichfaltigste offen vor Augen lag, denen irgend etwas zu entstellen oder umzugestalten um so weniger in den Sinn kam, als ihre Briefe ursprünglich nicht für den Druck bestimmt waren, und die endlich beide im höchsten Maße das Talent besaßen, das Angeschaute in objektiver Lauterkeit und Schärfe darzustellen. Zu der Zeit, als dieser Briefwechsel angeknüpft wurde, war Goethe's Stellung in Poesie, Kunst und Litteratur schon bestimmt und entschieden, seine wichtigsten Werke standen da als anerkannte Denkmäler der Blüthenperiode unserer Dichtkunst und sein noch übriges Leben, wie er selbst es verstand und fortbildete, schien vornehmlich dazu bestimmt, den Geist, aus dem jene Werke entsprungen waren, in dem aufblühenden Geschlecht zu verbreiten, diesem die Richtung für Auffassung und weitere Ausbildung der Kunst zu geben, kurz eine Bahn zu ebnen, die immer steiler und mühseliger wird, je höher sie hinaufgeht. Der größte Genius aber ist nichts durch sich allein: tüchtige, nachstrebende, liebende und verehrende Genossen sammeln sich um ihn her; bewußt und unbewußt werden sie von ihm angeregt, gelenkt, beschäftigt und gefördert; indem sie die Früchte ihrer Thätigkeit ihm

freudig widmen, empfangen sie von ihm den Stoff und die Richtung zu neuer Wirksamkeit; ohne Nachtheil für ihr eignes selbständig thätiges Leben werden sie zugleich Organe des seinigen, und aus dieser Wechselwirkung erst entspringt das wahre Dasein lebendiger und allbelebender Kunst. So ist der Name Goethe nicht mehr bloß der eines ausgezeichneten Mannes, es ist der Kern einer Zeit, das Centrum immer weiter ausgedehnter Bildungskreise, der kürzeste Ausdruck einer fortschreitenden Idee. Unter den trefflichen Männern, die als Organe des hier bezeichneten Lebenskreises zu betrachten sind, steht unser Zelter nun in erster Reihe. Auch er hatte, als er zu der näheren Verbindung mit Goethe den ersten Faden anknüpfte, eine auf fester Grundlage ruhende, sichere und glücklich fortschreitende Existenz im Leben und in der Kunst sich schon errungen. Mit einer Kraft, wie sie wenigen Sterblichen eigen ist, hatte er einem schweren und rauhen Handwerk, das er durch Einsicht, Geist und Studium zur Kunst zu erhöhen wußte, nicht nur hinreichende Mittel zur Erhaltung des materiellen Lebens, sondern auch die Muße abgerungen, um einer unwiderstehlichen Neigung zur Tonkunst folgen und eine natürliche Anlage zu dieser bis zum vollendeten Talent ausbilden zu können, so daß er in der Lage war, für die Kunst leben zu dürfen, ohne von ihr leben zu müssen. Auch diese hatte er mit dem ihm eigenen Ernste in ihren wissenschaftlichen Tiefen durch strenges Studium ergründen wollen, und wenn auch das Gefühl als leitendes Princip anerkennend und gern demselben folgend, war er dennoch weit entfernt, von diesem allein nach Dilettantenart sich tragen und fortreißen zu lassen, vielmehr suchte er von allem, was er auf diesem Wege that, sich selbst die strengste Rechenschaft zu geben und jedes zu Leistende in sich zum vollkommenen Bewußtsein zu bringen. So war ihm denn auch seine Liebe zur Kunst nicht bloß die des Virtuosen, der die erlangte Kraft und Fertigkeit allein zum erhöhten und ver-

schönerten Genuß des Augenblicks für sich und andere zu verwenden pflegt, sondern die nachhaltige Liebe des ächten Künstlers, der ihre Wirkungen auf möglichst weite Kreise der Gegenwart zu verbreiten und ihre Dauer für die entfernte Zukunft zu begründen sucht. In dieser Richtung wirkend hatte er ein von Fasch gestiftetes Institut für die Einführung und Ausbildung des Gesanges in gebildeten Gesellschaftskreisen durch gemeinsamen Unterricht und Uebung mit einem jedes Hinderniß überwindenden Eifer erhalten, ausgedehnt und dergestalt befestigt, daß solches jetzt als ein Theil des öffentlichen Kunstunterrichts, auf die Sorgfalt des Staats und die Kunstliebe des Publikums gestützt, unerschütterlich dasteht. Wie Zelter dieses Institut auffaßte und behandelte, sieht man aus folgender Stelle eines Briefes an Goethe: „Der Hauptgrund aber, weswegen ich jetzt Sie hier wünschte, ist rein idealisch. Unser Chor ist immer noch nichts weiter, als ein großes Organon, das ich mit meiner Hand spielen lassen und stellen kann, wie einen Telegraphen, womit ich große Sachen andeuten und klar machen kann. Sähen und hörten Sie ihn nur ein einziges Mal, so würde Ihnen ein Licht aufgehen, was noch keinem aufgegangen ist, auch nicht mir. Eine Orgel, in der jede Pfeife ein vernunftfähiges, willig lenksames Wesen ist, kann das Allerhöchste werden, aber es verlangt auch den allerhöchsten Geist, der es beherrscht. Er findet die schönste und beste Jugend einer nicht ganz verderbten großen Residenz beisammen, die jedes gute Wort gern faßt und stillschweigend darauf ausgeht, eine Schule der Weisheit zu stiften; ihre Mittel sind endlich Poesie, Harmonie und Gesang. Ich sage es noch einmal: „Sie würden finden, was keiner noch gefunden." Eine in piquanter Weise kurzgefaßte Geschichte des Instituts und seines Verhältnisses zur musikalischen Außenwelt, die Zelter (dritter Theil Seite 124 ff.) entwirft, ist für den uns vergönnten Raum zu lang, wird aber Freunde der Musik und dieser

Anstalt höchlich erfreuen. Was Zelter's musikalische Kunstproduktion betrifft, so hatte er diese vorzüglich in der Komposition des Liedes geübt, und daß eine kunstsinnige Richtung seines Talents ihn hier vorzüglich auf Goethe's lyrische Dichtungen führen mußte, versteht sich von selbst. Einige Melodien zu Liedern aus Wilhelm Meister, die Zelter im Jahre 1796 Goethe'n zukommen ließ, fanden dessen vollkommenen Beifall und die Aeußerung desselben gab die erste Veranlassung zu dem vorliegenden Briefwechsel, der jedoch erst nach einem dem Dichter von dem Tonkünstler im Jahre 1802 abgestatteten Besuch lebhaft und weniger unterbrochen fortgesetzt wurde. Der persönliche Eindruck Goethe's war für Zelter's Leben und Wirken entscheidend und man kann wohl sagen, daß von dieser Zeit an seine Freundschaft mit Goethe das begeisternde Princip seines Lebens wurde. „Die Erinnerung dieser Tage", sagt Zelter, „wird nur mit meinem Gedächtniß aufhören. Ein neuer Geist ist in mir durch die Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gabe ist und woher sie kommt." Diesem Anerkenntniß von Seiten des Tonkünstlers kann man füglich das Folgende des Dichters entgegensetzen: „Es ist das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist: denn wenn meine Lieder Sie zu Melodieen veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodieen mich zu manchem Liede aufgeweckt haben und ich würde gewiß, wenn wir näher beisammen lebten, öfter als jetzt mich zur lyrischen Stimmung erhoben fühlen". — Wie nun nach einer zweiten Zusammenkunft Vertrauen und Zuneigung wachsen, so wird auch der Inhalt des Briefwechsels inniger, reichhaltiger und abwechselnder. Gegenstände aus mannichfachen Gebieten der Kunst und Litteratur, wie Zeit und Beschäftigung sie darbieten, werden kurz und treffend, oft auch umfassender und tiefer eindringend, immer aber geistreich und belehrend berührt. Besonders geben thea-

tralische Erscheinungen zu vielfachen interessanten Erörterungen und Urtheilen Veranlassung, wobei wir denn oft Gelegenheit haben, Zelter's sicheren Kunstsinn und scharfe Beobachtungsgabe, so wie die keck entschiedene humoristische Ausdrucksweise wahrzunehmen, in der er eine wohl motivirte Beurtheilung nach berliner Art in einen derb sarkastischen Spruch zusammen zu fassen weiß. Hierbei führt nun freilich seine Neigung, das Wahrgenommene sofort als entschiedenes Resultat hinzustellen, mitunter einige Härte herbei, er ist aber doch immer gerecht genug, sein erstes Urtheil zu berichtigen und zu mildern, wenn bei einer zweiten Beobachtung des Gegenstandes sich Gründe hierzu ergeben. Da die Veranlassung zu solchen Mittheilungen mehrentheils aus der Tagesgeschichte entnommen ist, so bieten sie dem, der sie zu benutzen weiß, eine reiche Quelle von Materialien, sowohl zur Theorie als zur Geschichte der Kunst und Litteratur, eine Quelle gleich unschätzbar durch ihren innern Werth, als durch die Länge und Wichtigkeit des Zeitraums, über welchen sie sich ausdehnt. Denn die sechs und dreißig Jahre, die uns neu verjüngt fast in der Frische unmittelbarer Wahrnehmung hier entgegen treten, berühren mit ihrem Endpunkt die allernächste Jedem noch gegenwärtige Vergangenheit, während ihr Anfangspunkt über das bewußte Leben der meisten heutigen Leser wenigstens nicht allzuweit zurückreicht. Aber auch für die Kunstpolitik ist für den Lebensverständigen so manche wichtige Lehre hier zu finden, die weder mißdeutet noch mißachtet werden darf, wenn man sich doch gestehen muß, daß leider selbst die Kunst, wo sie im praktischen Leben gefördert sein will, der Politik nicht ganz entbehren kann. Wenn nun auch bei der Lebensrichtung beider Freunde Kunst und Litteratur die Grundlage ihrer schriftlichen Dialoge bilden, so verbreiten sich doch ihre Unterhaltungen mit der Zunahme ihres freundschaftlichen Vertrauens nach und nach über alles, was sich im täglichen Leben als beachtenswerth und merkwür-

dig geltend machte, und wir genießen ihrer erfreulichen Gegenwart bei Hofe, bei Festen und Gelagen, im Familienkreise, wie im stillen Studirzimmer, in Bädern, auf vielfachen Reisen, im Gewühl der Stadt wie auf der Landstraße, immer angeregt zu theilnehmender Beschauung. Wir durchleben mit ihnen von neuem die trüben Jahre feindlicher Invasion und die frohe Zeit der glücklichen Befreiung freilich wohl auf bessere, rüstigere und gefaßtere, weniger bekümmerte Weise, als manchem von uns solche Zeiten zu durchleben vergönnt war. So wächst denn dieses briefliche Doppeltagebuch nach und nach zu einer Sammlung origineller und geistreicher Skizzen, in denen die Geschichte so vieler ereignißvoller Jahre von kunstreicher Hand zur Poesie erhöht zu neuem Leben erwachend uns erheitert und verjüngt. Sind nun Goethe's Berichte oft nichts weiter als bedeutende Summarien einer innerlich reichen, äußerlich aber nur angedeuteten Ergebniß- und Thätigkeitsfülle, so haben dagegen Zelter's Mittheilungen fast überall den hohen Reiz einer dem Freunde zu Liebe mit Lust und Freude sorgfältig ausgeführten, immer naiven, unbefangenen, ganz eigenthümlichen Darstellung, vollkommen würdig des ausgezeichneten Lesers, für den sie bestimmt waren. Meisterhaft sind in dieser Beziehung besonders die im dritten Theile enthaltenen Berichte über seine Reisen nach Wien, Prag und Presburg, nach Stralsund und Danzig, nach Holland und den Rheingegenden, nach Herrnhut und Dresden. Aus diesen trefflichen Reisebildern tritt dem Leser die Nationalität und Lokalität im Ganzen, so wie einzelne Figuren und Erlebnisse in vollkommenster Reinheit und Schärfe und in der eigenthümlich geistreichen derben Darstellungsweise Zelter's höchst ergötzlich entgegen und Goethe legte denselben so hohen Werth bei, daß er sie in saubern Heften abgeschrieben ihrem Verfasser zu sorgfältiger Bewahrung und stetem Andenken wieder zusandte, und namentlich in Betreff der Schilderung von Herrnhut

erklärte, daß er eine früher beabsichtigte Reise nach diesem Orte nunmehr ganz aufgebe, da die Darstellung seines Freundes vollkommen die Stelle der eigenen Anschauung vertrete.

Daß der Liederdichter und der Tonkünstler, wenn sie für und miteinander wirken sollen, durch ihre sittliche und künstlerische Natur einander möglichst nahe stehen müssen, wofern nicht das Werk des einen in dem des andern untergehen soll, liegt in der Sache selbst begründet, und wie nahe sich Goethe und Zelter in dieser Beziehung standen, beweisen ihre Werke. Dies würde jedoch bei weitem nicht hinreichen, um die Entstehung einer Freundschaft zu erklären, die trotz der Verschiedenheit der Bildung, der Kenntnisse, des Ranges und des Talents zu einer wahrhaften Verbrüderung, zu einer so großen Liebe anwuchs, daß die Gefühls- und Anschauungsweise des einen fast identisch wurde mit der des andern, daß die gegenseitige Mittheilung für beide zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß wurde, ja daß Zelter mit Goethe's Tode sein Leben für geschlossen erachtete und es nun gleichsam durch einen Akt des eigenen Willens fallen ließ. Ein solches Phänomen weist nothwendig auf eine höhere Seeleneinheit hin, die über alle, selbst die geistigsten zur irdischen Erscheinung kommenden Verhältnisse weit hinausliegt und alle äußerlichen Verschiedenheiten ausgleicht. Hierin läßt sich zugleich die hohe Trefflichkeit und Reinheit beider Karaktere vollständig erkennen. Goethe's Karakter liegt in seiner ganzen Größe der Welt vor Augen. Was uns hier von ihm überliefert wird, entspricht jeder Erwartung, die wir von ihm haben konnten; überall tritt sein Scharfsinn, seine Genialität, sein Wohlwollen, seine Festigkeit und Liebe in immer neuer Gestaltung hervor. Daß dies alles aber so sein müsse und nicht anders sein konnte, war voraus zu sehen und in so fern ist diese Erscheinung nicht neu. Die des anderen Freundes hingegen ist wirklich unerwartet und überraschend. In ihm finden wir auf die erfreulichste Weise

dargethan, wie eine willenskräftige Menschennatur ohne alles gelehrte Handwerkszeug und ohne die Hülfe viel gepriesener Bildungsmittel zur vollsten Reife, zur schönsten Entwickelung gelangen kann. Er studirte lebend, wie andere studirend leben. Jene in den beiden Freunden liegende höhere Seeleneinheit aber war vorhanden in ihrer ursprünglich gleich schönen, gleich kräftigen, sittlichen und intellektuellen Natur, und die Verschiedenheit in der Erscheinung entstand nur durch die verschiedenartige Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse, von denen Goethe unausgesetzt begünstigt und gefördert, Zelter fast immer bedrückt und gehemmt wurde. Wäre das letztere nicht der Fall gewesen, hätte er nicht den größten Theil seiner Kraft zur Ueberwindung solcher Hindernisse verwenden müssen, so dürfte er in der Musik zu einer Höhe gelangt sein, wie Goethe sie in der Poesie erreichte. Durch jene fortdauernde Nothwendigkeit, entgegenstehende Hindernisse durch höchste Anstrengung der Kraft zu besiegen, wurde diese Anstrengung zuletzt habituell und so erklärt sich jene oft rücksichtslose Derbheit, die ihm so manche Mißbilligung zuzog und seinem in der That liebevollen, keineswegs unzarten Gemüth nicht selten den Schein der Härte und Unfreundlichkeit mittheilte. Es war etwas von mittelalterlicher Kraft in ihm, die, was sie ergreift, eher zerdrückt, als sich entschlüpfen läßt. Der innerste Kern seines Gemüths war aber so edel und zart, als kräftig und fest, wie es sich in diesen Briefen, theils in dem Ausdruck seiner Liebe und Verehrung für Goethe, theils in den Aeußerungen über seine eigenen Lebensverhältnisse und namentlich bei dem Verlust seiner Gattin und seines Sohnes im schönsten Ausdruck eines tief eindringenden und mit männlicher Standhaftigkeit ertragenen Schmerzes kundgibt. Bei solchen Gelegenheiten tritt bei Goethe das liebevolle Mitgefühl nach seiner Weise gemäßigt in Worten, desto kräftiger aber und immer auf die zarteste Weise durch die That hervor, indem er bei dem ersteren

Anlaß äußert, daß er gern seinen Sohn, der damals noch ein Knabe war, als Abgesandten dem Freunde zusenden möchte, weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Wesens in solchem Schmerze heilsam wirken möchte, in dem letzteren Falle aber den Freund unerwartet mit dem vertraulichen Du anredet, und ihm, „der sich auf dem schwarzen Probierstein des Todes als ächtes, geläutertes Gold aufgestrichen," bei dem Verlust seines Sohnes sich selbst als Bruder darbietet. Zwei so großartig schöne, markige Naturen konnten, nachdem sie sich gefunden, nicht anders als in unauflöslicher Wechselbeziehung fortleben und das Verhältniß zwischen beiden mußte um so fester sein, da sich Zelter in tief gefühlter Verehrung seinem größeren Freunde, wie ein jüngerer Bruder, in Liebe unterordnete, all sein Leben und Handeln in steter Beziehung auf ihn zu führen sich gewöhnte, Goethe aber in jenem gleichsam die Ergänzung seiner eigenen Natur, eine Anwendung der ihm eigenthümlichen Art der Auffassung und Einwirkung auf ein von ihm selbst nicht betretenes Kunstgebiet erkannte, und so mit seinem Freunde gemeinsam den ganzen Kreis menschlicher Kunst und menschlichen Lebens, so weit dies in der Zeit als möglich erschien, zu umfassen vermochte. Auf solchen Verhältnissen ruhte eine Freundschaft, die uns als ein Muster dasteht, wie Freunde in voller Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit sich mit Bewußtsein uneingeschränkt einander hingeben, jeder auf den anderen wirken, des anderen Wirkung in sich aufnehmen, gemeinsam ihre Kräfte nach außen richten und was sie von der Außenwelt ergreifen, sich gegenseitig zuwenden sollen.

Die ersten beiden Theile umfassen die Jahre 1796 bis 1818, also zwei und zwanzig Jahre, während in dem dritten Theile nur der sechsjährige Briefwechsel von 1819 bis 1824 enthalten ist. Hier, wo die Mittheilung schon mehr ins Breite und Einzelne geht, gewinnt auch Inhalt und Darstellung ein erhöhtes Interesse, und da für die noch fehlenden

drei Theile nur noch die unserer Gegenwart zunächst liegenden acht Jahre übrig bleiben, so dürfen wir von denselben die inhaltreichste Ausbeute um so sicherer erwarten.

Einzelnes aus dem mannichfaltigen und reichen Inhalt hier zur Probe mitzutheilen, wäre zwar leicht, auch für unsere Leser gewiß interessant gewesen; demohngeachtet haben wir uns dessen, auch abgesehen von der Rücksicht auf den beschränkten Raum, enthalten, weil jedes einzelne bei seinem an und für sich zwar selbstständigen Werth doch immer erst durch seine Beziehung auf das Ganze und unter gehöriger Berücksichtigung des Vorhergehenden und Nachfolgenden seine volle Geltung erhält, mithin durch Trennung von demselben nur verlieren könnte. Die eigenthümliche Persönlichkeit der beiden Briefsteller waltet durch das Ganze fort und darf bei jeder einzelnen Mittheilung, wenn man sie recht erkennen und genießen will, niemals aus dem Auge gelassen werden. Ueberdies stehen in der Briefsammlung selbst die verschiedenartigsten Einzelnheiten durch die Gelegenheit herbeigeführt an ihrer rechten Stelle, wogegen sie abgesondert gleichsam vom Zaun gebrochen erscheinend, sofort ihre richtige Haltung verlieren würden.

Was endlich noch die Redaktion betrifft, so finden wir, daß die Berücksichtigung und Schonung noch lebender Personen so weit beobachtet ist, als dies geschehen durfte, ohne die freie Meinungsäußerung der Briefsteller zu beeinträchtigen und ohne den Inhalt zu entstellen oder die Darstellung zu entfärben, wodurch den Briefen wie dem Leser unnöthig Abbruch geschehen wäre. Niemand wird sich durch das hier Mitgetheilte in seinem Karakter verletzt fühlen. Ansichten und Richtungen in der Kunst und selbst im Leben aber können, sobald sie sich einmal der öffentlichen Beobachtung hingegeben haben, wenn sie ächt sind, den Tadel ertragen, wenn sie es nicht sind, auf Schonung keinen Anspruch machen.

XLIII.

Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Mit dem Motto: De mortuis nil nisi bene. (Zur Beherzigung für alle Recensenten.) Erster und zweiter Band. Stuttgart 1834. 8.*)

Schon darin, daß der Verfasser der vorliegenden Sammlung seine litterarische Thätigkeit erst nach seinem Tode begonnen hat und fortsetzt, muß man einen Beweis seiner sicheren Weltbeurtheilung erkennen; denn die Vortheile, die ein verstorbener Autor vor einem Lebenden voraus hat, sind, auch abgesehen von dem Umstande, daß Deutschland seine größten Schriftsteller erst nach ihrem Tode schätzen lernt, vollkommen einleuchtend. Absolute Unabhängigkeit, kühle Parteilosigkeit und unverwundbare Seelenruhe bilden die Lebensatmosphäre eines abgeschiedenen Autors, der jenseits weiter schreibt, und heben ihn auf einen Standpunkt, dessen Höhe in diesem Leben selbst bei den größten geistigen Vorzügen nicht zu erreichen und auf welchem im Urtheil die kühnste Freimüthigkeit mit der weichsten Milde vereinbar ist. Muß er mit den Unvollkommenheiten dieses zeitlichen Lebens in einen freilich oft unvermeidlichen Konflikt treten, so treffen uns seine Aussprüche aus einer Region, die unseren Waffen unerreichbar bleibt und jedes strengere Urtheil über den Inhalt seiner Bekenntnisse wird durch die gebotene und von unserem Autor auch auf dem Titel ausdrücklich in Anspruch genommene

---

*) Neumann gab bisweilen von demselben Buche zwiefach Anzeige, wo sich denn sein Urtheil in der Hauptsache als dasselbe, aber nach Verschiedenheit des Ortes und Publikums in besondrer Weise aussprach. Wir geben, als Probe seines Sinnes und Tattes hiebei, die Doppelrecension eines Buches, dessen wahre Würdigung ihm sehr angelegen war. Dieser erste Aufsatz erschien in den Berliner Jahrbüchern mit seinem Namen, der nachfolgende zweite in den Leipziger Blättern mit bloßer Ziffer bezeichnet.

Pietät gegen die Todten entwaffnet. Ueberdies aber weiß unser seliger Anonymus die anticipirten Vortheile des jenseitigen Lebens, wie man gestehen muß, mit den bequemen Einrichtungen des Zeitlichen gar geschickt zu vereinigen. Er unterhält eine lebhafte Korrespondenz mit bedeutenden und liebenswürdigen Lebenden beiderlei Geschlechts, ist von allem, was sich seit dem Erscheinen seines brieflichen Nachlasses auf der Oberwelt begeben hat, wohl unterrichtet und tritt den Tadlern desselben mit feinem Spott entgegen. Mit den in der diesseitigen Welt bestehenden Gesetzen nimmt er es nicht allzugenau; wenigstens erscheint es uns als eine „ungewöhnlich starke Benutzung der einem Verstorbenen zustehenden Rechte," wenn er den Schreibtisch des Fürsten von Pückler-Muskau (nach seinem eigenen Geständniß) eröffnet hat, um in dem vorliegenden Buche einen Theil von dessen Memoiren herauszugeben. So schwer es uns nun bei so sichtbaren Kennzeichen des Lebens auch wird, den Verfasser für todt zu halten, so sind wir doch gezwungen, einen Geist in ihm zu erkennen. Einem verstorbenen Schriftsteller solcher Art gegenüber ist ein armer lebendiger Kritiker, der sich von den Gebrechen und Fesseln der Zeitlichkeit noch keineswegs frei gemacht hat, in der bedenklichsten Lage. Wollten wir uns, um mit dem Verstorbenen auf einen gleich freien Standpunkt zu treten, etwa auch für todt erklären, so müßten wir diesen Aufsatz, der nicht anonym erscheinen darf, geradezu als unser litterarisches Testament unterzeichnen, wovon uns, aufrichtig gestanden, ein gewisses Grauen vor dem Unheimlichen des Todtenreichs, wäre es auch nur ein litterarisches, zur Zeit noch abhält. Um diese gemischten Geistesfrüchte noch bei unseren Lebzeiten eben so frei und unbekümmert um herrschende Meinungen, als sie geschrieben sind, zu beurtheilen, würden wir also ein anderes Gebiet aufzusuchen haben. Nun ist ein dazu geeignetes diesseits des Grabes zwar schwer zu finden, indessen gibt es hienieden doch wenigstens eine Region,

wo parteiloſe Prüfung und unabhängige Beurtheilung nicht nur, wie im Reiche der Todten, erlaubt, ſondern ſogar geboten ſind, nämlich die der Wiſſenſchaft. Die Rückſicht, daß der Ernſt wiſſenſchaftlicher Kritik mit dem liebenswürdigen leichten Sinn, der das Buch ſo anmuthig durchweht, ſchwerfällig kontraſtiren könnte, darf uns nicht abhalten, die Betrachtung des Gegenſtandes auf dieſem Gebiet zu verſuchen; denn da alle Kritik möglichſt objektiv ſein ſoll, ſo wird die Beurtheilung, wenn ſie anders gelingt, doch etwas von der Farbe und Geſtalt des beurtheilten Objekts wiedergeben, und wir dürfen uns alſo die Hoffnung geſtatten, unſeren kritiſchen Ernſt von den flüchtigen Streiflichtern der Geiſterwelt wenigſtens ſo lange erleuchtet und erheitert zu ſehen, als wir den Verſtorbenen recenſiren. Herkömmlicherweiſe hätten wir nun zunächſt die Fragen nach Form und Inhalt des Buchs recht gründlich zu beantworten. Dieſe Fragen ſind aber eigentlich für den Gegenſtand viel zu pedantiſch; auch haben wir auf beide nur eine Antwort. Die Form iſt — Konverſation und der Inhalt — auch Konverſation. Wir erklären uns näher. Das ganze Werk erſcheint vom Anfang bis zu Ende in der Form einer gebildeten, anmuthigen und eigenthümlichen Konverſation, wie die große Welt ſie eingibt und wenn auch nicht vertragen will, doch grade, weil ihre innerſte Natur ſich darin abſpiegelt, wohl vertragen muß. In dieſer Konverſation wechſelt das Erzählen des Erlebten mit der Reflexion darüber, wodurch denn Geſinnungen, Anſichten und Gefühle, bald ernſt bald ſcherzhaft gefärbt, in ſchnellem Wechſel vorüber eilen, Gewandtheit, Witz, Laune, kurz alle Vorzüge einer glücklichen Darſtellungsgabe im hellſten Licht erſcheinen, und der Leſer, wo ihn der Pfeil nicht etwa ſelber trifft, in der beſten Stimmung erhalten wird. Es war ein bedenkliches Wageſtück, den Deutſchen eine ſo reichliche Gabe zierlich leichten Scherzes anzubieten, ihnen eine üppige, den Ernſt in Laune und Schalkheit verhüllende

Konversation zu halten, wobei der Inhalt — wäre er auch noch so gediegen und mitunter reines Gold, doch nur auf der Oberfläche schwebend erhalten und die Form in jedem Betracht zur Hauptsache wird. Freilich können die Deutschen sonst auch bloße Form gar wohl leiden, nur muß sie mit bleierner Schwere zu Boden sinken und ziehen. Der labyrinthische Periodenbau gewisser Prosaisten und die sonore Stanzenpracht vieler Dichter stehen sogar, ohne weitere Rücksicht auf den Gedankeninhalt, in hohen Ehren. Ob aber der verwöhnte deutsche Leser die in mahlerisch wechselnden Wolkenformen leicht vorüber eilende Gesellschaftsprosa des Verstorbenen sich gefallen lassen würde, konnte allerdings zweifelhaft erscheinen. Durch den allgemeinen Beifall, den seine Briefe fanden, ist dies jedoch nun wohl entschieden und es bliebe nur zu ermitteln, auf welche Weise dies gelingen konnte. Die Konversation der großen Welt steht wohl nur mit Unrecht fast allgemein in üblem Rufe. Viel zu sehr ist man überall der Meinung, daß es ihr Karakter sei, aus Furcht vor Ermüdung über alles leicht und oberflächlich hinzugehen, bei keinem Gegenstande sich lange aufzuhalten, daher auch keinen ergründen oder ganz umfassen und lieber ein luftiges Nichts als ein bleiernes Zuviel sagen zu wollen. Man irrt sich aber. Allerdings besteht die erste Regel der guten Unterhaltung in dem Verbot: du sollst nicht langweilen, was denn wieder so viel sagen will, als bei einem Gegenstande nicht zu lange weilen. Leute, die nur diese eine Vorschrift der Unterhaltung befolgen, werden nun freilich in einem Athem tausend verschiedene Gegenstände zur Sprache bringen, von einem flüchtig zum andern eilen und für keinen Interesse erregen, wodurch die Langeweile denn nicht verscheucht, sondern nur anders modificirt, aus einer grauen eine bunte wird und nicht aus dem Mangel, sondern aus der Nichtigkeit der Gegenstände entspringt. Es gibt aber noch eine zweite nicht so leicht zu befolgende Vorschrift. Sie heißt: du sollst nichts

Unbedeutendes reden. Alles, was der gute Gesellschafter sagt, wird also durch Inhalt oder Form ansprechen, es wird entweder scharfsinnig, witzig, geistreich, neu oder wenigstens in neuer Wendung gesagt, und dies zu leisten wird um so schwerer sein, wenn dabei die erste Regel, die der Kürze, befolgt wird. Aus diesen beiden Regeln wird dann eine unendliche Menge von anderen natürlich abzuleiten sein, die wir, um die erste nicht zu verletzen, hier übergehen müssen. Gibt es nun in dem kleinen Kreise, den man die große Welt nennt, viele Personen, die jenen Vorschriften vollständig genügen, so wird man das gangbare Vorurtheil gegen ihre Konversation wohl ablegen müssen. Daß es aber solche Personen gibt, davon ist der Verstorbene ein lebendiges Beispiel. Seine Tutti Frutti sind schriftlich fixirte Konversationsstücke.

Er legt es nicht darauf an, seinen Leser zu belehren, zu bessern, zu rühren, zu erheben; er konversirt mit ihm, und dies in solcher Weise, daß er, vortrefflich unterhalten, sich in der besten Gesellschaft findet, wobei denn alle jene anderen Vortheile sich von selbst einfinden. Ein solches Ziel, wäre es dabei scheinbar auch nur auf die angenehme Ausfüllung einiger Stunden abgesehen, darf man nicht für unbedeutend halten. Nichts ist so förderlich für die Erkenntniß und Veredlung des Lebens, als gute Unterhaltung, und gewiß würden unsere Gelehrten und Schriftsteller weder an Erkenntniß noch an Einfluß dabei verlieren, wenn sie weniger mit Büchern und mehr mit der großen Welt verkehren wollten und könnten. Da sie nun hierzu in der Regel sehr schwer zu bewegen sind, so erwirbt sich der Verfasser ein großes Verdienst, indem er die Annehmlichkeiten seiner Unterhaltung durch den Druck vervielfältigt und sie so in der einzigen für diese Klasse zugänglichen Form den Stubengelehrten gleichsam auf die Stube schickt. Gewiß ist es wünschenswerth, daß alles Schöne und Ausgewählte, woran sich

die höhere Welt erfreut, auch in den weitern Kreisen des abwärts liegenden Lebens zu veredeltem Genusse mitgetheilt und verbreitet werde. Dieser Wunsch offenbart sich deutlich genug in den Bewegungen der Zeit, nur sind leider die Wege, die man zur Erfüllung desselben einschlägt, nicht immer die richtigen. Die Gipfel der Berge sind zu eng, um alle Welt aufzunehmen; durch das heut zu Tage sichtbare Drängen nach der Höhe wird der obere Raum nicht erweitert und das nicht minder häufige Bestreben, die Berge ganz abzutragen, dürfte eben so chimärisch sein. Soll also der allgemeine Wunsch erfüllt werden, so wird nichts übrig bleiben, als daß man die Wohlthat des Feuers, wenn es dort oben lodert, herabtrage und Licht und Wärme auch in den untern Räumen zu verbreiten suche. Der Verstorbene, der in jenen höheren Regionen seine Heimath hat, wie man wenigstens aus den Freiheiten, die er sich mit dem Fürsten von Muskau herausnimmt, schließen muß, macht sich daher auch um das größere Publikum nicht wenig verdient, indem er die Denk- und Anschauungsweise der höheren Welt in seinen lebensvollen Darstellungen vor uns entfaltet, wodurch wir denn in den Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, inwiefern dort Nachahmungs- und Wünschenswerthes auch für uns zu finden und zu erreichen sein möchte. Daß eine Unterhaltung, wie die des Verstorbenen, so leicht und ungezwungen sie sich auch darstellt, doch deshalb nicht leicht zu führen sei, geht schon aus dem Angedeuteten hervor. Eine so freigebige Ausgabe setzt eine reiche Einnahme voraus, eine Einnahme, die man, was auch die Natur durch angeborne Gaben und das Glück durch eine günstige Stellung dazu beigetragen haben mögen, doch nur durch unablässige Uebung des Blicks, durch emsiges Sammeln der mannichfaltigsten Anschauungen, durch immer thätige, besonnene Behandlung gegebener Lebensverhältnisse und steten Fleiß in Rede und Schrift zu ausreichender Höhe steigern kann. Indem der

Verstorbene diese einfachen Erlebnisse kleiner Reisen, diese Bilder aus seinem Leben, diese Beschreibungen von Gegenden, Gebäuden und Kunstwerken, Bemerkungen über Lebensverhältnisse, Phantasiespiele und abgerissene Gedanken mancher Art, ja selbst nur Erzählungen und Anekdoten, die der Zufall in seine Hand gegeben, mit anscheinender Leichtigkeit vor uns ausstreut, entfaltet er eine Fülle mannichfaltiger Kenntnisse, reicher Anschauungen und eine seltene Darstellungsgabe. Freilich ist von allem diesen der Mittelpunkt er selbst, dies liegt jedoch in der Natur der Sache. In der Konversation zahlt man mit seiner Person, man zeigt sich im möglich vortheilhaftesten Lichte und wird gewissermaßen sein eigenes Kunstwerk. Hierzu muß man sich selbst gebildet haben und man kann nicht läugnen, daß der Verstorbene sich als solches wohl gelungen ist. Eine Bildung wie diese konnte freilich nicht aus systematischen Studien hervorgehen, sie mußte die Frucht eines den gegebenen Lebensstoff mitten im Genusse scharf beobachtenden, mit demselben nach mancherlei Richtungen hin experimentirenden Lebens sein, dem eine höchst günstige äußere Lage die reichsten Quellen der Anschauung und Belehrung eröffnete. Wenn nun eine hohe Stellung im Leben den Ueberblick der Verhältnisse erleichtert, so erschwert sie dagegen den tieferen Einblick in das Einzelne, und daher mag es kommen, daß der Verstorbene seinen Sinn vorzugsweise für alles das geschärft und ausgebildet hat, was Natur und Menschheit zur äußeren Erscheinung bringen, während ein tieferes Eindringen in die Regionen des innersten Seelenlebens vielleicht einem minder hohen Standtpunkt der realen Existenz vorbehalten bleibt, wo dem geistigen Auge nicht so viele Gegenstände, die wenigen aber näher zur Betrachtung vorliegen. Wer sich in der großen Welt bewegen will, muß zunächst der Formen Meister sein, und in diesem Element bewegt sich der Verstorbene mit einer Sicherheit und Gewandtheit, wie sie schriftstellerisch ausgeprägt sich selten findet. Was

er uns zeigen will, lebt und bewegt sich in überraschender Wahrheit der äußeren Erscheinung. Besonders aber glückt es ihm, die komische Seite derselben aufzufassen, und er versteht es, das Komische der feineren Gattung, diesen Hauptbestandtheil der Konversation, mit graziösem Muthwillen und bei allen besonderen Rücksichten des Benehmens mit ganz ungewöhnlicher Freiheit zu behandeln, so daß manches sonst Ungesagte nur auf diesem Gebiet zu Worte kommt. Alles, und selbst das Medisanteste, was in dieser Gattung hier erscheint, würde zwar im Gesellschaftszimmer ohne Scheu gesagt und ohne Mißfallen gehört werden: schwarz auf weiß überrascht es allerdings — doch wohl nur auf den ersten Anblick. Warum sollten wir nicht auch dieser Freiheit gewohnt werden? Warum sollten wir tadeln, daß der Verstorbene die Lesewelt zum Salon macht und das Publikum, heut zu Tage eine so angesehene und einflußreiche Person, in gleicher Weise wie die vornehme Welt zu unterhalten sucht? Es erscheint bewundernswerth, daß er die Freiheit der Rede und des Urtheils, die gewisse als seine Antipoden zu betrachtende Schriftsteller auf eine widerwärtige Weise nur durch verächtliches Zerbrechen aller anständigen Formen sich anmaßen, durch vollkommene Beherrschung derselben sich zu sichern weiß.

Betrachten wir die Hauptrichtungen, die der Verstorbene hier wie in seinen Briefen hervortreten läßt, so finden wir zunächst eine Neigung zur Aristokratie, die jedoch bei weitem weniger mit der Demokratie als mit der Administration im Gegensatze steht. Auch zeigt sich der Aristokratismus, schon wundermild und herabgestimmt, mehr in der Gestalt einer poetischen Lebensanschauung, deren verschwindendes Objekt seine Stimmung trübt. Ihn über diesen Punkt zu widerlegen scheint so wenig nöthig und möglich, als es hier am Ort sein würde. Lieber würden wir ihn darüber trösten, wenn ein so heiterer Geist, wie der seinige, des

Trostes bedürfen könnte. Für ein unbefangenes Auge, würden wir ihm zurufen, liegt das Poetische in der Zukunft eben so schön und rein, wie in der Vergangenheit. Dieses schwarze Vorausblicken in ein Zeitalter farbloser industrieller Gleichheit ist eine Täuschung. Dies mächtige Vorschreiten der Industrie zeigt sich uns nur als ein aufgedrungener Kampf gegen die Noth der Zeit und wir glauben nicht, daß durch das Streben in dieser Richtung Kunst und Poesie gelitten haben oder leiden könnten, wenn sie auch, wie die Wissenschaft, einen allgemeiner socialen und exoterischen Karakter annehmen sollten. Uns erscheint der Sinn für das Edle und Schöne als eine unvertilgbare Mitgift der Menschheit, die nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist, durch Umgestaltung des geselligen Zustandes nicht verloren gehen, sondern nur in immer neuen Modifikationen wieder hervortreten kann. Alle Trauer um den Untergang bestehender Verhältnisse, alle Bestrebungen, sie mit eiserner Beharrlichkeit unveränderlich fest zu bannen, würden uns lächerlich erscheinen, wenn wir die unerträgliche Langweiligkeit eines durch Aeonen fortgesetzten gleichen Zustandes, einer chinesischen Stabilität erwägen wollten. Eben so wenig dürfen wir das Streben nach idealischen Vollkommenheitszuständen, weil sie unmöglich zu erreichen sind, so gradezu verwerfen. Die Menschheit ist einmal dazu verurtheilt, das Unmögliche zu versuchen, wobei denn gelegentlich doch immer einiges Mögliche erreicht zu werden pflegt. Daß das aristokratische Element, aus dem der Verstorbene sein Leben empfangen und fortgebildet hat, auch in seinen politischen und poetischen Ansichten vorherrscht, ist so natürlich, daß es keinem Tadel unterliegen kann, um so weniger, als er für den höheren und besseren Aristokratismus, den der Gesinnung und Intelligenz, den feinsten Sinn und auch in diesem eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, das eifrigste Bestreben zeigt. Polemisch tritt diese Richtung freilich nicht immer frei von

Bitterkeit und selbst von Ungerechtigkeit hervor und braucht, von dem Gewand des Scherzes leicht verhüllt, den Witz als wohlgeführte Waffe, wobei denn auch der neue Adel nicht ungeneckt bleiben konnte. Hier, wie an vielen Stellen, reizen die Tutti Frutti zu lebhaftem Widerspruch, der denn auch wohl nicht ausbleiben wird. Dies ist aber der Karakter und das Verdienst lebhafter Konversation. Sie gibt nur Ueberschriften, den kurzen Inhalt wichtiger Kapitel, die immer noch weiterer Aufklärung, bedeutender Kontroverse wohl fähig, ja bedürftig sind; hier soll der Witz den Witz, das Paradoxe seine Lösung, das Einseitige seinen Gegensatz hervorrufen, wobei die Wahrheit denn zuletzt um so reiner hervortreten und den Streit versöhnen muß. Wir unsererseits wünschen, daß dem Verstorbenen die reiche Ernte witzvollen Widerspruchs, wozu er den Samen so freigebig ausstreut, nicht mißrathen, daß er sie ruhig und fröhlich genießen möge, und daß kein künftiger Maleke von Goldberg die Bilder seiner würdigen Ahnen als alterthümlichen Schmuck oder gar als Trophäen eines mit goldenen Waffen errungenen Sieges um sich versammeln möge. — Personen, deren Ausbildung vom realen Leben ausgeht und die über dasselbe anhaltend reflektiren, werden, wenn sie ihre Betrachtung auf den geistigen Zusammenhang und Ursprung der Dinge richten, zu einer gewissen weltmännischen Philosophie gelangen, die als reines Produkt der Verstandesreflexion wohl auch eine Neigung zur Freigeisterei begünstigt. Dies wird um so mehr der Fall sein, je schärfer der operirende Verstand ist, da die Sicherheit des Urtheils in Verhältnissen des realen Lebens natürlich dazu hinführt, auch spekulative Sphären und Gegenstände mit dem Verstande abreichen und ermessen zu wollen, der doch seiner Natur nach dafür unzulänglich ist. Nicht allein dieses Bedürfniß tritt bei dem Verstorbenen deutlich hervor, sondern daneben und vielleicht unbewußt auch das Gefühl jener Unzulänglichkeit des Verstandes im Reich

der Ideen. Hieraus allein wenigstens wird uns das geäußerte Begehren nach der Erscheinung eines „neuen Christus", erklärlich, worüber sich der Verfasser in der Vorrede zum zweiten Theile näher ausspricht. Fände sich ein solcher wirklich, so würden wir ihn sofort für den alten erkennen und inne werden, daß er niemals abwesend gewesen sei, da wirklich alles, was in dieser Region gesucht und gefunden werden kann, in ihm schon vollständig vorhanden ist. Hierin spricht der Verfasser, ohne es vielleicht zu ahnen, gradezu das Bedürfniß des Glaubens aus, den aber ein neuer Christus nicht bringen kann, wenn ihn der alte nicht schon gebracht hat, entgegengesetzten Falles aber nicht zu bringen braucht. Die Formen, in welchen christliche Ansichten in Individuen und Gemeinden hin und wieder hervortreten, sind für das Auge des Verstandes freilich nicht immer frei von Lächerlichkeit. Das unbedingte Feststellen und Festhalten religiöser Wortformeln zur Sicherung der Glaubenseinheit, eine gewisse weichliche und geschmacklose Phraseologie und Bildersprache als stereotyper Ausdruck christlicher Gesinnungen, Ansichten und Gefühle zeigt sich als etwas Kleinliches, da der Inhalt des Glaubens als ein Unendliches nicht in Worte gebannt werden kann. Will nun solche Begränzung sich gar durch weltliche Mittel zur Herrschaft erheben und in die Weltverhältnisse eingreifen, so erhebt sich sofort der Zeitgeist zu feindseliger Gegenwirkung und bekämpft in solchen Bestrebungen die gehässigen und lächerlichen Elemente, die aller irdischen Erscheinung beigemischt sind. Auch der Verstorbene zieht gegen Auffälligkeiten solcher Art mit der Geißel des schärfsten Spottes zu Felde, wobei mancher Angriff dem Vorwurf der Persönlichkeit nicht entgehen wird und viele vielleicht mitunter mehr den kampflustigen Parteigänger, als den pflichtdurchdrungenen Kämpfer für Licht und Recht in ihm erblicken werden. Bei dergleichen Anlaß kann die Kritik weder Wirkung noch Gegenwirkung billigen, vielmehr nur

bedauern, daß beide vorhanden sind und wünschen, daß eine die andere aufheben möchte. Beruhigend ist, daß der gesunde Kern des Christenthums weder durch Obskurantismus noch durch Freigeisterei gefährdet werden kann und den Lojolas und Voltaire's aller Zeiten und Formen zum Trotz seine Früchte fort und fort über den Erdkreis hinstreut.

Unter den mannichfachen Früchten, die der Verstorbene darbietet, kehren wir immer am liebsten zu seinen Natur- und Lebensschilderungen, zu denjenigen zurück, die den tieferen geistigen Lebensfragen weniger nahe stehen. Lieber sehen wir ihn mit Phänomenen als mit Problemen beschäftigt. Hier, wo er in ungemischter Stimmung und ungefärbter Meinung sich der Natur überläßt, sein scharfes Auge dem Eindruck der Objekte hingibt, stellt er das Bild mit wenigen leichten und kräftigen Zügen in reiner Lebensfrische hin, so daß man mit ihm sieht und lacht, genießt und sich erfreut. Dieses liebenswürdige Element, als der Hauptbestandtheil der beiden vorliegenden Bändchen, macht dieselben zu einer reizenden und erfreulichen Gabe; überhaupt aber gehören die Schriften des Verstorbenen zu jener wenig zahlreichen und unschätzbaren Klasse von Büchern, in welchen ein menschliches Individuum sich unbefangen und unverholen mit allen seinen Eigenheiten, mögen sie für Fehler oder Tugenden gelten, frei und offen hingibt, wodurch denn eine subjektive Wahrheit zur Anschauung gelangt, die der Produktion schon allein einen hohen Werth geben würde, wenn auch nicht, wie es hier der Fall ist, die Freiheit und Kraft einer meisterhaften Darstellung sie in das Gebiet der Poesie hinübertrüge.

XLIV.

Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster und zweiter Band. Stuttgart 1834. 8.

Daß der Verfasser sich nicht einen Verstorbenen, sondern gradezu den Verstorbenen nennt, als gäbe es keinen außer ihm, ist nicht leere Anmaßung, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte, denn unter den vielen Lebenden, die als Leichen herumgehen, tritt er mit einer Freiheit und Geistlebendigkeit auf, die ihn solcher Auszeichnung vollkommen würdig machen und ihn wohl berechtigen, sich κατ' ἐξοχὴν den Verstorbenen zu nennen. Die schriftstellerische Form, die er sich eigenthümlich geschaffen hat, darf er als seinen ausschließlichen Besitz betrachten; auch ist er uns durch seine Briefe schon nicht als ein Verstorbener, sondern vielmehr als der Verstorbene, als eine mit dem Leser und mit dem Leben wohlbefreundete Person bekannt, der man wieder zu begegnen und sie unter diesem Namen als eine litterarische Notabilität anzuerkennen sich immer freuen wird. Referent ist sonst nicht geneigt, sich mit dem Spruch: de mortuis nil nisi bene, den Mund verschließen zu lassen, wird aber von dem gegenwärtigen Verstorbenen doch viel Gutes zu sagen haben, nicht weil derselbe todt ist, sondern eben weil er lebt, und zwar tüchtig und kräftig, wie es sich für einen Mann gebührt, der sein Leben nicht mit dem Sterbestündlein zu schließen, sondern erst recht anzufangen gedenkt. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß er sowohl in diesem als in jenem Leben nicht zur Unter-, sondern zur Oberwelt gehört. Als Geist nämlich schwebt er über den zeitlichen Dingen; er betrachtet und behandelt sie mit dem sichern Ueberblick, den nur ein höherer geistiger Standpunkt gewährt. Als Schriftsteller aber, in welcher Qualität er allein noch mit dem zeitlichen Leben verkehrt gehört er zwar der Opposition, doch keineswegs

der liberalen, sondern vielmehr entschieden und unverhohlen der aristokratischen Seite derselben an, was ihm denn nicht zu verdenken ist, denn — il fait son métier. Geständlich ist er in der hohen Aristokratie geboren und erzogen, betrachtet sie, seiner Bildung und Ueberzeugung nach, als ein nothwendiges Element des Staats- und geselligen Lebens, ja diese Ansicht ist ihm gewissermaßen zu einer religiösen geworden, denn die Gleichheit, nach welcher der Zeitgeist so mächtig hinstrebt, erscheint ihm als ein Zustand, den Gott nicht gewollt habe. Die Offenheit, mit der er diese Meinung ausspricht und verficht, ist ehrenwerth und sein Aristokratismus, da er augenscheinlich nicht aus Selbstsucht und Stolz hervorgeht und mit der Achtung vor jedem fremden Recht und Verdienst verbunden ist, darf, wenn auch Widerspruch, doch keine Feindschaft erwecken. Gewiß würde auch der Geist unsers Verstorbenen nicht zürnen, wenn ihm erwiedert würde, daß zwar allerdings die Ungleichheit aller Geschöpfe und also auch der Menschen in der Natur begründet ist und daher in Gott ihren Ursprung hat, daß wir aber darum doch gar keine Ursache haben, diese natürlichen Ungleichheiten, die als Hindernisse des Genusses und des zeitlichen Glücks gewiß nur eingesetzt sind, um durch das Streben, sie zu überwinden, als ein Mittel zu unserer Vervollkommnung zu dienen, noch durch eine künstliche und unnatürliche Ungleichheit, nämlich durch einen angeborenen Unterschied der Stände willkürlich zu vermehren, daß vielmehr die Lehre Christi selbst, durch welche uns der Wille Gottes offenbart worden ist, darauf hinweist, daß die Menschen als Kinder Gottes, als Brüder leben sollen, wodurch denn eine ungleiche Vertheilung zeitlicher Güter und Vorzüge, soweit sie durch menschliche Institutionen künstlich erzeugt wird, schon von selbst ausgeschlossen ist.

Der Verstorbene, der übrigens sichern Kennzeichen und seinen eignen Andeutungen nach in Preußen zu Hause ist,

richtet seine Opposition zunächst gegen die Beamtenwelt, die er der Sucht des Vielschreibens und Vielregierens, des Hochmuths, vermöge dessen sie eine neue Aristokratie zu bilden suche und als eine geschlossene und fest zusammenhaltende Körperschaft jedem Widerstande zu begegnen wisse, der Parteilichkeit für den Geringern und Armen gegen den Vornehmen und Reichen, wodurch der Letztere tausend Angriffen und Mißhandlungen ausgesetzt werde, des Eigennutzes in der Ausübung der ihnen zugestandenen Entschädigungsrechte und mancher andern Laster anklagt. Diese Beschuldigungen, die freilich zu scheinbarer Milderung in der Erzählung, in der sie vorkommen, einem mürrischen, durch vielfaches Unglück erbitterten, auf seinen alten Adel hartnäckig stolzen, alten Gutsbesitzer in den Mund gelegt werden, sind darum doch nicht minder ungerecht und hart. Der Verstorbene, der sich im Gespräch mit dem alten Murrkopf selbst redend einführt, widerspricht ihm zwar auch und fügt die Bemerkung hinzu, der Alte sei in seinem Unmuth ebenso erhitzt als ungerecht geworden, habe das Ueble übertrieben und dagegen hunderterlei Gutes mit Stillschweigen übergangen; indessen zeigt sich doch deutlich genug, daß diese Beschwichtigung bei weitem weniger ernst gemeint ist als die Anklage selbst. Referent, der Gelegenheit gehabt hat, den Beamtenstand in Preußen sowohl wie in andern Ländern kennen zu lernen, mißkennt die Fehler nicht, die dieser wie allen menschlichen Institutionen ankleben, gegen die übertriebenen und offenbar aus einem durch einzelne unangenehme Erfahrungen gereizten Gefühl hervorgehenden Beschuldigungen des Verstorbenen aber muß er diesen Stand dennoch in Schutz nehmen. Der esprit de corps, der sich bei den preußischen Beamten gebildet hat, wenngleich wohl, wie dies überall und in andern Ländern noch weit mehr der Fall ist, hin und wieder in Anmaßung und Nepotismus ausartend, beruht dennoch ursprünglich auf einer ehrenhaften, streng rechtlichen Gesinnung, welche die

Ehre des Standes auch nach außenhin zu vertheidigen und unangetastet zu erhalten sucht. Eigennutz, wenn er auch in einzelnen Fällen vorkommen mag, ist gewiß kein allgemeiner Fehler der preußischen Beamten, und wer die Bestechlichkeit und Habsucht der Staatsdiener aller Klassen bei unsern westlichen und östlichen Nachbarn kennen gelernt hat, wird die Uneigennützigkeit der Angestellten in Preußen auf einer hohen Stufe finden. Wenn sie wirklich den Armen auf eine parteiische Weise gegen den Reichen in Schutz nähmen, so würde dies grade für ihre Uneigennützigkeit sprechen, da bei solchem Verfahren nichts zu gewinnen ist. Gewiß sind die Armen ebenso geneigt, grade das Gegentheil zu behaupten, und von unsern Radikalen hört man oft genug die entgegengesetzte Beschuldigung, woraus denn abzunehmen sein dürfte, daß die preußischen Beamten in diesem Punkt eben die richtige Mitte halten. Auch scheint es im allgemeinen nützlicher zu sein, wenn der Schutz des Armen gegen den Reichen etwas zu sehr berücksichtigt wird, als wenn das Gegentheil der Fall wäre, da der Arme dieses Schutzes im Ganzen bei weitem mehr bedarf als der Reiche, dem durch sein Vermögen schon hinlängliche Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen, und der nur zu oft geneigt ist, sich für besser als den Unvermögenden und jeden Anspruch des Letztern für einen Eingriff in seine Rechte zu halten. Kann nun gleich der Angriff des Verstorbenen auf einen Stand, der im Ganzen höchst achtungswerth ist, nicht gebilligt und der Inhalt seiner Anklagen nicht zugestanden werden, so dienen doch die Gewandtheit, der Witz und der feine satirische Humor des Angreifenden als Verdienste der Form dem Leser auch hierbei zu großer Belustigung, und sollte auch den Angegriffenen selbst, die wohl wissen, daß diese Dinge in der Praxis ganz anders sind, als sie nach außenhin erscheinen, wenn sie verständig sind, mehr zur Erheiterung als zur Erbitterung gereichen. Um unsern Lesern von der tiraillirenden Kriegführung des

Verstorbenen und zugleich von dessen Styl eine deutlichere Anschauung zu geben, möge nachstehendes Schreiben desselben hier eine Stelle finden. Man muß wissen, daß in der Provinz, die der Verstorbene bewohnte, zur Wahl eines neuen Direktors bei einem im Interesse der Stände bestehenden Institute geschritten werden sollte. Der Verstorbene, der hierbei ebenfalls sein Votum abzugeben hatte, reichte dasselbe in folgender schriftlichen Abfassung ein.

„Geehrteste Herren! Da ich als ein halber Einsiedler lebe, so bin ich dergestalt unbekannt mit den markanten Talenten unserer Provinz, daß für mich wirklich so gut wie gar keine da sind, ebenso wie der Blinde keinen Begriff von der Farbe hat. Vielleicht hätte mir die aus Prellau mitgenommene lange Nase früher als Fühlhorn dienen können, aber sie existirt leider nicht mehr. Demungeachtet wünschte ich sehnlich, populair zu stimmen, um im Voraus gewiß zu sein, mich der Mehrheit anzuschließen, damit mir es nicht etwa so gehe wie dem seligen Grafen S... auf unserem Landtage, der bei der Landesältestenwahl nur eine einzige Stimme für sich hatte, welches seine eigne war. Ich werde daher meine Wahl auf eine moralische Person fallen lassen, und darf ich nach der Analogie bisheriger Ereignisse schließen, so glaube ich auf dem rechten Wege zu sein, um mir Ihren ganzen Beifall zu erwerben. Mit Einem Worte, ich gebe meine Stimme von neuem wieder niemand anders als: dem alten Schlendrian.“ Mit Zuversicht glaubte ich nun, mich recht sehr beliebt gemacht zu haben, aber, o Schrecken! wie umgekehrt kam es! Das Institut belangte mich injuriarum, und noch schwebt der furchtbare Proceß.

Der Verstorbene steht ferner in Opposition mit dem scheinheiligen Pietismus, der gehässigen Verketzerungssucht und der affektirten Stockgläubigkeit, die heutiges Tages immer größern Raum zu gewinnen weiß und zu einer so furchtbaren Macht heranzuwachsen droht, daß der kräftigste Wider-

ſtand dagegen zur Pflicht wird für jeden, dem Vernunft und Wahrheit einen Werth haben. Auf dieſem Kampfplatz ſieht man den Verſtorbenen gern die unerbittliche Geißel ſeines Witzes ſchwingen, wenngleich auch hierbei perſönliche Angriffe vorkommen, die man, wenngleich belachen, doch zugleich auch tadeln muß. So ſagt er z. B. von einem gewiſſen Profeſſor (er nennt ihn Rückwärts), den die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Philoſophie zum Glauben, und der Glaube an den Hof geführt haben ſoll, daß, ſeitdem er dort Aufnahme gefunden, „ſelbſt ſeine Hoſen Protektorfalten ſchlagen.“ Dieſer originelle Einfall könnte unſere Kleiderkünſtler leicht auf die Erfindung eines neuen Schnittes für beſagtes Kleidungsſtück führen und Hoſen à la Cromwell in die Mode bringen. Nachdem nun die Antipathien des Verſtorbenen, wenigſtens die hauptſächlichſten derſelben, beſprochen worden, ſcheint es angemeſſen, auch von ſeinen Neigungen einiges anzuführen. Hier findet ſich nun zunächſt ein tiefliegender innerer Trieb zu unmittelbarer Anſchauung des Lebens und insbeſondere der Natur. Durch eine reichliche Befriedigung dieſes Triebes iſt er zu einer ſeltenen Schärfe der Auffaſſung gelangt, und die ſtete Uebung, das Aufgefaßte durch mündliche und ſchriftliche Mittheilung ſich und andern zum Bewußtſein zu bringen, hat ein ſeltenes Talent der Darſtellung zur höchſten Ausbildung geführt. Beſchreibungen von Gegenden, Gebäuden und Kunſtwerken liefert er in größter Vollkommenheit. Eine zweite Neigung des Verſtorbenen hängt mit der erſtern genau zuſammen, nämlich die zum Scherz und zur Satire. Wer das Thun und Treiben der Menſchen in vielfach wechſelnder Bewegung an ſich vorübergehen läßt und ſie im tauſend verſchiedenen Verhältniſſen ins Auge faßt, dem zeigen ſich zunächſt ihre Schwächen und Unvollkommenheiten. Dieſe in ihren karakteriſtiſchen Verſchiedenheiten aufzufaſſen und darzuſtellen, beſitzt der Verſtorbene ebenfalls ein durch lange Uebung erhöhtes Talent. So faßt er denn menſchliche und

gesellige Verhältnisse mit einer gewissen ironischen Ueberlegenheit am liebsten von ihrer lächerlichen Seite auf, und selbst da, wo er mit und über Menschen in wahrer Zuneigung spricht, hüllt sich diese gern in das Gewand des Scherzes, wogegen aber auch sein Angriff, selbst der wohlgezielte und richtig treffende mehr neckt als verwundet, mehr spottet als kränkt und immer als anmuthiges Spiel erscheint, dessen graziöse Bewegung durch heftige Leidenschaft niemals entstellt wird. Der Verstorbene zeigt ferner eine entschiedene Neigung zu veredeltem Lebensgenuß. Diese Neigung ist zwar allgemein genug verbreitet, wird aber doch wohl nur in höhern Ständen so ins Detail hinein als wahres Studium und Geschäft betrieben, so daß sie in bewußter Theorie bis zu den kleinsten Bequemlichkeiten und Einrichtungen hinab auf Grundsätze und Regeln gebracht wird. Hier zeigt sich denn selbst bei Dingen, die der gewöhnliche Mensch wie instinktmäßig und unbewußt verrichtet oder in sich aufnimmt, reifliche Ueberlegung und Absicht. Wenngleich nun dem gewöhnlichen Sinn ein solches Raffinement, auf die kleinsten täglichen Genüsse angewandt, als etwas Kleinliches, der Betrachtung Unwürdiges erscheinen möchte, so bin ich doch weit entfernt, diese Neigung zu tadeln, vielmehr scheint sie mir als eine Aeußerung angebornen Kunstsinnes, die den Genuß des Lebens in jedem Moment zum Bewußtsein zu erhöhen und zu adeln vermag, mit einer höhern Richtung des Gemüths sehr wohl vereinbar zu sein. Auch zeigt sich der Verstorbene nicht nur bei solchen Einzelnheiten, sondern auch da, wo er Kunstwerke, Gebäude, Anlagen und dergleichen beurtheilt, als ein Mann von feinem Geschmack und tiefer Einsicht. Weniger begreiflich erscheint es, wie bei dieser der Beförderung eines bis in die kleinsten Einzelnheiten verfeinerten Lebensgenusses zugewandten Richtung der Verstorbene sich doch zugleich einer entschiedenen Abneigung gegen die industrielle Richtung der Zeit hingeben kann, die doch eben in jenem Triebe zur Er-

leichterung und Verbreitung eines feinern Lebensgenusses ihren Ursprung hat. Freilich ist diese Richtung dem aristokratischen Princip diametral entgegengesetzt, da Privilegium und Industrie sich gegenseitig vernichten. Eben dieser Umstand aber läßt auch hoffen, daß der Verstorbene bei seinem sonst so scharfen Blick und seiner richtigen Einsicht in alle Lebensverhältnisse mit allen Verständigen seines Standes endlich zu der Ueberzeugung gelangen werde, daß die Stellung der Geburtsaristokratie gegen die unhemmbare Bewegung der Zeit nicht mehr haltbar ist. Jene starren Verfechter des Alten, die in ihren politischen Theorien das historische Princip gleichsam für sich gepachtet zu haben glauben, jene Kreuzprediger des Privilegiums, die auf die sogenannten papiernen Konstitutionen mit einem vornehm-verächtlichen Seitenblick herunterschauen und das Privilegium vielleicht nur darum vorziehen, weil es auf Eselshaut geschrieben ist, mögen sie auch so geschickt, so konsequent und kenntnißreich sein als die Mitarbeiter des „Berliner politischen Wochenblatts", doch werden sie die kolossale, die unwiderstehliche Macht der Industrie nicht wegleugnen können, die am Ende doch auch eine historische Thatsache ist. Sollte man doch fast glauben, daß sie die Gegenwart und die aus ihr sich genetisch entwickelnde Zukunft gar nicht zur Geschichte rechnen wollen. Darum werden auch jene französischen Politiker, die man, weil sie auf hohlen theoretischen Grundlagen, auf lebensleeren Doktrinen ihr Staatsgebäude aufrichten, mit Recht ironisch Doktrinairs nennt — darum werden auch diese vor den unaufhaltsamen Bewegungen der Zeit nicht bestehen, weil sie den Thatsachen der Gegenwart in ihren Theorien keinen Platz vergönnen. Hartnäckig erklären sie die erbliche Aristokratie für ein nothwendiges Element des Staatslebens, da sie doch in Frankreich schon ein Unmögliches ist, in Deutschland, wo sie ihre Bedeutung fast überall schon gänzlich verloren hat, bloß noch in leeren Titeln existirt und kärgliche Vorzüge nur

eben noch den zufälligen Begünstigungen fürstlicher Vorurtheile verdankt, in England aber und andern Staaten in dem Maße zurücktreten und erlöschen muß, als Intelligenz und Industrie sich in der Volksmasse weiter verbreiten. Der Verstorbene zeigt überall eine so schöne Freiheit von Vorurtheilen, ja einen so edeln Haß dagegen, daß man dem Wunsch nicht widerstehen kann, ihn auch von diesem befreit zu sehen. Warum wollte er ein Aristokrat sein, er, der dessen so wenig bedarf; er, der in allen Beziehungen etwas Besseres schon ist und zu sein strebt; er, den der Geist über alle Stände und also auch über den Unterschied der Stände längst hinweggehoben hat?

Endlich zeigt sich bei dem Verstorbenen neben vielen weltlichen Neigungen, die hier bezeichnet worden sind, auch noch eine höhere religiöse Tendenz. Sie gestaltet sich bei ihm als eine Art von Naturdienst, denn Gott offenbart sich ihm, wie er sagt, bald in der Geliebten, bald in der Pracht der untergehenden Sonne, bald in dem majestätischen Dome des von tausend Sängern belebten Waldes, bald im Genuß einer guten That, in der Entsagung aus Liebe zum Rechten, ja auch im innigen Wohlsein unbescholtener Jugend, in den Werken der Kunst und des Genies, in dem glücklichen Bewußtsein einer eignen gelungenen Schöpfung und noch in vielen andern, wenn auch sinnlichen Dingen. Das Kennzeichen dieser Innewerdung Gottes ist ihm das Gefühl reiner seliger Freude. Daß diese Seligkeit nur mit Hülfe der Bibel oder des Korans, nur in der Kirche oder Moschee zu finden sei, leugnet der Verstorbene; vielmehr sei sie überall, wo der Geist sich zum Allmächtigen erhebe, wo der Mensch gut sei, oder da selbst, wo er eben keine Opfer bringe; Kreuz und Leiden, Gerippe, Opferthier und Tod seien dazu nicht nothwendig, wohl aber Liebe zu Gott, seiner Schöpfung und sich selbst. Die wahre Religion verstatte jeden Genuß, den die Vernunft erlaubt, und verdoppele ihn durch

Heiligung auch des Geringsten. In diesen Grundsätzen ist allerdings der nothwendige Inhalt der Religion, wenngleich nicht ganz vollständig enthalten; auch widersprechen sie dem Christenthum nicht. Dieses aber steht noch um eine Stufe höher. Wenn nämlich jene Naturreligion, zu der sich des Verstorbenen freier Geist bekennt, die Seligkeit in den Momenten findet, wo wir uns Gottes mittels der Eindrücke des äußern, oder auch des geistigen innern Lebens bewußt werden, zeigt uns das Christenthum, daß eine andere Seligkeit als die in der Gemeinschaft mit Gott bestehende gar nicht existiren kann; daß aber diese, unabhängig von allem, was bloß äußerlich ist, immerdar bestehen könne und solle, der Christ also selbst mitten in Kreuz und Leiden, selbst beim schwersten Opfer und in der Stunde des Todes das Mittel zur Seligkeit in sich trage. Wenn also Kreuz und Leiden zur Seligkeit nicht nothwendig sind, so können sie doch ein Maßstab unserer christlichen Gesinnung, ja ein Mittel zur Befestigung in derselben werden, indem wir nämlich der Lehre des Christenthums gemäß auch im höchsten Erdenschmerze an Gott festhaltend uns noch selig fühlen können. Es ist hierdurch sofort begreiflich, wie auf der höchsten Stufe des christlichen Glaubens das Kreuz selbst zu einem Gegenstand der Liebe, ja von vielen für ein nothwendiges Bedingniß der Seligkeit gehalten werden kann, da die bestandene Prüfung ein Unterpfand unserer ungestörten Vereinigung mit Gott ist. Christus selbst aber ist der Urtypus dieser vollkommenen Einheit mit Gott, dieser ununterbrochenen Gegenwart Gottes im Menschen, weshalb auch der Glaube an ihn, das Einswerden mit seiner Lehre und Gesinnung als das einzige Mittel zur Seligkeit und seine Wirkung dabei als die Erlösung betrachtet wird.

Da der Verstorbene seine religiösen Ansichten ohne Nachtheil für die Unterhaltung des Lesers in sein heiteres Buch mit eingewebt hat, so durfte es wohl gewagt werden, die

vorstehenden, vom christlichen Standpunkt ausgehenden ergänzenden Betrachtungen in diesen wiewohl auch der Unterhaltung gewidmeten, doch ernstern Bericht aufzunehmen.

Um das Wesen unsers Schriftstellers deutlich zu machen, ist er hier in seinen Neigungen und Abneigungen, in denen ja der Karakter sich abspiegelt, dem Leser vor Augen gestellt worden, und wenn hierbei einige Polemik nicht unterdrückt werden konnte, so möge diese zugleich als ein Beweis der Achtung vor dem Verstorbenen gelten, da nur ehrenwerthe Gesinnungen und Ansichten ernster Beleuchtung werth sind. Hat aber hierdurch auch die Untersuchung einen ernstern Karakter angenommen, so möge der Leser nicht fürchten, durch das Buch selbst etwa auch in eine seiner Stimmung und Erwartung wenig zusagende Region trüber Betrachtungen und weitläufiger Kontroverse geführt zu werden. Dieses erhält sich vielmehr vom Anfang bis zu Ende in dem klaren Licht eines heitern Gemüths und bedeckt schalkhaft die innere Tiefe gemüthvollen Ernstes mit dem Schleier leichten Scherzes und unzerstörbarer Laune.

Es bleibt für jetzt nur noch übrig, den Inhalt der reizenden Sammlung in seinen einzelnen Theilen näher anzugeben, wobei sich denn zu manchen Betrachtungen wohl noch Gelegenheit findet. Der erste Theil beginnt mit einer ehrfurchtsvollen Dedikation an den preußischen Staatsminister Fürsten zu Wittgenstein, die vielleicht ein mit Absicht ergriffenes Mittel ist, um mancherlei in dem Werk enthaltene Winke über möglich scheinende Verbesserungen gleich an einen Ort gelangen zu lassen, wo sie den wirksamsten Erfolg finden können, und die von dem Verstorbenen mit dem höchsten Lobe anerkannte Humanität dieses Staatsmannes dürfte die satirische Form, in der so manches vorgetragen ist, vielleicht um des höhern Zweckes willen übersehen. In einem hierauf folgenden Sendschreiben an Varnhagen von Ense erkennt der Verstorbene dankbar die Verdienste an, die sich dieser geist-

reiche Kritiker nächst Goethe durch die günstige Beurtheilung seiner früher erschienenen Briefe um den Erfolg und die Verbreitung derselben erworben hat, und begegnet zugleich mit scharfem Spotte einigen härtern Urtheilen, die theils von erzürnten Frömmlern, theils von erbitterten Radikalen und namentlich von Börne über ihn gefällt worden sind. Hierauf folgt „Ein Besuch im Herrnhuthischen", der jenes Sektenwesen in seiner eigenthümlichen äußern Erscheinung mit komischen Zügen lebendig und geistreich darstellt. Das Ganze muß als eine gegen die heutigen Kopfhänger abgefeuerte Rakete betrachtet werden. Im Vergleich mit diesen können jedoch die Herrnhuther, die sich stets von jeder politischen Einwirkung sorgfältig fern gehalten haben, nur gewinnen. In Hinsicht der aus dem alten Gesangbuch der Brüdergemeinde hier mitgetheilten Kirchenlieder, die zur Schonung der weiblichen Leser größtentheils mit griechischen Buchstaben abgedruckt sind, muß bemerkt werden, daß sie lange schon völlig außer Gebrauch gesetzt sind und der Tadel also einen seit mehr als hundert Jahren verflossenen Zeitraum trifft. Diese Lieder sind sämmtlich von dem Grafen von Zinzendorf selbst gedichtet, der, wiewohl von ächter Religiosität tief und ganz durchdrungen, doch, in einem wunderlichen Irrthum befangen, das materielle Leben, ja dessen sinnlichste Erscheinungen auf eine mystische Weise im christlichen Sinn zu heiligen suchte und dadurch in einen Abgrund bis zur Unglaublichkeit barocker Albernheiten verfiel. Das Auffallendste ist, daß diese Lieder, welche in dem Gewande eines kindischen christlich-poetischen Jargons die krassesten Obscönitäten enthalten und alle Mysterien der Ehe bis in das kleinste Detail als christlich-sakramentalische Funktionen vorbilden, von Chören der Jungfrauen und Ehefrauen gewiß in reinster Herzensunschuld frisch von der Leber weggesungen wurden. Man muß hierüber nachlesen, was Varnhagen von Ense in seiner meisterhaften Biographie des Grafen von Zinzendorf von diesem

Gegenstande sagt. Der dritte Artikel enthält unter dem Titel: „Aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen", mancherlei abgerissene Gedanken und Betrachtungen, denen es an pikanten Wahrheiten und aufregendem Reize nicht gebricht. Das Wichtigste hierunter und gewiß der ernstesten Beachtung werth möchte wohl das sein, was über die Art, wie die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Preußen zur Ausführung kommt, gesagt wird. Es scheint darin, abgesehen von einiger, auch hier nicht fehlender Uebertreibung, doch ein starker Beweis davon zu liegen, daß selbst das beste Gesetz (und gewiß ist das preußische Ablösungsgesetz im Ganzen ein sehr heilsames) doch nur unter gewissen, den jedesmaligen Lokalverhältnissen anzupassenden Modifikationen zur Anwendung kommen darf. Die unter IV. mitgetheilten „Scenen und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern" enthalten höchst anziehende Darstellungen, von denen einige schon in Journalen abgedruckt sind. Hier finden sich unter anderm ansprechende und wohlgerathene Portraits einiger beim Kongreß zu Aachen erschienener markanter Personen, als des Fürsten von Metternich, der Herzöge von Richelieu und von Wellington, des Lord Castlereagh, des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg und andere mehr. Ebenso unterhaltend ist die Beschreibung einer von dem Verstorbenen 1817 gehaltenen Luftfahrt. Gegen einige darin enthaltene, freilich an sich nicht sehr wesentliche Angaben ist vor kurzem von Seiten des Besitzers des Ballons, Herrn Reichard, Widerspruch erhoben worden. Der zweite Theil beginnt mit einem humoristischen „Brief an den geneigten Leser", worin der Verfasser den Empfang mehrer, durch sein früheres Werk veranlaßten, bei ihm eingegangenen Briefe anzeigt und sich namentlich gegen einen der Briefsteller über seine religiösen Ansichten, woran dieser Anstoß genommen, näher erklärt. Die hier vorkommenden Aeußerungen des Verstorbenen bestätigen, daß derselbe des religiösen Gefühls und der Frömmig-

keit zwar nicht ermangelt, doch aber das Christenthum nicht aus dem richtigen Standpunkt betrachtet, indem er annimmt, daß der in diesen Zeiten so deutlich hervortretende Mangel an religiöser Gesinnung die Erscheinung eines neuen, oder doch eines wiederkehrenden Christus zur Wiederbelebung religiöser Gefühle in der Menschheit wünschenswerth oder nothwendig mache. Es folgt sodann die Schilderung einer von dem Verstorbenen gemachten Gebirgsreise, die, von mannichfachen Abenteuern durchwebt, in anmuthigem Wechsel Lebensscenen aller Art frisch und kräftig vor Augen stellt und nebenher denn auch wieder eine reichliche Dosis jenes launigen und ironischen Elements enthält, das die Produktionen des Verstorbenen so anziehend macht. Ein Besuch auf dem Schlosse eines bekannten baronisirten Bankiers gibt Gelegenheit, im Vorbeigehen die Eitelkeit des neuen Adels in seiner Lächerlichkeit zu zeigen, wie denn überhaupt dieser Streifzug zu manchem Streifschusse Veranlassung gibt. Unstreitig ist dieser Artikel der unterhaltendste und pikanteste der Sammlung, weshalb Referent bedauert, durch den Raum beengt, nicht eines oder das andere Bruchstück daraus mittheilen zu können. Der hierauf folgende Aufsatz: „Die große 10 oder die zwei heiligen Zahlen 1 und 0", bringt in einem, keineswegs reizenden poetischen Negligé jene Beschwerden über die preußischen Oekonomiekommissionen von neuem zur Sprache. Als bloße Wiederholung, und da weder Form noch Inhalt anziehend sind, wäre dieses Stück, das schwächste der ganzen Sammlung, wohl besser ganz daraus weggeblieben. „Der neueste Alcibiades" hingegen enthält eine sehr reizende Beschreibung einer von dem jüngern Tavernier in der Walachei zur Verfolgung eines ungeheuern Bären gehaltenen Jagd. Unmittelbar an diese Bärenjagd schließt sich etwas ominös eine briefliche Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in Berlin, die sich jedoch nur über den Hof und die Vereinigungen des höhern Adels ausspricht, die dritte Klasse der Gesellschaft

aber, die des geringern Adels und des höhern Bürgerstandes, wie es heißt, aus Unbekanntschaft völlig unberührt läßt. Gern läßt man sich an der Hand des Verfassers einmal in jene, freilich ziemlich enggeschlossenen Kreise führen, doch ist manche darin vorkommende Anspielung und Bemerkung nur demjenigen ganz verständlich, der den dazu gehörigen besondern Schlüssel besitzt, wodurch denn diese Darstellung für gewisse Cirkel noch einen besondern Nebenreiz gewinnt.

Mag man nun über dieses Allerlei von frischen Früchten urtheilen, wie man will, so wird man ihnen das Verdienst lebhafter Unterhaltung und Anregung und dem Verfasser die Gabe einer leichten und anmuthigen Schreibart nicht absprechen können. Obgleich in vielen Beziehungen zu lebhaftem Widerspruch und strenger Mißbilligung anregend, bleibt die Persönlichkeit des Verfassers dennoch als eine achtungswerthe und, was in unsern Tagen so viel sagen will, als eine scharf bestimmte und mit offener Unabhängigkeit auftretende Erscheinung stehen, und gewiß wird kein Leser dieser ersten beiden Bände die folgenden ohne lebhaft gereizte Erwartung in die Hand nehmen.

XLV.

Deutsche Lieder von Karl von Holtei. Schleusingen 1834. 16.

Indem ich, sinnend, wie der Geist und Sinn dieses liebenswürdigen Bändchens unsern Lesern klar und frisch vor Augen zu stellen sein möchte, dasselbe wieder aufschlage, öffnet sich mir durch einen glücklichen Zufall sogleich das folgende Lied:

Gefunden.

Eigne Melodie von Holtei.

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings Blumenbahnen;

Sein Buſen hebt ſich, angeſchwellt
Von liebebangem Ahnen;
Er möchte küſſen, was er ſieht,
Iſt jung und doch nicht blöde,
Iſt ſittſam, doch nicht ſpröde,
Und kurz: der Knabe iſt mein Lied.

Er lächelt hin, er lächelt her,
Möcht' in die Lüfte ſchweben,
Doch iſt er immer noch zu ſchwer,
Er kann ſich nicht erheben:
Es fehlet ihm, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flöge gern; — wie macht er das?

Da kommt ein blühend Mädchen ihm
Auf halbem Weg' entgegen,
Hat Flügel, wie die Cherubim
Vielleicht ſie haben mögen;
Iſt jung und ſchön; ja ſchön, und wie!
Umarmet ihn mit Tönen,
Will ihn mit Blüthen krönen,
Und kurz: es iſt die Melodie.

Nun fliegt das Paar ſo neu vermählt
Hoch über See und Hügel,
Denn ſie beſitzt ja, was ihm fehlt,
Denn ſie hat ja die Flügel.
Nun hebt ſie ſich mit ihm empor,
Sie hält ihn feſt umſchlungen;
Was Beide vorgeſungen,
Das wiederholt ein lauter Chor.

Sie halten ſich gar feſt im Arm,
Sie liegen ſich am Herzen,
Erzeugen bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche ſcherzen.
Doch auch den Ernſt beſingt dies Paar!
Ihr Feinde des Geſanges,
Komm' Einer und erlang' es . . .
Wenn's keine Flügel hätt'!? Nicht wahr?

Dieser liebliche poetische Mythus von dem nach seiner Geliebten, der Melodie, sehnsüchtig suchend umherirrenden Liede beruht auf einem bei uns wohlbekannten, nur allzu wahren Verhältnisse. Daß ein Lied nicht anders als mit der unbedingten Forderung auftreten kann, in Gesangstönen zu unserm Gefühl zu sprechen, ist eine einfache, leicht erkennbare Wahrheit. Dennoch wird dies Naturverhältniß in unserm liederreichen Deutschlande fast ganz außer Acht gelassen und zahllose Papierballen werden mit Liedern überschwemmt, die, bloß für die Augen gedichtet, eine Melodie entweder nicht haben oder nicht verdienen. Das ächte Lied ist ursprünglich Melodie und tritt als solche zuerst entweder ganz wortlos oder mit den Worten zugleich, nicht aber nach ihnen in das Bewußtsein des Dichters. Ebenso wird eine jede Melodie, die wir hören, in unserm Gemüth zuerst ein unerkanntes, nach ihrem Karakter sich modificirendes Gefühl erregen, dessen tieferer Sinn sich dann in den Liedesworten enthüllt. Da der Dichter eine poetische Wirkung nur unter Befolgung der physischen und psychischen Naturgesetze hervorbringen kann, so scheint es nothwendig, daß er diese kenne, und ich ergreife die von dem Verfasser glücklich gegebene Veranlassung, um diese Gesetze in Beziehung auf das Lied aufzusuchen und klar zu machen. Der einfache, reine, ganz wortlose Ton der menschlichen Stimme ist das nächste unmittelbare Organ des Gefühls, weshalb denn eine in der Seele plötzlich entstehende leidenschaftliche Aufregung sich zunächst in dem reinen Vokal nach außenhin Luft macht. Hierzu bedarf es noch gar keiner Worte, die sich erst später einfinden, wenn die erregende Ursache und deren Wirkung in das Bewußtsein tritt und von der Vernunft als ein Bestimmtes, Besonderes erkannt und genauer bezeichnet wird. Daß diese Worte, die das Gefühl in seiner besondern Eigenthümlichkeit nur beschreiben oder andeuten können, in dem, der sie liest oder hört, dasselbe Gefühl hervorbringen müssen,

ist keineswegs nothwendig, vielmehr ist dieses nur eine mittelbare, durch mancherlei Nebenumstände bedingte Wirkung; ja, diese Wirkung wird nothwendigerweise in dem Maße unvollkommen sein, als ein Gefühl durch Worte nur unvollkommen ausgedrückt werden kann. Der reine menschliche Ton aber, der nach einem unwandelbaren Naturgesetz unmittelbar aus dem Gefühl hervorquillt, ist demselben völlig adäquat, bringt eben deswegen auf jedes andere menschliche Gemüth nach denselben Gesetzen auch dieselbe Wirkung hervor und muß daher die dem Gefühl, aus welchem der Ton hervorging, entsprechenden Mitleiden und Mitfreuden in dem, der ihn hört, unfehlbar hervorrufen. Dieser Ton braucht nun aber, um seinen genauen und vollständigen Gefühlsausdruck und seine Mittheilbarkeit zu behalten, keineswegs roher Naturlaut zu bleiben. Derselbe ist vielmehr wie jedes Naturelement der Bildung durch die Kunst fähig. Die Musik, indem sie ihn als Stoff anwendet und durch Bewegung und Maß zur Melodie gestaltet, verstärkt und verschönert seine Wirkung auf das menschliche Gemüth, und da sie ebenfalls auf nothwendigen, nicht gemachten, sondern gefundenen physischen und psychischen Gesetzen beruht, die der menschlichen Natur eingeboren sind, so wird die Seele diese Wirkung durch das Ohr unfehlbar vollständig in sich aufnehmen und mithin zu demselben Gefühl gestimmt werden, aus welchem der Ton entsprang. So finden wir also die Melodie als Verkünderin und Schöpferin, als Tochter und Mutter menschlicher Gefühle, die in dem Sänger und Hörer gleich sind. Eine reine Wirkung der Kunst erfolgt also hier schon, ehe noch das Wort hinzutritt. Soll aber der Inhalt des Gefühls als ein Bestimmtes und Besonderes erkannt werden, so muß freilich das bezeichnende und bestimmende Wort dem Rhythmus und Ausdruck der Melodie sich anschmiegend erscheinen, wodurch dann das Gefühl zur reinen Klarheit des Bewußtseins erhoben und das Lied vollendet ist. Geschehen

kann es allerdings, daß das Gefühl mit seinem musikalischen Ausdruck zugleich den sprachlichen findet und also Melodie und Text zugleich entstehen. Daß aber ein ächtes Lied in der Seele des Dichters sich erzeugen könne, ohne daß es zugleich in hörbaren oder nur gedachten Tönen in ihm erklinge, muß gradezu in Abrede gestellt werden. Es gibt daher Aesthetiker, welche die Lyrik von der Poesie gänzlich ausschließen und in die Musik verlegen wollen. So viel ist aber klar, daß ein bloß in Worten niedergeschriebenes oder gedrucktes Lied sich zu dem gesungenen verhält wie die Beschreibung eines Bildes zu diesem Bilde selbst, oder wie der Kommentar zu einem verloren gegangenen Gedicht. Wem fällt hier nicht Goethe's schöne Strophe ein:

O, wie traurig sieht in Lettern
Schwarz auf weiß das Lied mich an,
Das in deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Dieses hülflose, ungenügende Dasein ist in dem vorstehend mitgetheilten Liede des Herrn von Holtei gar glücklich dargestellt. Ist nun in der fünften Strophe desselben so wahr als schön ausgesprochen, daß nur aus der innigen Vereinigung beider Elemente die Fülle trefflicher Lieder sich erzeugen könne, so scheint doch der polemische Schluß, als reine Reflexion und außerhalb der Dichtung liegend, sich minder glücklich anzufügen. Die Lyrik und das unschuldige Lied selbst haben keinen Feind und wissen von keinem. Der Dichter aber wird freilich von Zeit zu Zeit auf Personen stoßen, die ihr Ohr seinen begeisterten Tönen nicht immer offen erhalten, welches in der Weise unserer jetzigen Bildung seinen Grund hat. Diese ist nämlich nach und nach zu einer reinen und fast ausschließlichen Verstandes- und Begriffsbildung geworden. Hier spaltet sich nun alles in streng geschiedene Felder, worin es jeder für sich zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen

sucht, sich in demselben Maße aber auch dem Sinn für das allgemeine entfremdet. So stehen denn selbst die Künste abgesondert da, und in der allgemeinen Bildung ist ihnen wenig Raum vergönnt. Tritt nun die Gesellschaft zusammen, so besteht sie aus lauter einzelnen Individuen, jedes trefflich für sich, aber selten zu einer Einheit gelangend, und es zeigt sich bald, daß in solcher Versammlung Essen und Trinken die einzigen Gegenstände sind, die sich allgemeiner Theilnahme erfreuen. Alles zersetzt und isolirt sich; jeder Einzelne, in seinem Beruf vollkommen, aber einseitig ausgebildet, sucht sich die Genossen, die auf gleichem oder angrenzendem Gebiet gebildet, ihn verstehen und fördern können: so bilden sich Gruppen und Paare, die für sich existiren, ohne von dem Ganzen Notiz zu nehmen. Erscheint nun das Lied, woran sich die Lust der ganzen Gesellschaft entzünden und anschließen soll, so findet es neben einer größern Anzahl lauwarmer Theilnehmer einzelne, die, in ihrer separatistischen Unterhaltung ungern gestört, förmlich dagegen opponiren und ihm die Befugniß nicht einräumen wollen, ihre Stimmen in den seltenen Stunden, die ihnen ernste Beschäftigung zu freier Unterhaltung übrig läßt, zu beschwichtigen. Wir kennen tüchtige, gelehrte und gebildete Männer und, wunderbar genug! selbst Dichter, die, wenn in Gesellschaft sich Gesang erheben wollte, sehr übel davon afficirt wurden und in ihrer Opposition dagegen starrsinnig genug waren, ihre laute Unterhaltung dabei nicht einen Augenblick zu hemmen oder auch nur zu dämpfen. Solche Eigenheit mit Geduld zu ertragen, war denn freilich für die Sänger und Sangesfreunde allerdings eine Aufgabe, die nur von der Rücksicht auf die sonstige Trefflichkeit der Opponenten unterstützt, mit Glück gelöst werden konnte. Daß der Dichter und Sänger solche Liedersperre gründlich perhorresciren muß, ist allerdings natürlich, nur glaube ich nicht, daß eine absolute Gesangesfeindschaft selbst in solchen Opponenten sich ausgebildet habe,

daß sie vielmehr nur die gesellige Anregung, vornehmlich bei Tafel, in andern Formen vorziehen mögen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, so bleibe ich bei der Ueberzeugung, daß der Gesang als der schönste und vollkommenste Ausdruck des Gefühls ein unentbehrliches Element des geselligen Lebens ist und dessen Ausschließung ein unverkennbares Zeichen eintretender Barbarei sein würde. Herr von Holtei verdient daher den lebhaftesten Dank, daß er uns in dieser anmuthigen Sammlung, neben vielen seiner schon bekannten, beliebten, allgemein mit Freude und Erhebung gesungenen Lieder, auch so viele neu hinzugedichtete, vortreffliche Gesänge darbietet, in denen ein reines und tiefes Gefühl sich glücklich zu Melodien gestaltet und die Melodien in schönen Versen die treuesten Dolmetscher ihres reichen Inhalts gefunden haben. Der Ton der Innigkeit und Liebe, die edle Anmuth und naive Leichtigkeit, durch die sich seine Lyrik auszeichnet, treten in den gewählten, zum Theil von ihm selbst gesetzten Sangweisen in ihrem vollen Licht hervor und müssen jeden, der sie singt und hört, erfreuen und erwärmen. Die lebhafteste Theilnahme wird ihnen nicht entgehen, am wenigsten bei denen, welchen die Gelegenheit so günstig war, mehrere derselben von dem heitern, durch sein eignes Gemüth beglückten Dichter selbst in seiner lebhaften, innigen und dabei so anspruchlosen Weise auf der Bühne oder in geselligen Kreisen vortragen zu hören.

XLVI.

Life of Sir Walter Scott, Bart.; with critical notices of his writings. By George Allan, Esq. Edinburg 1834. 8.

Diese Lebensbeschreibung des gefeierten Britten wurde ursprünglich von William Weir unternommen, demnächst aber, da derselbe mitten in der Arbeit durch anderweitige

Beschäftigung davon abgerufen wurde, durch den auf dem Titel genannten Verfasser fortgesetzt und vollendet. In der Ueberzeugung, daß, um Wachsthum und Bildung eines solchen Geistes darzustellen, man keinen Umstand übergehen dürfe, so geringfügig derselbe einzeln betrachtet auch scheinen möchte, hat sich der Verfasser bewogen gefunden, alle Verhältnisse und Ereignisse aus Walter Scott's Kinder- und Jugendleben mit einer Genauigkeit aufzunehmen, die dem deutschen Leser, wie groß seine Theilnahme an dem Dichter auch sein möge, doch unausbleiblich ermüdend und langweilig werden muß. Man kann leicht denken, daß solche Umständlichkeit mit den zunehmenden Jahren und dem steigenden Ruhme des Dichters dem Verfasser noch viel nöthiger erscheinen mußte, und so ist denn das Ganze zu einem Umfange angewachsen, welchen vollständig zu umfassen jeglicher Geduld nicht zugemuthet werden darf. Doch dürfte bei der allgemeinen und wohlverdienten Theilnahme und Verehrung für den großen bekannten Unbekannten der nachfolgende Auszug vielleicht nicht unwillkommen sein.

Der Vater des Dichters war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, der bei mäßigem Vermögen zehn Kinder hatte; die Mutter, Tochter eines berühmten Arztes, Namens Rutherford, hatte in einer Pensionsanstalt eine sorgfältige Bildung erhalten. Späterhin wurde ihre Erziehung nach damaliger Sitte in einer Weise vollendet, die man heut zu Tage Steifheit nennen würde. So litt z. B. ihre Erzieherin nicht, daß ihre Zöglinge beim Sitzen jemals die Lehne des Stuhls mit dem Rücken berühren durften, welche Regel Mstrs. Scott auch in ihrem achtzigsten Jahre noch gewissenhaft beobachtete. Alle Geschwister des Dichters sind unbemerkt über die Erde geschritten und werden außer der Anzeige ihrer Existenz in seinem Leben nicht weiter erwähnt.

Sir Walter Scott wurde am 15. August 1771 zu Edinburg geboren. In seinem zweiten Jahre durch einen

Schlagfluß am rechten Fuß gelähmt, blieb er, wie sein großer Zeit- und Ruhmsgenosse Lord Byron, sein Lebelang lahm. Obgleich verkrüppelt und schwach, wußte er doch schon als Knabe seine Rechte gegen die stärkern Brüder durch wirksamen Gebrauch seiner Krücke mit Erfolg zu vertheidigen. An imposanten Naturscenen hatte er schon als Kind die höchste Freude, sodaß er sich bei einem heftigen Gewitter im Garten auf den Rücken legte und dem leuchtenden Blitz jauchzend Beifall zuklatschte, bis er von den besorgten Dienern, obschon von Regen triefend, doch zu seinem größten Verdruß ins Haus getragen wurde. Bald darauf wurde er zur Verbesserung seiner Gesundheit zu seinem Großvater väterlicher Seite, einem wohlhabenden Pachter in einer der schönsten Berggegenden Schottlands, gebracht. Die Eindrücke eines patriarchalischen Familienlebens, einer großartigen Natur und eines unerschöpflichen Schatzes von Balladen und Legenden im Gedächtniß einer Tante, die ihn verzog, befruchteten hier den Boden seiner Phantasie mit all den Keimen, aus welchen später die reichen und mannichfachen Bildungen seiner Poesie emporwuchsen; ja selbst das Original jener unheimlichen Zigeunerfürstin Meg Merrilies erfüllte sein kindliches Gemüth als ein übergroßes, im rothen Mantel verhülltes Weib mit gespenstischer Scheu. Nach dem Tode des Großvaters ging er mit der erwähnten Tante nach Kelso, wo er die Schule besuchte, bis er dann später, als die Nothwendigkeit des Gymnasialunterrichts eintrat, in das väterliche Haus nach Edinburg zurückkehrte. Seine dortige Erziehung war streng und dies besonders in Hinsicht der Religion, deren Uebungen, in unausgesetztem, unerläßlichem Kirchenbesuch und häuslicher Andacht bestehend, aufs pünktlichste erfüllt werden mußten; auch war Walter Scott, wie von mehreren Zeugen bekräftigt wird, damals ein äußerst frommer, andächtiger Knabe. Neben seinen fast nur auf das Lateinische beschränkten Studien gab er sich leidenschaft-

lich fremdartiger Lektüre hin und zog, wiewohl sonst munter und theilnehmend genug, diesen Genuß jedem Knabenspiele vor. Er las und studirte gewöhnlich am Boden liegend und seinen lahmen Fuß als Lesepult benutzend, wobei die nöthigen Bücher und Papiere um ihn herlagen. Schon damals, er mochte zehn bis eilf Jahre alt sein, regte sich in ihm der poetische Schöpfungstrieb, indem er ein leidenschaftlicher, unerschöpflicher und als solcher bei seinen Jugendgenossen sowohl als selbst bei Erwachsenen sehr beliebter Mährchenerzähler war, durch welche Gabe der Natur er uns an Goethe's Jugendjahre erinnert. Einige alte Hausfreunde seines Vaters, von originellem Karakter, prägten sich so tief in des Knaben Gedächtniß ein, daß er sie später in seinen Romanen als schätzbare Figuren nachbilden konnte. In dieselbe Zeit fallen seine ersten poetischen Versuche, die sich gleichsam unwillkürlich aus seinem Geist hervordrängten. Als eine Dame in der Theegesellschaft seiner Mutter sich über den vielen Regen beklagte, der kürzlich während ihrer Anwesenheit in den Hochlanden gefallen sei, guckte er, der eben unartig-knabenhaft unter dem Tisch herumspielte, unerwartet hervor und sagte: „das ist Caledonia, welche die Armuth ihres Bodens beweint." Von seinem ersten Versuch in der Poesie erzählt er Folgendes selbst:

In einer Periode meines Schulknabenlebens war ich so weit mir selbst überlassen, daß ich mich einiger Verse über ein Gewitter schuldig machte. Sie fanden vielen Beifall, bis die mißwillige Kritik in der Gestalt einer gelehrten Apothekerfrau sich dagegen erhob, indem sie behauptete, meine süße Dichtung sei aus einem alten poetischen Magazin gestohlen. Diese Bezüchtigung konnte ich ihr nie vergeben und fühle noch jetzt einige Erbitterung gegen ihr Andenken. Sie that mir wirklich Unrecht, wenn sie behauptete, daß ich den fertigen Besen gestohlen hätte, da es doch in der That nur die Ruthen waren. In jenen sechs Versen war freilich kein Gedanke und kein Wort original, wie es so frühreifen Poe-

ten zu geschehen pflegt. Seit dieser harten Berupfung machte ich zwar noch einen oder zwei vergebliche poetische Versuche, erhielt aber von einem oder dem andern Freunde jedesmal den Rath, sie ins Feuer zu werfen, welchen ich denn mit blutendem Herzen befolgte.

Im Jahre 1783, also in seinem zwölften Jahre, bezog Walter Scott die Universität seiner Vaterstadt. Man muß wissen, daß die schottischen Universitäten in Klassen abgetheilt sind, von welchen die untersten mit unsern höhern Gymnasialklassen auf gleicher Höhe stehen, so daß die Aufnahme so junger Studirenden uns nicht Wunder nehmen darf. Sein zunehmendes Alter erforderte ernste Studien, aber eine gefährliche Krankheit warf ihn zurück in das Reich der Fiktionen; denn da er auf seinem langen Krankenlager nicht einmal sprechen durfte, so blieb seine Beschäftigung auf das Lesen beschränkt, und völlig frei in der Wahl der Bücher, las oder verschlang er alle in der von dem berühmten Allan Ramsay gegründeten Bibliothek vorhandenen alten Dramen, epische Gedichte und Romane, deren Zahl Legion war, wodurch er denn unwillkürlich einen unerschöpflichen Schatz von Materialien sammelte, die in seinen Werken späterhin verbaut wurden. Hiervon endlich bis zum Ekel überfüllt, fing er an, in der Geschichte, in Memoiren, Reisebeschreibungen und dergleichen Gegenstände aufzusuchen, die in Beziehung auf das Wunderbare und Außerordentliche den Gebilden der poetischen Fiktion sich näherten, vor diesen aber ein gutes Maß von Wahrheit voraushatten. Nachdem er seine Gesundheit bei einem wohlhabenden Onkel auf dem Lande wiederhergestellt hatte, auch hier alle seine Mußestunden mit Lektüre ausfüllend, trat er bei dem Notariatsgeschäft seines Vaters zu Edinburg als Gehülfe ein, um sich für diesen Stand auszubilden. Man sieht, daß er philologische Vorstudien nur in sehr geringem Maße, eigentliche Fakultätsstudien gar nicht gemacht. All sein Wissen bestand in dem

Ertrag einer ausgebreiteten, mehr schöngeisterischen als gelehrten, übrigens völlig planlosen Lektüre. Dieser Ertrag war zwar nur fragmentarisch, dennoch aber durch lebhafte Neigung und ein glückliches Gedächtniß sehr reichhaltig. Der praktische Weg, den er zu seiner Ausbildung in der Rechtswissenschaft verfolgte, ist ein in England sehr gewöhnlicher, auf welchem die ausgebreitetsten Kenntnisse und die höchsten Ehrenstellen erreicht werden können, wie es dort täglich geschieht. Aber auch in diesem Verhältniß wandte er mehr Fleiß und Zeit auf antiquarische Studien der alten englischen und schottischen Poesie, als auf das, was seines Amtes war, und sein sonst so strenger Vater duldete dies gewiß mit dem höchsten Widerwillen, bloß aus Rücksicht auf die schwächliche Gesundheit des Sohnes. Zur Befestigung derselben machte er häufige Wanderungen zu Fuß und zu Pferde selbst durch die unzugänglichsten Gegenden des Landes und gewann durch stete Uebung hierin endlich solche Kraft und Ausdauer, daß er seiner Lahmheit zum Trotz zu Fuß dreißig und zu Pferde bis hundert (englische) Meilen in einem Tage zurückzulegen vermochte. Auf diesen Wanderungen erlangte er die genaue Kenntniß des Landes, das er so hinreißend beschrieben hat. Inzwischen setzte er daneben auch seine abgerissene Studienweise fort. Schottland, welches damals schon in den Wissenschaften die größten Fortschritte gemacht und in allen Fächern die berühmtesten Namen aufzuweisen hatte, war dennoch in der Litteratur und Poesie sehr weit zurück und konnte außer Burns keinen einzigen berühmten Dichter sein nennen. Dennoch regte sich der Eifer auch für dieses geistige Gebiet; man suchte nach Stoff und Mustern, man wollte die Genien des Auslandes kennen lernen, und so lenkte die Aufmerksamkeit sich denn auch bald auf die deutsche Litteratur. Scott verband sich mit sechs andern jungen Leuten, um Deutsch zu lernen. Dr. Willich erbot sich, sie zu unterrichten; und obgleich sie lieber gleich mit Schiller und Goethe angefangen

hätten, so fand es doch der Lehrer angemessen, sie durch den „Tod Abel's", von Gesner, in die Kenntniß der deutschen Sprache einzuführen. Aber die süßliche Sentimentalität Adam's und seiner Familie wollte den jungen Leuten so wenig behagen als der muntere Faun desselben Verfassers, der seinen schönen Krug zerbrach und dann ein Lied darüber sang; sie fanden Abel unleidlich und zogen in Betracht der Mannhaftigkeit Kain und selbst Lucifer bei weitem vor. Wenn die wiederholten Scherze über Gesner's schwächliche Poesie sie nicht mehr unterhielten, so thaten es die unaussprechlichen Töne eines mitlernenden Franzosen, welcher aus Oekonomie in diesen Lehrstunden Englisch und Deutsch zugleich zu lernen beabsichtigte und bei seinen Versuchen, die Kehllaute dieser spröden Idiome hervorzupressen, Töne von sich gab, wie sie niemals ein Menschenohr vernommen. Bei dem allen erlangte jeder mit der Zeit bei vielem Lachen und wenig Fleiß denn doch einige Kenntniß, und Walter Scott schüttete auch noch dieses Wissensfragment in den Abgrund seiner unzusammenhängenden Gelehrsamkeit. Endlich nach einer sechsjährigen Unterbrechung begann er seine Universitätsstudien von neuem, deren Gegenstand nun das vaterländische Recht wurde, indem er noch dem Zweck getreu blieb, sich zum praktischen Rechtsgelehrten auszubilden. Zugleich trat er als Mitglied in die sogenannte „spekulative Societät", eine Vereinigung junger Leute zum Zweck mündlicher Vorträge über politische, moralische und sociale Gegenstände, wodurch sich die Mitglieder zu ihrer künftigen Bestimmung als Redner in den Gerichtshöfen, öffentlichen Versammlungen und im Parlamente vorzubereiten suchten. In dieser Verbindung zeigte sich Walter Scott höchst thätig; seine eigentlichen Berufsstudien aber in wissenschaftlicher Beziehung betrieb er ganz in seiner gewohnten Weise, so daß sich seine Kollegienhefte mehr mit karikirten Abbildungen des Vortragenden und der Zuhörer als mit dem Inhalt der Vorträge anfüllten. Im Jahre 1792

trat er in die Reihe der Advokaten, nachdem er seine, wie es scheint, nicht allzustrenge Prüfung überstanden und über den vierundzwanzigsten Titel des achtundvierzigsten Buchs der Pandekten, welcher von der „Disposition über die Leichen der Verbrecher" handelt, lateinische Theses vertheidigt hatte. Seine Beschäftigungen vor den Gerichtsschranken scheinen nicht sehr anstrengend gewesen zu sein, denn bald darauf machte er eine ziemlich ausgedehnte Reise durch das Hochland. Indessen machte er doch bei dieser Gelegenheit sein Probestück als Advokat, indem er vor den Assisen zu Jndburgh einen Verbrecher vertheidigte. Er hatte sich mit diesem am Abend vorher im Gefängnisse besprochen und sagte zu einem Freunde, der ihn über den Befund befragte: „Schuldig, bei Gott!" Dessenungeachtet gelang es am folgenden Tage, die Geschworenen zu dem Ausspruch: „Nicht schuldig!" zu bewegen, worauf Walter Scott sagte: „Es ist doch nicht übel gethan, einem solchen Galgenschwengel durchzuhelfen." Um die Sagen und Legenden, die er auf dieser Exkursion von den Einwohnern hörte, zur Erleichterung seines Gedächtnisses festzuhalten, pflegte er ein Stückchen Holz oder einen Ast zu nehmen und darauf Merkzeichen einzuschneiden, so lange als der Erzähler sprach, und diese Runenstäbe füllten die Tasche seines Begleiters oft bis zur Unbequemlichkeit. Solche Reisen machte er in der Folge regelmäßig in jedem Herbste, wo er dann die Materialien zu seinen spätern Produktionen reichlich einerntete. Während der Sitzungszeit hielt er sich jedoch fleißig zu den Gerichtshöfen. Ueberall zeigte er sich als einen treuen Anhänger der Tories, weshalb er denn auch als ein junger Mann von „guten Grundsätzen" gelobt, geschützt und gefördert wurde. In Ferien und Mußestunden setzte er eifrig seine Lektüre sowie auch seine deutschen Studien fort. Während einer seiner Herbstreisen hatte eine geistreiche Dame zu Edinburg in der Gesellschaft eine Uebersetzung von Bürger's „Lenore" vorgelesen und damit den größten Eindruck

gemacht, wie denn damals überhaupt die Vorliebe für deutsche Poesie in Schottland immer weitere Fortschritte machte. Als Scott zurückkam, waren alle seine Freunde noch ergriffen von der Wirkung dieses Gedichts, von welchem sie ihm Wunderdinge erzählten und einzelne in ihrem Gedächtnisse zurückgebliebene Strophen wiederholten, denn eine Abschrift des Gedichts hatte die Dame trotz aller Bitten nicht zurücklassen wollen. Walter Scott, ohnehin schon ein eifriger Balladenjäger, ward höchst begierig, das Gedicht kennen zu lernen. Mit Mühe erhielt er endlich ein Exemplar von Bürger's Gedichten. Kurz vorher hatte Lewis sein jetzt vergessenes Gedicht: „Der Mönch", herausgegeben, welches in Form und Gehalt im Geschmack der damaligen deutschen Poesie abgefaßt war, und womit er außerordentliche Sensation machte. Walter Scott hatte diesen Dichter persönlich kennen gelernt und gefunden, daß dessen Kenntnisse und Fähigkeiten bei weitem geringer waren, als diejenigen, die er sich selbst zutraute. Alles dies bewog ihn, sich in ähnlichen Arbeiten zu versuchen. Er übersetzte die „Lenore" unter dem Titel: „Wilhelm und Helene", und da diese und einige ähnliche Nachbildungen seinen Freunden ungemein gefielen, so entschloß er sich, sie in einem dünnen Quartbändchen, jedoch anonym, herauszugeben. Da indessen Uebersetzungen der Bürger'schen Gedichte von der Hand schon bekannter und beliebter Dichter gleichzeitig erschienen, so fiel sein Heftchen ganz unbeachtet zu Boden, und somit war sein erster Autorversuch total verunglückt. Dies schmerzte ihn tief, denn seine Begierde nach Beifall war damals ebenso groß, als späterhin seine Gleichgültigkeit dagegen. Er ließ sich indessen dadurch von fernern poetischen Versuchen und Beschäftigungen nicht abschrecken, weil diese ihm selbst zur höchsten Freude gereichten. Später verschaffte er sich, wiewohl mit großer Mühe, die mehrsten Schriften von Schiller, Goethe und Fouqué. Er übersetzte „Götz von Berlichingen", aber diese erst nach

einigen Jahren gedruckte Uebersetzung beweist zur Genüge, daß er weder die deutsche Sprache noch den Geist und die Schönheiten des Dichters hinlänglich verstand. Ein anderes Werk aus dieser Zeit war ein Drama, wozu er den Stoff aus einem Roman von Veit Weber borgte; indessen zeigte er auch hierin weder Geschmack in der Wahl des Materials, noch dichterische Kunst in der Bearbeitung, wiewohl Einzelnes die trefflichen Anlagen des Dichters außer Zweifel setzt. Bald nachher dichtete er zwei Balladen: „Glenfinlas" und den „St.-Johannisabend", die, nur schriftlich verbreitet, ihm wenigstens in der Umgegend einigen Ruf machten. Der Herzog von Roxburgh, ein leidenschaftlicher Liebhaber und Sammler altschottischer Lieder, Legenden und Sagen, nahm großen Antheil daran, lud den Dichter zu sich ein, eröffnete ihm seine Sammlungen und ermunterte ihn auf alle Weise. Hatte nun Walter Scott schon durch die früher eingegangene Verbindung mit den Tories und durch seine eifrige Theilnahme an der Bewaffnung des Landes zu der Zeit, als dasselbe mit einer französischen Invasion bedroht schien, die Aufmerksamkeit der höhern Lenker des Staats für sich gewonnen, so bestätigte ihn der Beifall vornehmer Gönner noch mehr in seiner aristokratischen Richtung, für welche er nun auf immer gewonnen war. Seine Advokaturgeschäfte, obgleich sie die Aufmerksamkeit einflußreicher Personen auf ihn lenkten, brachten ihm indessen für den Augenblick wenig baaren Gewinn, um so weniger, als seine litterarischen Beschäftigungen ihm weder bei den Parteien noch bei den Richtern und Beamten zu großer Empfehlung gereichten; denn diese messen den Werth des Advokaten nach der Zeit, die er in den Gerichtshöfen zubringt. Das väterliche Haus verlor mehr und mehr seine Reize für ihn, denn sein Vater, der durch unablässigen Fleiß Vermögen erworben, nahm Aergerniß an dem, was er die Trägheit seines Sohnes nannte, wie denn auch dessen freiere gesellige Gewohnheiten und Sprache gegen

die eingewurzelte presbyterianische Strenge des Vaters anstießen. Die väterlichen Ermahnungen über solche Gegenstände, in welche die ascetisch-religiöse Mutter treulich einstimmte, vergällten ihm mehr und mehr den häuslichen Aufenthalt. Hierzu kam, daß er sich durch seine geselligen Verhältnisse bei wenig eigner Geldeinnahme und kärglicher Unterstützung von Seiten des Vaters genöthigt gesehen hatte, Schulden zu machen, und die Mahnungen der Gläubiger seine Laune noch mehr verbitterten. Diesem Kummer machte endlich im Jahre 1797 der Tod seines Onkels, des Kapitain Scott, ein Ende, der ihm das Gut Rosebank als Eigenthum hinterließ. Der Verkauf desselben befreite ihn von der Last seiner Schulden, brachte ihm aber wieder den Tadel und Mißwillen seiner Verwandten zuwege, indem sie behaupteten, der Zweck des Erblassers, daß sein Name mit diesem Grundstück in der Provinz erhalten werden solle, sei hierdurch vereitelt. Solchen Verdrießlichkeiten entfloh Walter Scott durch eine Reise nach Gilsland an der nördlichen Grenze von England. Hier lernte er seine nachherige Gattin, eine Miß Carpenter, kennen. In einer frühern Liebe soll der Dichter unglücklich gewesen sein, da ihm Gegenliebe versagt wurde, doch ist davon wenig bekannt geworden; überhaupt aber sieht man die innern Gefühle seines Herzens in seinen Werken nicht, wie dies bei so vielen andern Dichtern der Fall ist, durchschimmern. Er suchte sich möglichst objektiv zu halten; wo er aber in seinen Romanen hin und wieder unbelohnte Liebe gemahlt hat, ist dies mit einer Wahrheit geschehen, an welcher die Erfahrung ihren Antheil zu haben scheint.

Walter Scott's Neigung zu Miß Carpenter war keine romantische, sie führte ihn aber zu einer glücklichen Ehe. Er heirathete sie zu Ende des Jahres 1797. Diese Verbindung fand bei Verwandten und Befreundeten keinen sonderlichen Beifall, weil Miß Carpenter aus französischem Blute herstammte; weil sie nach einem leisen Gerücht, obgleich für

die Tochter eines Kaufmanns ausgegeben, die natürliche Tochter des Marquis von Downshire, ihres angeblichen Vormunds, sein sollte und ein Fräulein Nicholson in ihrer Begleitung mit sich führte, welche man für ihre wirkliche Mutter hielt. Alles dies wurde von Walter Scott nicht bemerkt oder nicht beachtet, weil sie gesund, jung, liebenswürdig und mit einem jährlichen Einkommen von 400 Pfund begabt war. Bald darauf wurde er Sherif von Selkirkshire, eine Stelle, wodurch er bedeutendes Ansehen in der Provinz und 300 Pfund jährliche Einnahme gewann, ohne eine große Geschäftslast übernehmen zu dürfen. Diese Stellen sind beinahe Sinekuren, da die Geschäfte größtentheils durch Stellvertretung oder Korrespondenz abgemacht werden können und der Sherif nur einen kleinen Theil des Jahres persönlich in der Grafschaft anwesend zu sein braucht. Er lebte nun mehrere Jahre sorgenlos bald in Edinburg, bald auf dem Lande, und beschäftigte sich vornehmlich mit der Sammlung der alten Sagen, Legenden und Balladen des Landes, wozu er schon in früher Jugend in seinen ersten Universitätsjahren einen Grund gelegt hatte, und wobei er von einigen gleich eifrigen Freunden altschottischer Antiquitäten unterstützt wurde. Im Jahre 1802 gab er diese Gesänge in zwei Bänden unter dem Titel: „Minstrelsy of the scottish border", heraus, die so großen Beifall fanden, daß die Auflage im Lauf eines Jahres vergriffen war. Späterhin wurde noch ein Band, enthaltend moderne Nachahmungen in ähnlichem Geschmack, hinzugefügt. Bald nach dem Erscheinen der ersten Bände machte Walter Scott auf einer seiner häufigen Exkursionen in die Gebirge Bekanntschaft mit dem Schäfer Hogg, einem merkwürdigen Manne, der sein ganzes Leben hindurch ihm eng befreundet blieb. Dieser, ein Bauernsohn, war, wie es in Schottland auf dem Lande allgemein eingeführt ist, früh zur Schule gehalten worden, hatte in einem halben Jahre lesen und schreiben gelernt, mußte jedoch dann als ein armes Kind

von sieben Jahren Kuhhirt werden, und später wurde ihm eine Heerde Schafe anvertraut. Nie betrat er wieder eine Schule, rührte keine Feder an und bekam außer der Bibel kein Buch bis zu seinem achtzehnten Jahre zu sehen. In seinem einundzwanzigsten Jahre versuchte er Verse zu machen, die freilich keinen besondern Werth hatten. Ein Herr Laidlaw nahm sich seiner leitend, belehrend und ermunternd an, und die poetischen Arbeiten des Schäfers, der unter seinen Augen Versuche und Uebungen fortsetzte, verbesserten sich bald in dem Maße, daß er allmälig im Lande bekannt und genannt wurde. Hogg hatte die ersten Bände der „Minstrelsy" gesehen und dem Herausgeber mehrere Balladen, die seine Mutter zu singen pflegte, aufgeschrieben und als Beitrag zu einem dritten Bande übersandt. Walter Scott, der bei einigen dieser Gesänge die Aechtheit bezweifelte, reiste, um Gewißheit hierüber zu erlangen, eigens nach Ettrick, wo Hogg wohnte. Er ließ sich von der Mutter desselben die Ballade von Old Maitland vorsingen und war nun vollkommen zufriedengestellt. Als er die alte Frau fragte, ob sie glaube, daß dies Lied schon einmal gedruckt worden sei, erwiederte sie: „Ei behüte, Herr, das Lied ist in der ganzen Welt niemals gedruckt worden, denn meine Brüder lernten es von dem alten Andres Moor, und der hat es von der alten Baby Maitland gelernt, die bei dem ersten Lord von Tushilaw Haushälterin war." „Die Geschichte ist also schon sehr alt?" sagte Walter Scott. „Freilich", versetzte die Frau, „aber außer „George Watson„ und „James Stewart" ist von meinen Liedern noch keines gedruckt worden, bis Ihr selbst sie gedruckt habt, und damit habt Ihr sie alle miteinander verdorben! Zum Singen sind sie gemacht und nicht zum Lesen; und nun sind sie weder richtig buchstabirt noch richtig aufgesetzt!" „Aha, Herr Scott", sagte Herr Laidlaw, der ihn begleitete, „laßt Euch das gesagt sein!" Scott aber antwortete bloß durch ein herzliches Lachen und recitirte

einen Vers, worauf die alte Frau ihm mit der Hand sanft auf das Knie klopfte und sagte: „Nun, das ist denn noch treu genug!“ Durch Scott's Enthusiasmus für diese alten Bardengesänge wurde Hogg angeregt, sie nachzuahmen, und fand damit den lebhaftesten Beifall. Seine Gedichte wurden durch Scott's Empfehlung und Unterstützung gedruckt. Im Jahre 1807 erschien sein „Barde des Gebirges“, welcher Walter Scott in dankbarer Anerkennung gewidmet ist, und seitdem wird Hogg neben Burns als schottischer Naturpoet aufs höchste geehrt. Die von Walter Scott veranstaltete, mit einer trefflichen Einleitung und reichhaltigen Noten versehene Balladensammlung, welche seinen litterarischen Ruhm zuerst gegründet hat, ist eine der bedeutendsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der brittischen Litteratur. Sie hat viele Auflagen erlebt, und Scott hat an ihrer Vermehrung, Verbesserung und Erläuterung sein ganzes Leben hindurch mit eifriger Vorliebe gearbeitet. In ein mit weißen Blättern durchschossenes Exemplar trug er unausgesetzt die neuen Lesearten und seine Bemerkungen ein. Im Jahre 1803, als die zweite Auflage dieser Sammlung erschien, faßte Scott, der, obgleich wohlhabend, doch bei anwachsender Familie sich neue Hülfsquellen zu eröffnen wünschte, den Entschluß, seine Advokaturgeschäfte, die ohnehin durch seine poetischen Neigungen bei den damals noch herrschenden Vorurtheilen gegen die Schöngeisterei der Geschäftsmänner viel von ihrer Ergiebigkeit verloren, aufzugeben und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Hierbei nahm er zunächst den Grundsatz an, in der Gesellschaft durchaus nicht seine Eigenschaft als Gelehrter und Schriftsteller hervortreten zu lassen, solche Beschäftigungen vielmehr ganz in die Stille seines Studirzimmers einzuschließen, dann aber auch den zweiten Grundsatz, jede Kritik stillschweigend und ohne Antwort über sich ergehen zu lassen und litterarische Fehden gänzlich zu vermeiden. Beiden Grundsätzen und besonders dem letztern ist er bis an

sein Ende treugeblieben. Sein erstes Werk auf dieser nunmehr angetretenen Bahn war eine kritische, mit vielen Anmerkungen und einem Wortregister versehene Ausgabe des „Sir Tristram", jenes alten versificirten Romans, dessen Inhalt als Volkssage in ältern Zeiten fast durch ganz Europa, in mancherlei Gestalten den gleichen Urstoff enthaltend, verbreitet war. Von diesem Gedichte existirte nur ein einziges Exemplar, welches mit andern Antiquitäten der Fakultät der Advokaten zu Edinburg von Alexander Boswell geschenkt wurde. Nach diesem Manuscript veranstaltete Scott seine Ausgabe und ergänzte den fehlenden Schluß durch funfzehn Strophen von seiner eignen Erfindung. Merkwürdigerweise wurde aber das Werk, man weiß nicht warum, in so wenigen Exemplaren abgedruckt und zu einem so hohen Preise ausgegeben, daß nur wenige Personen dessen Besitz erlangen konnten.

Hierauf trat er als Verfasser eines eignen Gedichts: „Der Gesang des letzten Minstrel", hervor. Er empfing den Stoff als Aufgabe von einer vornehmen und, wie er sagt, so engelgleich liebenswürdigen Dame, daß ihm auf ihren Befehl ein Gedicht auf einen Besenstiel gelungen sein würde. Der Erfolg des Werks war glänzend, denn es erlebte in zwei Jahren sechs Auflagen, auch wandte es ihm die Achtung selbst des Königs und der Minister Melvil, Dundas, Pitt und selbst Fox (obgleich derselbe als Whig in politischer Gesinnung sein Gegner war) in dem Maße zu, daß er bald darauf in ein sehr gewinnreiches und wenig Arbeit erforderndes Amt, nämlich das eines clerk of the sessions, oder Gerichtsschreibers, wobei es nur darauf ankam, die Decisionen der Richter niederzuschreiben, einrücken konnte. Im Jahre 1806 gab er seine kleinern Lieder und Balladen in einem, und am Schluß desselben Jahres eine vollständige Sammlung seiner Gedichte in fünf Bänden heraus. Sein nächstes Werk war „Marmion", ein episches Gedicht in fünf

Gesängen, welches 1808 erschien und ebenfalls den höchsten Enthusiasmus erregte. Besonders war jederman von der darin enthaltenen Beschreibung der Schlacht von Flodden Field so sehr ergriffen, daß alle Welt hinreiste, um sich das Schlachtfeld zu besehen. Dies brachte einen Gewerbslustigen auf den Gedanken, daselbst einen Gasthof anzulegen, und er bat Walter Scott, ihm ein paar Verse zu dichten, die er als Inschrift über sein Thor setzen lassen könnte. Der Dichter antwortete ihm, er sei hierzu jetzt zu sehr beschäftigt, wolle ihm aber rathen, zu diesem Zweck einen Vers aus dem Gedichte selbst zu benutzen, welcher durch Weglassung eines einzigen r vollkommen passend gemacht werden könnte, nämlich den folgenden: „Drink weary pilgrim, drink and p(r)ay" (Trink, müder Pilger, trink und „bete", welches letztere Wort aber, wenn das r daraus weggelassen wird, „bezahle" heißt). Bald nachher erschien jener heftige, poetisch-satyrische Angriff Lord Byron's, worin dieser, indem er seinem Unwillen gegen tadelnde Recensenten Luft machte, ohne alle Veranlassung auch Scott und andere Dichter so witzig als unwürdig schmähte. Die Sache ist aus Byron's Leben bekannt genug, sowie, daß beide später, als der Angreifer sein Unrecht eingesehen und schmerzlich bereute, die besten Freunde wurden, auch einander so mündlich als schriftlich und im Druck, nicht minder durch gegenseitige Geschenke die größte Achtung erwiesen. Noch in dem nämlichen Jahre (1808) gab Scott die sämmtlichen Werke Dryden's mit Anmerkungen und einer Lebensgeschichte des Dichters in achtzehn Bänden heraus. Nachdem er im Jahre 1809 noch die Staatsschriften und Briefe Sir Ralph Sadler's, welche für die Geschichte der unglücklichen Königin Maria von Schottland von höchster Wichtigkeit sind, herausgegeben hatte, erschien im Jahre 1810 seine „Jungfrau vom See", die Walter Scott's poetischen Ruhm zur höchsten Stufe erhob. Noch im nämlichen Jahre besorgte er eine Ausgabe der nach-

gelassenen Werke der Dichterin Miß Anna Seward in drei Bänden. Hat er nun neben allen diesen dichterischen und litterarischen größern Arbeiten noch eine bedeutende Anzahl kritischer, antiquarischer und anderer Aufsätze zu verschiedenen Zeitschriften geliefert, so entwickelt sich hier eine schriftstellerische Fruchtbarkeit vor unsern Augen, die dem glücklichsten Talent, der reichsten Gelehrsamkeit und einem eisernen Fleiße selbst nur selten zu Gebote steht. Seine zunächst folgenden poetischen Werke: „die Vision Don Roderich's" und „Rockeby", welchen historische Stoffe zum Grunde lagen, machten bei weitem nicht so großen Eindruck auf das englische Publikum als die frühern. Theils war der Inhalt weniger poetisch, theils auch waren die Leser durch ihn selbst und eine unendliche Schar von Nachfolgern der Melodie und des Styls seiner Verse nun schon ziemlich überdrüssig geworden. Dessenungeachtet trat Walter Scott im Jahre 1814 noch einmal mit einem größern, aus der altschottischen Geschichte entnommenen epischen Gedichte: „Der Herr der Inseln", hervor, welches, wenngleich seine frühern Produktionen an Schönheit nicht erreichend, doch einen Absatz von 15,000 Exemplaren hatte, sodaß er nach seinem eignen Ausdruck wenigstens mit allen Kriegsehren vom poetischen Kampfplatz abtreten konnte. Einige späterhin erschienene Gedichte Walter Scott's sind nach dem allgemeinen Urtheil sehr schwach, und es kann hiervon selbst das Gedicht: „Waterlo" nicht ausgenommen werden, obgleich der Dichter eigens nach dem festen Lande reiste, um durch den unmittelbaren Eindruck des Schlachtfeldes seine poetische Darstellung zu beleben. Ebenso wenig Auszeichnung verdienen einige Dramen, worin er sich in spätern Jahren versuchte. Die besten englischen Kritiker urtheilen von Walter Scott's Poesie im allgemeinen, daß es ihr an Regelmäßigkeit, Reinheit und feinerer Ausbildung der Form sehr fehle. Es komme ihm, sagen sie, vorzüglich darauf an, zu ergreifen und leicht und allgemein verständlich

zu sein. Nachlässig und locker verbinde er glänzende Bilder und glühende Worte in seiner Diktion, die bald mit Shakspeare's nachlässigem Reichthum, bald mit der alterthümlichen, rauhen Einfalt der alten Romanze, bald mit der heimlichen Behaglichkeit des Volksliedes und dem sentimentalen Schimmer der allerneuesten Poesie gefärbt, von dem naiven Scherz zur höchsten Erhabenheit in raschem Wechsel überspringe, bald sorgfältig ausmahlend, bald in energischer Kürze, zuweilen kunstreich, oft nachlässig, immer geistvoll und lebhaft. Seine Bilder dringen auf den ersten Anblick in jedes Gemüth, und niemals drücke er ein Gefühl aus, das nicht auch der beschränkteste Leser sofort ohne Mühe in sich aufzunehmen vermöge. Durch den Ertrag dieser poetischen Werke hatten sich Walter Scott's Vermögensumstände ansehnlich verbessert. Neben einer großen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und einer überwiegenden Neigung zum Landleben hatte er einen großen Hang zum vornehmen Wesen. Seine Gewohnheiten, sein Betragen und seine Wünsche waren entschieden aristokratisch. Er war stolz auf seine Abstammung, fand großes Behagen an der Ausübung seiner amtlichen Geschäfte und Berechtigungen in der Grafschaft und strebte eifrig nach dem Umgange mit vornehmern und höher gestellten Personen, als er selbst war. Der Stand eines Landedelmanns war das Ziel aller seiner Wünsche. Der Ertrag seiner Werke hatte ihn inzwischen mit bedeutenden Geldmitteln versehen, und er verwandte dieselben zum Ankauf eines ländlichen Grundstücks am Ufer des Tweed, welches ursprünglich Cartley-Hole hieß, sehr unfruchtbaren Boden und wenig Ertrag hatte. Er hoffte dies Gut durch bedeutende Verbesserungen ergiebig zu machen, legte ihm den Namen Abbotsford bei, steckte bedeutende Geldsummen hinein, und von nun an war sein ganzes übriges Leben der Verschönerung und Verbesserung dieses Landguts gewidmet, indem er demselben den größten Theil seiner Muße und seiner

Einnahme zuwandte, ohne daß jedoch der Erfolg seinen Bestrebungen und Erwartungen sonderlich entsprochen hätte. Den gerichtlichen Verhandlungen wohnte er, seiner Amtspflicht als Sessionsschreiber gemäß, regelmäßig und pünktlich bei, seine Aufmerksamkeit in den Sitzungen soll jedoch nicht eben gespannt gewesen sein. In einem wichtigen Rechtsfall, der vor dem Gericht verhandelt wurde, hielt Jeffries, ein berühmter Rechtsgelehrter, einst eine glänzende und wegen der Theilnahme, die der Redner selbst an der Sache nahm, sehr lebhafte Rede, die nach und nach immer feuriger wurde. Ungeachtet dieser rednerischen Hitze wurde aber Jeffries' Aufmerksamkeit doch durch die rasche Bewegung der Feder Walter Scott's angezogen, die mit einer dem Fluge seiner Worte folgenden und immer zunehmenden Eile über das Papier hinflog. Nach Beendigung seiner Rede lehnte er sich über die Schranke, welche die Advokaten von dem Tische der Gerichtsschreiber absondert, und bat sich von seinem Freunde die Notizen, die er so eifrig und emsig niedergeschrieben, zur Ansicht aus. Scott reichte ihm die ganze Handschrift, worauf sich denn ergab, daß es der vollständige Entwurf jener kriegerischen, geistanregenden lyrischen Dichtung war:

Pibroch des Donnhuil Dhu,
Pibroch des Donnhuil,
Wieder wild rufend nun
Fodre Glenconnel —

in welchem Entwurf auch nicht ein Buchstab korrigirt war. Der Dichter versicherte, die Lebhaftigkeit, mit der sein Freund gesprochen, habe ihn, obgleich ihm von dem Inhalt seiner Rede auch nicht das Mindeste bewußt geworden, durch die bloße Wirkung der Töne auf sein Ohr zu einem immer steigenden Enthusiasmus fortgerissen, bis sein Lied vollendet gewesen sei. Die wunderbare Begeisterung, die in diesem Liede vom Anfang bis zum Schlusse immer wachsend vor-

herrscht, ist wohl geeignet, Jeffries' rhetorisches Talent in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Walter Scott soll aber auch sonst noch häufige Beweise seiner Unaufmerksamkeit abgelegt, bei Niederschreibung der Verhandlungen öfters Verstöße begangen und namentlich in einem Rechtsfalle, welcher in Gegenwart sämmtlicher funfzehn Richter abgehört wurde, also zu den wichtigen gehörte, die Decisionen in Ausdrücken niedergeschrieben haben, welche das grade Gegentheil von dem bezeichneten, was die Lords ausgesprochen hatten. Glücklicherweise wurde die Verhandlung noch vor der Unterschrift durchgesehen, eine andere unter gemeinschaftlicher Uebereinkunft der Agenten und Rechtsbeistände der Parteien zusammengestoppelt und der Irrthum auf diese Weise berichtigt, sonst hätte der ganze Rechtsfall noch einmal vorgenommen werden müssen. Oftmals saß er, ohne etwas zu thun, indem er bloß auf eine unbeschäftigte Weise um sich blickte und die Unterlippe tief einklemmte, wodurch er zwar ein etwas stumpfes Ansehen bekam, das jedoch bei näherer Beobachtung deutliche Spuren einer tiefen, innern Gedankenbewegung zu erkennen gab. Zuweilen richtete er auch seinen Blick auf die ihm gegenüberliegende Galerie, und wenn er dort irgend einen wunderlich aussehenden Bauer von etwas lümmelhafter Art gewahr wurde, so bewachte er die Bewegungen desselben eine ganze Weile, bis er endlich in ein herzliches Lachen ausbrach, wobei dann sein Gesicht einen eignen komischen Ausdruck annahm. Sein in Augenblicken der Ruhe sonst wenig belebtes Auge schien dann sein ganzes Gesicht mit einem lichten Schimmer von Humor zu beleuchten. Seine Augen waren von grau-blauer Farbe, klein, aber, wenn man hineinsah, von wunderbarer Tiefe und wie von einem brennenden Lichte glühend. Oft stand er während der Sitzung auf und ging nach dem obern Stockwerk in die Bibliothek der Advokaten. Saß er dort in einem Winkel, in irgend einem alten Foliobande blätternd und Notizen ausziehend, so sah

man Gruppen von Fremden vor- und rückwärts durch die Bibliothek ziehen, um ihn mit Bequemlichkeit anzuschauen und seine Gesichtszüge ihrem Gedächtniß einzuprägen. Ging er weg, so eilten sie an den von ihm verlassenen Tisch, um die Federn, die er gebraucht hatte, als Reliquien an sich zu bringen und aus dem Buche, in dem er geblättert hatte, wo möglich zu errathen, von welcher Art sein nächst herauszugebendes Werk wohl sein möchte.

Daß Walter Scott im Jahre 1814, wo „Waverley" erschien, anfing, seine Dichtungen in Prosa abzufassen, wollen einige dem Umstande zuschreiben, daß die Aufnahme seiner metrischen Produktionen schon kühler geworden, besonders auch, weil Lord Byron's aufgehendes Gestirn den poetischen Horizont sogleich mit ungetheilter Macht zu beherrschen begann. Herr Allan hingegen stimmt dieser Meinung nicht bei, indem er vielmehr annimmt, daß die Menge des dem Autor zufließenden Stoffes damals schon zu groß geworden sei, um sie in Versen zu bewältigen. Der Dichter selbst sagt ganz einfach, seine jugendlichen Erinnerungen hochländischer Scenerie und Sitten hätten in der „Jungfrau vom See" in metrischer Form so großen Beifall gefunden, daß er sich versucht gefühlt habe, etwas Aehnliches auch einmal in Prosa zu versuchen. Die Gründe der als Verfasser seiner historischen Romane lange Zeit so streng bewahrten Anonymität waren, wie Walter Scott sagt, eines Theils, daß er hier mit dem Geschmack des Publikums ein Experiment machte, das sehr leicht fehlschlagen konnte; andern Theils aber hielt er auch den Umgang eines Schriftstellers mit einer Gesellschaft, die seine Werke zu einem gewöhnlichen Gegenstand vertraulicher Unterhaltung macht, überhaupt für gefährlich, weil die selten parteilosen Urtheile der Umgebenden auf die freie Selbstbeurtheilung immer nachtheilig einwirken. Man kann in seiner Seele wohl hinzufügen, daß er den bedeutenden Ruf, den er damals schon erlangt hatte, durch

eine Unternehmung so neuer Art auf das Spiel zu setzen sich scheute. Die Kritiker waren in der That bei dieser Erscheinung im Anfang sehr verlegen, da sie ein von allem Vorhandenen und bisher für klassisch Geachteten so gänzlich abweichendes Produkt in keine ihrer fertigen Rubriken einzureihen wußten, weshalb sie denn auch mit Aussprüchen von Lob und Tadel äußerst vorsichtig umgingen. Das Publikum nahm die Sache aber sofort in seine eignen Hände; es war ergriffen, brach in den lautesten Beifall aus und würde sich auch hierin durch keine mißbilligende Kritik haben stören lassen. In zwei Monaten wurden 12,000 Exemplare von „Waverley" verkauft. In diesem Jahre, 1814, gab Walter Scott abermals einen Beweis seiner wohl von keinem andern Schriftsteller erreichten litterarischen Thätigkeit, indem er im Lauf des Jahres außer dem „Waverley" nicht nur den „Herrn der Inseln", sondern auch eine Ausgabe von Swift's sämmtlichen Werken, nebst einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Lebensbeschreibung desselben, zusammen in 19 Bänden, ferner zwei Quartbände schottischer Antiquitäten, aus in Kupfer gestochenen Darstellungen antiquarischer Gegenstände mit beigedrucktem Text und einer weitläufig ausgearbeiteten Einleitung bestehend, endlich ein Werk unter dem Titel: „Erläuterungen über nordische Antiquitäten", ans Licht treten ließ. So erschien er als Romandichter, Poet, Biograph, Kommentator und Alterthumsforscher zugleich mit einer Reihe von sechsundzwanzig Bänden in einem einzigen Jahre, und dies alles war die Arbeit eines Mannes, der seinen Freunden niemals besonders beschäftigt vorkam, der einen Theil seiner Zeit in den Gerichtssitzungen zubringen mußte, auch in der Geselligkeit fortwährend seine Stelle einnahm, sich stark mit Agrikulturverbesserungen beschäftigte und noch Muße zu einer zweimonatlichen Gebirgsreise zu finden wußte. Nebenher streute er dann hin und wieder auch noch Gelegenheitsgedichte aus. Jedes Jahr brachte von da an zwei oder

drei mehrbändige Romane des großen Unbekannten mit. Inhalt, Namen und Erfolge derselben sind zu allgemein bekannt, als daß wir ihrer hier noch zu erwähnen hätten. Die größte Wirkung von allen brachte wohl „Rob Roy" hervor. Stadt- und Landstraßen füllten sich mit landläuferischen Dianen; celtische Klubs und Societäten wurden errichtet; die „Kriegspfeife" erhob von neuem ihre wilde Stimme in Hallen und Straßen; schottische Zeuche verdrängten, Gloucestershire und Yorkshire mit Ruin bedrohend, das Tuch, und der Fürst wie der Bauer legten schottische Tracht an. Eine allgemeine Celtomanie bemächtigte sich des ganzen Landes. In Edinburg bildete sich ein celtisches Truppenkorps, dem Walter Scott eine Fahne zum Geschenk machte. Er sprach seine Anrede mit so schwacher Stimme, daß niemand eine Sylbe verstanden hätte, wenn nicht eine Todtenstille die unermeßliche Versammlung beherrscht hätte. Als er schwieg und der kriegerische Pibroch ertönte, brach ein wolkenzerreißendes Jubelgeschrei aus, und hundert Freudenschüsse platzten durch die Luft, gleichsam mit Ungeduld den tödtlichen Kampf herbeifordernd. Von allen anwesenden Kriegern aber hatte vielleicht keiner jemals eine gefährlichere Waffe geführt als den Gänsekiel, denn fast alle waren junge Advokaten oder Gerichtsschreiber. Mitten aus diesem Tumult hinkte der alte Mann, der all diesen Enthusiasmus veranlaßt hatte, unbeachtet hinweg wie Einer, der mit der ganzen Scene nicht in der entferntesten Verbindung gestanden hätte. Als die aus diesem Roman gebildete Oper in Edinburg gegeben wurde, war das Theater zwei Monate lang bis an die Thüren vollgepfropft; die dem Bankrott schon nahen Unternehmer wurden zu reichen Leuten, sodaß die hierbei betheiligte Mstrs. Siddons einen Fonds zur Unterstützung bedürftiger Schauspieler stiften konnte. Im Jahre 1820, unmittelbar nach der Herausgabe des „Ivanhoe", wurde Walter Scott nach London berufen, um von seinem Monarchen, der ihm schon

früher vielfältige Beweise seiner Werthschätzung gegeben und ihn, so oft er die Hauptstadt besuchte, zur Tafel gezogen hatte, in den Freiherrnstand erhoben zu werden. Bei dieser Gelegenheit machte der Bildhauer Chantrey die vortreffliche Büste von Walter Scott, wovon wenigstens 4000 Abgüsse verbreitet worden sind.

Während Walter Scott durch immer neue, unausgesetzt erscheinende Romane den nie ermüdenden Beifall des Publikums fortwährend steigerte, that er sich andererseits durch politische Schriften großen Schaden. Der im Jahre 1820 herrschende allgemeine Nothstand hatte in fast allen Gegenden des Königreichs unruhige Bewegungen erzeugt und den oft erneuten Wunsch einer Parlamentsreform in ungeduldige Anregung gebracht. Die verachtende Gleichgültigkeit der Regierung gegen alle Klagen trug das Ihrige bei, den Jammer des leidenden Volks fast bis zum Wahnsinn zu steigern. Die populaire Druckerpresse nahm einen bisher noch nie gewagten Ton von Dreistigkeit an, der durch die bisherigen gesetzlichen Mittel nicht mehr zu unterdrücken war. Walter Scott ließ unter dem Titel: „Der Geisterseher", drei Aufsätze in die edinburger Wochenzeitung einrücken und außerdem in Form eines Pamphlets in starker Anzahl durch das ganze Land vertheilen. Die Härte, mit welcher er die Vertheidiger der Parlamentsreform als Wahnsinnige oder Verräther behandelte und das Volk durch weitläufige Argumentation zu überzeugen suchte, daß die Noth, über die es klage, gar nicht existire, weil er sie nicht kannte oder nicht achtete, gehört zu den schlimmsten Beispielen, in welchen sich damals der Hochtorismus zu erkennen gab. Eine zu Anfang des Jahres 1821 erscheinende Zeitung: „Der Leuchtthurm", an deren Herausgabe Walter Scott ebenfalls Theil nahm, ging, in demselben Sinne unternommen, sogar in Privatbeleidigung und Diffamation der Gegner über, was denn zu zahlreichen Prozessen und ernstlichen Kämpfen zwischen Menschen selbst

höherer Klassen Veranlassung gab. Der Ruf der Mißbilligung gegen dieses Blatt wurde so allgemein und so laut, daß die Herausgeber dem Sturme weichen und es schon im September desselben Jahres wieder aufgeben mußten. Walter Scott unterlag wegen seiner Theilnahme an diesem Blatte dem schärfsten Tadel, obgleich er sich von allen darin enthaltenen Persönlichkeiten öffentlich lossagte. Bei dem Besuch, den Georg IV. im Jahre 1822 in Schottland machte, erschien, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, der schottische Nationaldichter, der von dem Volk und dem Könige gleich hoch geachtet wurde, gleichsam als Wortführer und Dolmetscher zwischen beiden. Durch eine ungünstige Verkettung von Umständen begegnete es ihm bei dieser Gelegenheit, die persönlichen Gefühle des Monarchen unangenehm zu berühren. Unter andern Festlichkeiten hatte Walter Scott eine Procession im höchsten Staatskostum vorgeschlagen, welche ganz in der Art stattfinden sollte, wie es zur Zeit der Unabhängigkeit der schottischen Krone üblich gewesen war. Es war alles dazu vorbereitet, da der Gedanke von der Nation mit Enthusiasmus ergriffen wurde. Der König selbst aber erfuhr dies erst, nachdem alle Anordnungen vollendet waren, und äußerte sogleich den lebhaftesten Widerwillen dagegen. Das zur Anordnung der Festlichkeiten erwählte Kommittée gerieth dadurch in große Verlegenheit und veranlaßte Walter Scott, die königliche Erlaubniß persönlich zu vermitteln. Obgleich nun der König sich gegen den Dichter sehr bitter darüber äußerte, daß er über diese Anordnung nicht vorher befragt worden sei, so bestand dieser doch fest auf der Ausführung, ja er sagte gerade heraus, Se. Majestät könne nicht umhin, die vorgeschlagene Anordnung zu genehmigen. Hierdurch gelang es ihm denn zwar, die widerstrebende Einwilligung des Monarchen zu erpressen; er wurde jedoch von da an mit unverhohlener Kälte behandelt. Ein zweites Unglück begegnete ihm am Tage dieser von ihm angeordneten Feier selbst,

als er mit seinem jüngsten Sohne unbemerkt hinter den Reihen der schon aufgestellten Procession weggehen wollte, um solche als Privatmann aus einem Fenster mit anzusehen, durch das Gedränge aber mitten in den Zwischenraum der beiden Reihen hineingestoßen und nun gezwungen wurde, seinen Weg durch die ganze lange Reihe der zur Procession gehörigen Personen fortzusetzen. Da er persönlich allgemein gekannt war, so wurde er von allen Seiten mit lautem Jubel begrüßt, woraus denn Viele Veranlassung nahmen zu sagen, Sir Walter Scott's Procession komme noch vor der des Königs. Seine wirklich innerliche Bescheidenheit wurde hierdurch empfindlich verletzt, denn in der That suchte er sich jeder öffentlichen Auszeichnung angelegentlichst zu entziehen und äußerte niemals große Freude an den Schmeicheleien, die ihm verschwenderisch gespendet wurden. Nur einen Beweis der ihm zu Theil gewordenen Volksachtung pflegte er mit freudigem Dankgefühl zu erwähnen. Bei der Krönung des Königs hatte er sich auf dem Rückwege nach seiner Wohnung schon eine bedeutende Strecke mit seinen Ellbogen durch die gepreßte Menge durchgearbeitet, als er sich endlich in einem undurchdringlichen Haufen so eingekeilt fand, daß er nun nicht mehr herauskonnte. In dieser Noth wandte er sich an einen naheſtehenden Sergeanten der schottischen Grauen, der aber, seiner Pflicht gedenkend, das Haupt schüttelte und sagte: „Freund, ich kann Euch nicht beistehen". Der Dichter aber flüsterte ihm leise die Worte zu: „Könnt Ihr Euerm Landsmann Walter Scott nicht helfen?" „Ja, Herr", erwiederte der Soldat, „Euch soll bei Gott geholfen werden, komme es, wie es wolle!" und sogleich schaffte er seinen berühmten Landsmann mit einer tüchtigen Eskorte aus dem Gedränge. Als sich Walter Scott im Jahre 1831 auf dem Kriegsschiffe Barham nach Neapel einschiffte, sagte ihm einer der Seeoffiziere, daß mehrere Seeleute ausdrücklich deshalb auf dem Schiffe Dienste genommen hätten, weil sie wußten, daß er mit

demselben reisen würde. „Das ist schmeichelhaft", erwiederte Walter Scott; „aber die größte Ehre hat mir doch ein Fischhändler in London erwiesen; denn als mein Bedienter etwas Stockfisch zu meinem Mittagsessen bei ihm einkaufen wollte, erwiederte er, es sei keiner mehr zu haben, weil es schon zu spät am Tage sei. Sobald er aber zufällig erfuhr, daß der Fisch für mich bestimmt sei, erklärte er sogleich, wenn in London für Geld und gute Worte ein Bissen Stockfisch zu erlangen sei, so solle er mir zu Diensten stehen." Wirklich gelang es ihm, den Fisch zu bekommen, und er ging damit den ganzen Weg von Billingsgate bis nach dem Susserplatz im Regent's Park.

Als Sir Walter Scott in Dublin war, ging er mit seiner Familie ins Theater. Nach kurzer Zeit entstand Bewegung und Lärmen auf der Galerie. Das Toben vermehrte sich, ohne daß man auf dem Theater und im Parterre die Ursache begriff, und brach endlich in ein so donnerähnliches Getöse aus, daß der Vorhang heruntergelassen werden mußte. Der Regisseur trat heraus und fragte demüthig, was den Herren beliebe, worauf ein paar hundert Stimmen die lakonische und ächtirische Antwort gaben: „Sir Walter Scott!" Neue Verlegenheit und Verwirrung des Regisseurs. Verlangten sie, daß die ausgezeichnete Person auf dem Theater dargestellt werden sollte? Er trat ab, und Niemand wußte, was da zu thun sei. Endlich bemerkten einige der Zuschauer im Parterre den Dichter in einer Loge und machten nun das ganze Publikum auf seine Anwesenheit aufmerksam, worauf alle Anwesende mit einer Bewegung sich erhoben und ihn ehrfurchtsvoll begrüßten. Er bedankte sich in kurzen Worten für diesen schmeichelhaften Beweis der öffentlichen Anerkennung und setzte sich unter wiederholten Beifallsbezeigungen wieder nieder. Allen Versuchen, ihn aus dem Dunkel seiner Anonymität hervorzulocken, widerstand er so geschickt als standhaft. Ein Bibliothekar, der ihn in der Bibliothek des

heiligen Grabes zu Dublin herumführte, sagte zu ihm: „Wissen Sie, Sir Walter, daß ich erst ganz vor Kurzem Zeit gefunden habe, Ihren „Redgauntled" zu lesen?" „Ein solches Buch kenne ich gar nicht", erwiederte Scott. Als er an der Tafel des Prinz-Regenten saß, kam er in eine größere Verlegenheit; denn dieser füllte ein Glas und trank die Gesundheit des „größten Genius seines Vaterlandes, des Verfassers von Waverley," worein die Gäste denn natürlich einstimmten. Man war neugierig, wie Walter Scott sich hierbei benehmen werde. Dieser erhob sich und sagte, er nehme sich nicht heraus, die Meinung Sr. königl. Hoheit mißverstehen zu wollen, und nehme die ihm bestimmte schmeichelhafte Aeußerung dankbar an; „allein", fügte er hinzu, „Ew. königl. Hoheit, ich bin nicht der Verfasser des Waverley", worauf der Prinz sogleich erwiederte: „Es macht mich sehr glücklich, dies zu hören, da ich nun zwei der größten Männer von Europa statt eines Einzigen zu meinen Unterthanen rechnen kann, denn so zählen wir nun Beide, den Dichter der „Jungfrau vom See" und den Verfasser des „Waverley" zu den unserigen." Von der Zeit an behauptete der Prinz, daß Walter Scott diese Romane nicht geschrieben haben könne, weil er es für unmöglich halte, daß irgend Jemand sich die Freiheit nähme, ihn zu mystificiren, wogegen Walter Scott seinerseits äußerte, der Prinz habe nicht das Recht gehabt, in sein Geheimniß einzudringen, welches er ihm zwar unter vier Augen wohl anvertraut haben würde, jedoch in der Gesellschaft bekannt zu machen um so weniger geneigt gewesen sein als sich in derselben Personen befunden hätten, die sich mit litterarischen Dingen beschäftigten. Nach seiner Rückkehr aus Irland betraf den Dichter, dessen Lebensweg ihn bisher unausgesetzt aufwärts geführt hatte, jenes bekannte Unglück, das als der Wendepunkt seiner Laufbahn betrachtet werden kann. Seine Einkünfte hatten ihn bisher in den Stand gesetzt, ein glänzendes

Leben zu führen. Alles war bei ihm auf den Fuß eines reichen Landedelmanns eingerichtet, und auf dem Lande wie in der Stadt übte er Gastfreundschaft im ausgedehntesten Sinne. Ueberdies verwandte er unglaubliche Summen auf die Kultur und Verschönerung seines Landsitzes, der zwar dadurch nicht einträglicher, aber auf eine ganz eigne Weise in einem originellen, romantischen Geschmack des Mittelalters großartig erbaut, verziert, verschönert und mit Seltenheiten aller Art erfüllt worden war. Bei alle diesem konnte er sich, wiewohl oft in augenblicklicher Geldverlegenheit, doch für einen reichen Mann halten. Dennoch täuschte er sich, indem er mit seinem Verleger, dem Buchhändler Constable, sowohl als mit dem Drucker Ballantyne in das Verhältniß eines Handelskompagnons getreten war und den Kredit beider Handlungen durch seine Namensunterschrift kräftig unterstützt hatte. Als Beide nun im Jahre 1825 Bankrott machten, sah sich Walter Scott plötzlich als Schuldner einer Summe von 120,000 Pfund Sterl. seinen Gläubigern gegenüber. Sehr leicht hätte er diese durch unmittelbare Zahlung eines sehr geringen Theils der Schuld dazu bewegen können, sich für abgefunden zu erklären; ja, einer von ihnen soll ihm einen in der Summe unausgefüllt gelassenen Wechsel auf die schottische Bank übersandt haben mit der Eröffnung, daß er nur den Betrag, womit er seine Gläubiger abfinden wolle, darin eintragen dürfe, womit diese jedenfalls zufrieden zu sein erklärt hätten, sodaß er dann mit einemmale von all seiner Unruhe befreit gewesen wäre. Allein Walter Scott wollte von keinem Vergleich etwas hören, keinen Beistand annehmen und forderte von seinen Gläubigern nichts als Zeit. „Meine Herren", sagte er zu ihnen, indem er sich eines spanischen Lieblingssprichworts bediente, „Zeit und ich gegen jede zwei! Lassen Sie mich die Zeit zum Alliirten nehmen, und ich glaube, ich werde Sie bis zum letzten Heller befriedigen können." Er schränkte seinen Hausstand nach Mög-

lichkeit ein; er gab sein Amt auf, um den damit verknüpften Zeitaufwand den einträglichern schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können; er begab sich nach Abbotsford und arbeitete zehn, zwölf, oft sogar vierzehn Stunden täglich, und im Jahre 1830 hatte er schon die Hälfte seiner Schuld abgetragen. Durch die Untersuchung des Vermögenszustandes der Handlungshäuser Constable und Ballantyne war denn unvermeidlicherweise auch der Name Walter Scott's als wirklichen Verfassers der sogenannten Waverleyromane ans Licht gezogen worden, und er hielt es nun nicht länger weder für möglich noch für rathsam, seine Autorschaft zu leugnen. Die von Mstrs. Siddons gestiftete Gesellschaft zur Unterstützung nothleidender Schauspieler feierte ihr Stiftungsfest. Bei dem Mittagsmahle wurde seine Gesundheit ausgebracht, und in der Dankrede gab er sich öffentlich und feierlich als den Verfasser jener hochberühmten Werke zu erkennen.

Die übermäßige Anstrengung, der sich Walter Scott unterwarf, um sich durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten der schweren Verpflichtung gegen seine Gläubiger zu entledigen, untergrub seine Gesundheit; schon erschöpfte ihn auch die mäßigste Bewegung; seine Sprache veränderte sich, sein gelähmter Fuß verursachte ihm große Schmerzen, und alles deutete auf die Annäherung einer allgemeinen Paralyse. Aerztliche Hülfe konnte wenig fruchten, denn dem Ursprunge nach hätte man sein Uebel ein Gedankenfieber nennen können; nur durch Mäßigung der heftigen geistigen Bewegung wäre ihm zu widerstehen gewesen. Als Dr. Abercrombie dem Dichter die Nothwendigkeit solcher Mäßigung aufs dringendste vorstellte, erwiederte er: „Wenn Molly den Wasserkessel aufs Feuer setzt, mag sie auch immerhin sagen: Wasser, Wasser, koche nicht! Was hilfts aber?“ Als ihm endlich mit dem Tode gedroht wurde, wenn er seine Thätigkeit in dieser Weise fortsetzte, schrieb er einem Freunde: „Dr. Abercrombie droht mir den Tod, wenn ich so viel schreibe; wenn ich es

aber so plötzlich aufgebe, wird es um so gewisser mein Tod sein. Ich muß meinem Schwiegersohn Lockhart noch ein wenig beistehen; er hat immer die Pflichten eines Sohnes gegen mich erfüllt. Auch muß die Ausgabe der Waverleynovellen, wie man sie nennt, nothwendig gefördert werden. Außerdem aber darf ich freilich nun nichts schreiben, denn am Ende ist der Tod doch eine Ceremonie, die man gern so lange als möglich aufschiebt." Das ehrenwerthe Betragen Walter Scott's gegen seine Gläubiger bewog diese zu dem in einer Generalversammlung einstimmig gefaßten Entschluß, ihm die Bibliothek, Manuscriptensammlung, das Ameublement und das Silbergeräth von Abbotsford, welches alles er ihnen seiner Insolvenz wegen abgetreten hatte, zum Geschenk zu machen. Es würde ihm nun unfehlbar gelungen sein, die Last des Unglücks, das ihn betroffen hatte, ganz von sich abzuwälzen, wenn nicht grade in der Zeit, wo seine Gesundheit schon so sehr geschwächt war, ein anderes Ereigniß zu mächtig auf sein Gemüth eingewirkt hätte. Als ein Hochtory gewahrte er mit Schrecken und Abscheu die Maßregel der Parlamentsreform, die Lord John Russel im März 1831 im Parlamente vorschlug. In einer Versammlung der Landeigenthümer von Roxburghshire erschien Walter Scott mit aschgrauem, ermattetem Gesicht, mit hohler, zitternder Stimme und verfallenem, gebeugtem Körper. Nachdem er die Reden der Ministeriellen mit sichtbarer Unruhe angehört hatte, erhob er sich mit gewohnter Würde und sagte der Versammlung: er sei zwar nur mit innerm Widerstreben und großer persönlicher Beschwerde hierhergekommen, aber er würde, auch wenn er sein Blut hier hätte vergießen sollen, doch gekommen sein und seinen letzten Athemzug verwandt haben, um sich dieser Maßregel zu widersetzen. Nachdem er die Nachtheile derselben entwickelt, sagte er zum Schluß: „Ich nehme Abschied von Ihnen, meine Herren, mit den bekannten Worten des Gladiators, der den Kaiser anredete:

morituros te salutat." Auf einiges Ziſchen, das ſich während ſeiner Rede erhob, ſchien er Anfangs nicht Acht zu geben; als dies aber auch bei der Antwort, die er auf die Rede des ihm zunächſt ſitzenden Herrn gab, wiederholt wurde, wandte er ſich plötzlich nach der Gegend, woher das Geräuſch kam, und ſagte: er kümmere ſich um dieſes Ziſchen ſo wenig als um das Geſchrei der Thiere des Feldes. Doch war ſein Gefühl ſo verletzt, daß er auf dem Rückwege Thränen vergoſſen haben ſoll, und gewiß hat dieſer Umſtand ſehr nachtheilig auf ſeine Geſundheit eingewirkt. Er machte bald nachher noch eine größere Anſtrengung, ſich jener gefürchteten Maßregel zu widerſetzen. Die konſervative Partei in ſeiner Gegend entſchloß ſich zu einer Adreſſe an das Ober- und Unterhaus, um die Parlamentsreform zu verhindern, und er wurde als Sherif der Grafſchaft gebeten, ſeine hochberühmte Feder zur Abfaſſung derſelben zu verwenden. Er arbeitete drei Tage daran und brachte ein Werk zu Stande, das an Umfang einem Bande ſeiner Romane wenig nachgab. Als er aber damit in der Verſammlung erſchien, erſchrak dieſelbe vor der Länge des Aufſatzes, und es bemerkte jemand, daß ein ſo ausgedehntes Werk ſchwerlich geduldiges Anhören, noch weniger aber Annahme finden werde. Nach einigen Debatten wurde eine ganz kurze Adreſſe von dem Sekretair der Verſammlung aufgeſetzt und angenommen, womit auch Sir Walter Scott, nachdem er nun ſein Herz erleichtert hatte, nicht nur ſehr wohl zufrieden war, ſondern auch die Sache ſelbſt als eine ſcherzhafte Anekdote jederman erzählte. Von dieſer Zeit an wurde ſeine Geſundheit mit jedem Tage ſchlechter, ja, auch ſeine ſonſt ſo heitere Laune wurde finſter und mißwillig, was wohl vorzüglich der Beſorgniß für das Glück ſeines Vaterlandes zuzuſchreiben iſt, welche die Zunahme und Verbreitung ihm ſo verhaßter revolutionairer Geſinnungen ihm einflößte. Dennoch gab er in dieſer Zeit noch mehrere Bände Novellen heraus, die aber

gewiß seine schwächsten Arbeiten sind. Zuletzt erklärten seine Aerzte, daß nur eine gänzliche Entfernung von aller geistigen Arbeit, und zwar auf lange Zeit, noch einige Hoffnung auf Rettung darbiete. Das beste Mittel hierzu schien eine Reise, und ein Aufenthalt in Italien ward als heilsam empfohlen. Da aber seine Kräfte einer Landreise nicht mehr gewachsen waren, so mußte eine zweckmäßige Gelegenheit zur See ermittelt werden. Eine nach Malta bestimmte Fregatte wurde eben ausgerüstet, und der König, von dem Zustande des Dichters und seinen Wünschen unterrichtet, gewährte ihm die freie Ueberfahrt für sich und seine Tochter. Walter Scott hatte nur mit Widerstreben in die Reise gewilligt; er fürchtete und glaubte ein Vorgefühl zu empfinden, daß er fern von seiner Heimath begraben werden würde. Während seiner Krankheit zu Abbotsford hatte eine der größten Belästigungen der Familie in der Beantwortung der vielen Briefe bestanden, die von Personen aus allen Theilen von England, ja auch selbst vom Festlande aus dahin geschrieben wurden, um sich nach dem Befinden des Dichters zu erkundigen. Es sollen an dreihundert in jeder Woche gewesen sein, und alle wurden pünktlich und gewissenhaft beantwortet. Walter Scott's Empfang in Portsmouth und die bis zur Aengstlichkeit sorgfältigen Vorbereitungen zu seiner Einrichtung auf der Fregatte Barham waren eines Königs würdig. Ein fünftägiger Aufenthalt in Portsmouth schien seine Gesundheit sehr gestärkt zu haben; dennoch nahm er von allen in einem Tone Abschied, der seine völlige Hoffnungslosigkeit verrieth. Auf der Seereise schien er an Geist und Kräften bedeutend zu gewinnen. Von dem Enthusiasmus der Einwohner bei seiner Landung auf Malta kann man sich keinen Begriff machen. Bei seinem Eintritt in die Stadt begrüßte ihn ein Beamter mit vielen Beiständen und hielt ihm eine lange Rede, worin er den Dichter bat, diese Insel dadurch (wie es hieß) „unsterblich" zu machen, daß er ihre Geschichte schriebe. Man

bat ihn dringend, einem Künſtler zur Anfertigung ſeiner Büſte zu ſitzen, und da er dies, angeblich wegen zu vieler Schreibgeſchäfte, ablehnte, ſo ſtellte der Wirth des Dichters Schreibtiſch der Thüre gegenüber, ſodaß der Bildhauer das offengelaſſene Schlüſſelloch zu ſeiner Arbeit benutzen konnte. Der Erfolg blieb unbekannt. Er ging mit demſelben Schiffe nach Neapel und trat hier am 27. December 1831 ans Land. Die ganze Schiffsmannſchaft vergoß Thränen, als er Abſchied nahm. Wie zuvorkommend und ehrerweiſend ihm auch in Neapel alles entgegenkam, kann man ſich vorſtellen. Als er am 12. Januar bei Hofe eingeführt wurde, beſchloß er, einer wunderlichen Grille nachgebend, in der glänzenden Uniform der ſchottiſchen Schützen — jener erblichen Leibwache der Könige von Schottland — zu erſcheinen, welche Tracht die Neapolitaner in ihrer Unſchuld für eine Feldmarſchallsuniform hielten und ſich verwunderten, daß ſein hoher Rang im britiſchen Heere bisher ſo gänzlich unbekannt geblieben ſei. Die königliche Familie bezeigte ihm hohe Achtung, und der König befahl, daß man ſeinen etwaigen Wünſchen und Anordnungen in Betreff neuer Nachgrabungen in Pompeji pünktlich Folge leiſten ſolle. In Neapel verfaßte er ſeine letzte Druckſchrift, nämlich jene ausführliche und intereſſante Vorrede zur zweiten Auflage von „Castle dangerous". Am 21. April traf er in Rom ein. Merkwürdig iſt, daß er während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes daſelbſt, obgleich er alle andere dortige Merkwürdigkeiten mit Aufmerkſamkeit betrachtete, auch nicht einmal den Vatican beſuchte. Beſondern Fleiß wandte er auf die Beſichtigung der Villa des Kardinals York zu Fraſoli und ſammelte mit ängſtlicher Sorgfalt alle Notizen, die er über dieſen Mann ſich verſchaffen konnte. Seine Rückreiſe von Rom aus hatte er dergeſtalt angeordnet, daß er über Wien, Prag, Teplitz, Karlsbad durch verſchiedene deutſche Staaten, endlich von München aus nach Mainz reiſen und von dort den Rhein

hinabfahren wollte. Wahrscheinlich hatte ihn eine dringende Einladung von Goethe zu dieser Reisetour bestimmt; denn dieser hatte einem in Neapel befindlichen gemeinschaftlichen Freunde geschrieben:

„Versichern Sie ihn, daß er sich unter unserm Dache gewiß in jeder Beziehung heimisch finden und mit der Hochachtung und Aufmerksamkeit empfangen werden wird, die ihm nicht nur als dem Verfasser einer Unzahl bedeutender Werke, sondern auch als einem Rechtdenker, einem Mann von hoher Sinnesart gebührt, der sein Leben der Veredlung des Menschengeschlechts gewidmet hat. Und was mich selbst betrifft, so kann ich mit Wahrheit bemerken, daß dieses Gefühl durch den geistverwandten Verkehr, der so lange Jahre schon unter uns bestanden, noch höchlich verstärkt wird."

Aber schon in Rom erhielt Walter Scott die Nachricht von Goethe's Tod. Ob und wie weit diese Nachricht auf seinen Zustand eingewirkt, kann nicht bestimmt werden; so viel ist aber gewiß, daß von dieser Zeit an seine Gesundheit in schnellster Abnahme zu schwinden begann, und daß seine ungeduldige Sehnsucht nach der Heimath mit jeder Stunde zunahm. Sechs Tage hintereinander blieb er täglich siebzehn Stunden auf der Landstraße; eine Ermüdung, der kaum der stärkste Körper gewachsen sein möchte, aber bei der fieberhaft-ängstlichen Sehnsucht, die ihn trieb, hielten die Seinigen jeden Widerstand für schädlicher noch als diese Eilfertigkeit. In Frankfurt am Main kaufte er einige Landschaftsbilder, um sich die eben gesehenen Gegenden zu vergegenwärtigen. Der Kaufmann, der ihm die Bilder zeigte und ihn nicht persönlich kannte, ging endlich auch zu schottischen Landschaften über und sagte, auf eines der Bilder besonders hindeutend: „Eine Ansicht von Abbotsford!" „Von diesem Orte", erwiederte Walter Scott trüblächelnd, „habe ich schon ein sehr getreues Bild", und ging mit seinen gekauften Ku-

pferstichen weg. Man hoffte, daß ihm die bequemere Schiffsreise auf dem Rhein wohlthuend sein werde; aber seine Ungeduld schien mit der Annäherung an seine Heimath selbst zu wachsen und schon am 4. Juni befiel ihn ein Schlagfluß, der gewiß unmittelbar tödtlich gewesen wäre, wenn ihm ein treuer Diener nicht sogleich zur Ader gelassen hätte. Schon acht Tage nachher befand er sich in London. Aerztliche Hülfe zeigte sich wenig wirksam, er blieb mehrere Wochen bewußtlos, und nur in einzelnen Momenten schien eine Erinnerung sein Gesicht mit einem Lächeln zu erhellen, wo er dann zuletzt immer die Worte: „Abbotsford, Abbotsford!" ausstieß. Man fand es daher auch rathsam, ihn sofort mittels eines Dampfschiffs in die Nähe seiner Heimath zu bringen. Nach zweitägigem Aufenthalt in Edinburg konnte er seinem Arzte, Dr. Watson, die Hand schütteln und für seine Aufmerksamkeit danken, dann reiste er ab, und so wie er einen Ort erreichte, wo er Abbotsford von fern erblicken zu können glaubte, ließ sich seine Ungeduld, sich aufzurichten und um sich zu schauen, nicht hemmen. Endlich, an dem geliebten Orte angekommen, machte die heftige Erregung wieder einer völligen Apathie Platz, bis endlich sein alter Freund und Geschäftsträger, Herr Laidlaw, an sein Bett trat, worauf er leise sagte: „Nun weiß ich, daß ich in Abbotsford bin." Nach einigen Stunden erwachte er und ließ sich nun bald in die Bibliothek, bald in die andern Zimmer, bald in den reichblühenden Garten tragen. Mehrere Tage hindurch schien es besser mit ihm zu werden; er ließ sich sogar vorlesen und wählte hierzu die Gedichte von Crabbe, einem Dichter, der, wiewohl jetzt überschrieen und zur Schande unsers Zeitalters fast vergessen, doch alle heutigen englischen Dichter lange überdauern wird, und den auch der große Fox in seinen letzten Augenblicken abwechselnd mit der Bibel sich vorlesen ließ. Nach wenigen Tagen aber wurde Walter Scott wieder regungs- und besinnungslos und starb endlich am 21. Sep-

tember 1832. Als man ihn nach Dryburgh Abbey zu seiner Begräbnißstätte brachte, war in der Stadt Selkirk und in den Dörfern Darnick und Mellrose, die auf dem Wege liegen, alle Arbeit eingestellt; im letztern Orte stand die männliche Bevölkerung unbedeckten Haupts in tiefer Trauerkleidung in zwei Reihen aufgestellt, während die Glocken läuteten. Der Landmann verließ seine Feldarbeit und stellte sich längs dem Wege nach Dryburgh auf, der überall mit theilnehmenden Zuschauern bedeckt war.

Von der ganzen Schuld Walter Scott's waren damals noch 53,000 Pfund Sterl. rückständig. Er hatte aber sein Leben auf eine Summe von 22,000 Pfund Sterl. versichern lassen, welche jetzt den Gläubigern zu gut kamen. Ferner hatten sich aus dem Ertrage seiner Schriften schon wieder 11,000 Pfund Sterl. angesammelt, sodaß noch 20,000 Pfund zu decken waren, welche letzte Summe die Erben im Februar des nächsten Jahres zu bezahlen sich erboten. Die Gläubiger erklärten sich, indem sie dieses Anerbieten annahmen, für tiefdurchdrungen von dem ehrenwerthen Benehmen Sir Walter Scott's und von den Vortheilen, die er durch sein hervorragendes Talent ihnen zugewandt habe unter Schwierigkeiten und Unglücksfällen, die kein Anderer als er zu überwinden im Stande gewesen wäre.

In seinem Testamente vom 4. Februar 1831 hatte Walter Scott bestimmt, in welcher Art aus den theilweise schon herausgegebenen und noch zu veranstaltenden neuen Auflagen seiner Schriften zuvörderst seine Gläubiger befriedigt und der Rest unter seine Familie vertheilt werden sollte. Gleich nach seinem Tode wurde von seinen Freunden und Verehrern in Edinburg eine Subscription zu dem Zweck eröffnet, um eine hinlängliche Summe zu einem für den Dichter in dieser Hauptstadt zu errichtenden Monument zusammenzubringen. Es kamen Anfangs zahlreiche und bedeutende Beiträge ein, und der Ertrag soll sich auf 6000 Pfund

Sterl. belaufen; hernach aber erkaltete der Eifer, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die sogenannte „Abbotsford-subscription" soll so viel eingetragen haben, daß die auf diesem Landsitz haftende Schuld von 10,000 Pfund getilgt und die Besitzung den Erben schuldenfrei erhalten werden kann.

Der Biograph schließt mit einer Aufzählung sämmtlicher von Walter Scott verfaßten Werke, deren Anzahl sich im Ganzen auf 131 Bände beläuft. In der eben jetzt erscheinenden Gesammtausgabe werden sie zwar nur 84 Bände einnehmen, es werden davon aber auch die „Geschichte von Schottland", die „Briefe über Dämonologie", die „Schottischen Antiquitäten" und seine Beiträge zu Journalen und Sammlungen u. s. w. ausgeschlossen bleiben, weil deren Verlagsrecht in verschiedenen Händen ist. Könnten diese mit abgedruckt werden, so würde die Sammlung bis zu hundert Bänden anwachsen.

Wir haben kein Bedenken getragen, aus dem Werke des Herrn Allan hier einen etwas ausführlichen Auszug zu geben, da dasselbe im Ganzen das Gepräge der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit an sich trägt; das Leben des gefeierten, großen und wahrhaft genialen Dichters, der in allen Theilen der Erde und vorzugsweise in Deutschland zahlreiche Leser und Bewunderer hat, gewiß von allgemeinem Interesse ist; das Buch selbst aber wegen seiner ermüdenden Umständlichkeit und Weitläufigkeit schwerlich in Deutschland viel gelesen werden dürfte, weshalb wir denn auch eine Uebersetzung nicht anrathen können, vielmehr dieselbe durch vorstehenden, alles Wesentliche einschließenden Auszug überflüssig zu machen gesucht haben.

XLVII.

Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Rumohr. Stuttgart 1834. 8.

Das vorliegende Büchlein konnten wir, die Ausbeute nach den bisherigen Leistungen des Verfassers im voraus anschlagend, mit guten Erwartungen in die Hand nehmen. Als sinnbegabter und vielgeübter Genuß-, Lebens- und Kunstfreund hat Herr von Rumohr vom Anbeginn seiner Laufbahn sich immer zunächst an das gehalten, was den körperlichen Sinn befriedigt, den idealen Inhalt aber, wovon jenes nur der Träger oder das Symbol sein soll, zwar geahnet und eingeräumt, ihn jedoch als etwas mystisch Geheimnißvolles, welchem nicht zu viel unmittelbarer Einfluß zuzugestehen sei, möglichst in weite Ferne zu schieben und, entweder scherzhaft darüber hingleitend oder ihn, wenn auch im Ernst, doch unsicher und unbestimmt berührend, zu beseitigen gesucht. Dieser Richtung gemäß behandelte er zuerst die Kochkunst als die Befriedigerin desjenigen Sinnes des Menschen, welcher seiner geistigen Bestimmung am fernsten liegt, und war hierin glücklich, indem er in dem ganz materiellen Gegenstande geistige Beziehungen genug zu finden und in ihn hineinzutragen, das Geistige in die Behandlung zu legen und durch den Kontrast des materiellen Stoffes mit seiner idealen Behandlung einen gewissen ironischen Reiz hervorzubringen wußte, dem es nicht an Wirkung fehlte. Eine größere noch ließ sich von dem jetzt gewählten Gegenstande hoffen, da derselbe der Richtung unsers Verfassers entschieden zusagen muß. Die Höflichkeit ist nämlich von allen Lebensformen, in welchen der Mensch sich als ein sittliches Wesen kundgibt, die alleräußerlichste; sie liegt an der Spitze, wo die Magnetnadel des geistigen Lebens nach dem Materiellen hinweist, grade da, wo Herr von Rumohr in Kunst und Leben seinen Wohn-

sitz genommen hat, und man durfte daher wohl erwarten, daß derselbe über diesen Gegenstand etwas Gründliches, Tiefeindringendes in seiner bekannten fein ausgearbeiteten Weise aufstellen würde. In dieser Erwartung finden wir uns jedoch nicht befriedigt; ob durch unsere Schuld, möge der Leser beurtheilen, wenn wir ihm den Inhalt des Höflichkeitsbüchleins kurz und treu werden vorübergeführt haben. Der Verfasser theilt sein Werk in zwei Bücher, deren erstes von den Werkzeugen der Höflichkeit, das andere von der Anwendung der Höflichkeit auf die besondern Lagen und Verhältnisse des Lebens handelt. Billig sollte nun wohl der Begriff der Höflichkeit gleich am Eingange des Werks entwickelt sein, damit man sich mit dem Verfasser darüber verständigen könnte, was Höflichkeit eigentlich sei, und was zur Erlangung und Anwendung dieser Eigenschaft erfordert werde. Diesem Verlangen entspricht der Verfasser jedoch nicht, sondern verweist damit auf das zweite Buch mit der Bemerkung, ein vorsichtiger Künstler werde sein Werk nicht beginnen wollen, ehe das Geräth beisammen sei. Hierbei vergißt er aber, daß der Künstler zuvörderst über das Wesen des hervorzubringenden Werkes mit sich selbst einig sein muß, ehe er die dazu nöthigen Geräthe auch nur bestimmen, geschweige denn beschaffen kann. Unter den Werkzeugen der Höflichkeit versteht Herr von Rumohr nach Kapitel 1 „den Körper nach seinen Theilen, die Seele aber in ihrem Ganzen", wodurch wir denn mit Erstaunen den ganzen Menschen, das Ebenbild Gottes, in ein Höflichkeitsinstrument verwandelt sehen. Schon hieraus blickt hervor, was sich späterhin noch deutlicher ergibt, daß Herr von Rumohr den Begriff der Höflichkeit zu weit ausdehnt. Denn wenn gleich der Mensch, wenn er Höflichkeit übt, allerdings, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele dabei sein muß, so ist dies doch nicht bei der Höflichkeit allein, sondern auch bei jeder andern menschlichen Kunstausübung und Lebensäußerung, in welcher das

Sittliche in äußern Formen und Bewegungen hervortritt, eben so sehr der Fall. Was der Verfasser in den nun folgenden neun Kapiteln von dem Gebrauch der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers anführt, paßt daher, wenigstens theilweise, so sehr in viele andere Disciplinen als in die Höflichkeitslehre, und vieles von ihm Angeführte hat mit der Höflichkeit gar nichts zu schaffen. Hierher gehören mancherlei rein kosmetische und diätetische Regeln und Bemerkungen, wie z. B. die über die Erhaltung und Pflege der Augen, obgleich dieselben an sich sehr richtig und nützlich sind. Einiges aus diesem ersten Buche anzuführen sei uns zur Andeutung der Tendenz des Verfassers erlaubt. Im zweiten Kapitel wird die Regel gegeben, bei allen körperlichen Bewegungen den Schwerpunkt gehörig zu beobachten und stets das Gleichgewicht zu bewahren. „Hiergegen", sagt Herr von Rumohr, „begehen viele Personen ihre eigenthümlichen Verstöße, deshalb das à plomb beim sich Niederlassen für eines der sichersten Kennzeichen gebildeter und edler Sitten gilt." Ueber die Haltung des Oberleibes wird mancherlei erwähnt, was sich zuletzt auf die allbekannte Regel unserer Reit-, Tanz-, Fecht- und Exerciermeister reducirt: „Schultern herein, Brust heraus, Leib zurück!" Diesen Kernspruch erklärt Herr von Rumohr für das Ergebniß des Nachdenkens vieler Zeitalter (!). In Hinsicht der Uebung der Gelenke bemerkt er, daß es zweckmäßig gewesen sei, die Gymnastik der Alten unter dem Namen der Turnkunst wieder einzuführen. Dies habe jedoch dadurch Anstoß gegeben, daß man die körperliche Gelenkigkeit auf Kosten der geistigen habe üben wollen. Der Anstoß bestand aber nicht hierin, sondern im Gegentheil darin, daß die Turner bei der Befreiung des Körpers von seiner natürlichen Ungelenkigkeit, zugleich auch dem Geiste eine gewisse freie und kräftige Beweglichkeit mittheilen wollten, die seine Lenksamkeit innerhalb gewisser Schranken zu erschweren schien und daher zu Besorgnissen

Anlaß gab. In dem Kapitel „vom Gebrauch der Beine" heißt es:

„Aufstehen ist, vom Sitzen oder Knien zum eigentlichen, oder auf den Füßen Stehen übergehen oder zurückkehren. Das Aufstehen erfordert anfänglich eine gewisse Anstrengung, welche gegen den Ablauf der Handlung allmälig nachlassen soll. Denn, um völlig sich aufzurichten, bedarf, wer einmal auf seinen Füßen steht, keines fernern Kraftaufwandes, und gibt es ein häßliches Ansehen, wenn man nach beendigtem Aufstehen gewaltsam sich dehnt und reckt; welche seltsame Aufführung, nach der etymologischen Weise unsers Sprachgebrauchs, den unholden, ungeschlachten Leuten den Beinamen der Reckel oder Rekel zugewendet hat."

Daß nun eine so wortreiche Belehrung über eine beim Aufstehen zu vermeidende Ungehörigkeit, die nicht einmal deutlich vor Augen gestellt ist und vielleicht nur in Fällen seltener Tölpelhaftigkeit noch zur Erscheinung kommen mag, dem Höflichkeitsschüler zu sonderlichem Nutzen gereichen könne, muß billig bezweifelt werden. In Betreff der Arme wird gelehrt, man solle ihre Stellung um der Anmuth willen jezuweilen abwechseln lassen, wozu die äußern Umstände vielfältige Gelegenheit darbieten würden. Sollte aber zufällig einmal hierin eine gewisse Einförmigkeit eintreten, so möge man diese Lücke durch freie Erfindung ausfüllen. „Man lege die Hand auf die Stirn, als fühle man einen leichten Kopfschmerz; man schlage in die Luft, gleich als ein Insekt zu verscheuchen, oder schneppe ein Stäubchen von seinem Kleide und so fort." Wir wünschten wohl, die Höflichkeitsschüler unsers Verfassers einmal in der Einübung solcher Bewegungen zu beobachten. In einer dramatischen Posse mit Geschicklichkeit angebracht, dürfte eine solche Scene den Zuschauern zu nicht geringer Ergötzlichkeit gereichen. Aufrichtig gesagt aber halten wir dieses eher für eine Anweisung zur Geckenhaftigkeit als zur Höflichkeit. Dergleichen freie Erfin-

dungen erscheinen uns vielmehr als Unhöflichkeiten, da sie den Personen, in deren Gesellschaft man sich befindet, etwas vorspiegeln, was in der Wirklichkeit nicht stattfindet, die schuldige Achtung aber und mithin die Höflichkeit durch nichts so sehr verletzt wird als durch absichtliche Unwahrheit selbst in gleichgültigen Dingen. In dem Kapitel von dem Gebrauch der Hände und Finger findet unter anderm auch das Streicheln Erwähnung, und wird darüber beiläufig bemerkt: „Seine Gattin oder Geliebte streichle man nicht so grob, daß für ihre Schönheit daraus ein Nachtheil entstehen könnte, wie's eintritt, wenn man ihre Gesichtszüge quetscht und knetet, was demnach unterbleiben muß." Seltsame Höflichkeitsregel, die kürzer ausgedrückt etwa so lauten würde: mißhandle nicht deine Gattin oder Geliebte!

Nachdem solchergestalt alle Theile des Körpers als Werkzeuge der Höflichkeit des Breitern, wiewohl sehr unergiebig, abgehandelt worden, wird dann in dem zehnten kurzen Kapitelchen auch der Seele als eines solchen „Geräthes" erwähnt, jedoch nur um die Forderung, daß nun auch von dieser nach ihren einzelnen Kräften und Fähigkeiten, als: Phantasie, Gedächtniß und Urtheilskraft, gesprochen werden solle, mit der Bemerkung abzuweisen, daß dergleichen Absonderung nur in der Reflexion über die Seele, nicht aber in ihr selbst existire, und demnächst anzuführen, daß in Beziehung auf die Höflichkeit die Seele nur als ein Ganzes und zwar in ihrer Gestaltung „als Gemüth, als Wille" in Betrachtung komme und zwar der Wille in seiner „Richtung auf das Gute, Wahre und Schöne", womit dieses Geräth denn abgefunden ist. Im ersten Kapitel des zweiten Buches endlich kommt der Verfasser auf den Begriff der Höflichkeit und definirt sie: „als die Gewohnheit und Kunst, in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden wie im Handeln, stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen". Diese Definition nun müssen wir als zu viel

umfassend, also unrichtig, als unbestimmt und sogar als fehlerhaft im Ausdruck gänzlich verwerfen. Fehlerhaft im Ausdruck ist sie, weil der zu treffende Ton doch am Ende kein anderer ist als der zu findende, der Verfasser also fordert, daß der zu findende Ton gefunden werde. Soll aber der Ton angeschlagen werden, so muß er zuvor gefunden sein, das „zu finden" ist also überflüssig. Welches ist nun aber der Ton, der getroffen oder gefunden werden muß, und was versteht er überhaupt unter dem Worte: Ton? Dies sagt der Verfasser nicht, seine Definition ist also unbestimmt. Freilich wird er einwenden, er könne keinen andern Ton gemeint haben als eben den besten. Dann fragt sich aber wieder, welches der beste sei, und worin dieser bestehe; und da uns der Verfasser hier in der Unbestimmtheit stecken läßt, so wollen wir diesem selbst nachforschen. Unter Ton (in Beziehung auf den Umgang) verstehen wir nach dem allgemeinen Sprachgebrauch die Art, wie wir im geselligen Leben unsere Gesinnungen und Gefühle redend und handelnd ausdrücken. Der Ton modificirt sich also theils durch diese Gesinnungen und Gefühle selbst, theils durch unsere subjektive Ausdrucksweise derselben und theils durch unser Verhältniß zu den Personen, an welche der Ausdruck derselben gerichtet ist. Tragen wir nun in die Definition des Verfassers dasjenige, was er darin aus- oder unbestimmt gelassen hat, hinein, so versteht er unter Höflichkeit nichts anderes als: die Gewohnheit und Kunst (besser: die zur Gewohnheit gemachte Ausübung der Kunst), in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden wie im Handeln (besser: im Umgange mit Menschen) die schönsten, wahrsten und edelsten Gesinnungen in der schönsten, wahrsten und edelsten Weise so auszudrücken, wie es unserm jedesmaligen Verhältnisse zu den Personen, mit welchen wir umgehen, am angemessensten ist. (Denn etwas anderes wird sein zu treffender Ton nicht sein können, wenn es der beste Ton sein soll.)

Mag der Verfasser immerhin die Umschreibung, die wir seiner Definition gegeben haben, der Weitläufigkeit zeihen; die richtige Auffassung derselben wird er nicht bestreiten können, denn unsere Interpretation gründet sich theils auf den sprachgebräuchlichen Sinn des Wortes: Ton, und theils auf seine eignen Aeußerungen über den auf das Gute, Wahre und Schöne gerichteten menschlichen Willen als Instrument der Höflichkeit.

Man sieht aber nun sogleich, daß seine Definition, wenn sie irgend etwas enthält, nichts Geringeres als das ganze Gebiet der Sittlichkeit umfaßt, welche eben nichts anderes ist, als die im Umgange mit Menschen in Reden und Handlungen nach außen tretende Wahrheit, Schönheit und Güte der menschlichen Seele, und daß also, wenn diese Definition richtig wäre, Sittlichkeit und Höflichkeit synonym sein würden. Dies wird noch deutlicher durch die weitere Ausführung seiner Erklärung der Höflichkeit, indem er ganz ernstlich behauptet, der Höflichkeit wären untergeordnet die Begriffe: Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anstand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienstwilligkeit, Ehrerbietung und (!) jener allgemeine Ton, welcher alle vorgenannte Eigenschaften gleich einem musikalischen Grundton miteinander verknüpfe und harmonisire. Diese Eigenschaften sind nun aber (mit Ausnahme der Behaglichkeit und der Behendigkeit, die wohl ganz andern Gebieten angehören möchten) wirklich der Sittlichkeit untergeordnet, insofern sie nämlich einzelne Formen ihrer Erscheinung sind; von der Höflichkeit aber sind sie völlig unabhängig, ihr sind sie nur koordinirt, doch keineswegs subordinirt. Was aber unter jenem „allgemeinen Ton", der hier so unbestimmt sich wieder hören läßt, verstanden werden will, ist nicht zu begreifen, wenn nicht dem Verfasser hier ein dunkles Gefühl der Sittlichkeit im Sinne gelegen hat, ohne daß er selbst sich dessen bewußt geworden ist. Weiterhin deutet er an, die

Höflichkeit bleibe in ununterbrochener Uebereinstimmung mit dem, was man theils die Sittlichkeit und theils die Klugheit nenne. Warum denn mit dem, was man so nennt? warum nicht gleich mit der Sache selbst? Oder sollte man diese Dinge vielleicht anders nennen? Hier scheint es nun wieder, als betrachte Herr von Rumohr die Höflichkeit und die Sittlichkeit, die doch nach seiner Definition (freilich ihm unbewußt) eigentlich zusammenfallen, als zwei verschiedene Gegenstände, ja er fügt demnächst noch hinzu, daß die bestgefaßte und abstrakteste Höflichkeitsvorschrift bald das Ansehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengesetzes annehmen werde, und daß dieser scheinbaren Begriffsverwirrung nun einmal nicht auszuweichen sei, worauf sich der Leser gefaßt halten müsse. Diese Begriffsverwirrung ist jedoch keineswegs eine bloß scheinbare, sondern eine wirkliche, die des Verfassers eignes Werk ist und sehr leicht zu vermeiden gewesen wäre. In der That ist es auffallend, wie derselbe bei so eifrigen Studien, bei so langer aufmerksamer Betrachtung der Welt und des Lebens einen so einfachen Begriff, als der der Höflichkeit ist, nicht zu umschreiben vermocht hat, und mit Bedauern sieht man, wie er, mit fruchtloser Anstrengung neben der Wahrheit herumtappend, bald hierhin, bald dorthin seine Gedanken fallen läßt, ohne jemals den rechten Punkt zu treffen. Versuchen wir, ob uns dies besser gelingen wird. Die Sittlichkeit, die allerdings ein untheilbares Ganze ist, tritt je nach den verschiedenen Verhältnissen, in welche wir den Menschen versetzt sehen, der Reflexion in immer verschiedenen Formen entgegen, denen wir denn auch verschiedene Namen geben. So entstehen jene mannichfaltigen Tugenden, von welchen einige der Verfasser genannt hat, und zu diesen Tugenden gehört auch die Höflichkeit. Jede derselben hat ihren eignen genau begrenzten Begriff, der dem allgemeinen Begriff der Sittlichkeit untergeordnet ist. Untereinander sind sich diese Begriffe aber nicht

untergeordnet, und man kann also nicht, wie Herr von Rumohr sagen, daß z. B. die Dienstwilligkeit ihrem Begriffe nach der Höflichkeit untergeordnet sei. Da wir dem Menschen überhaupt Sittlichkeit zumuthen, so fordern wir auch von ihm die Ausübung aller dieser Tugenden, und sie erscheinen daher in dieser Beziehung als eben so viele Pflichten. Eine der hauptsächlichsten unter diesen Pflichten ist nun auch die Achtung, die der Mensch seinem Mitmenschen zu erweisen hat, dieser mag nun höher oder niedriger gestellt sein als er selbst. Die Höflichkeit ist nun aber nichts anderes als der Ausdruck dieser Achtung. So einfach ist der Begriff der Höflichkeit, und nur dadurch, daß der Verfasser so viel Fremdes unnöthig hineingetragen, hat er diesen Begriff verwirrt und die Auffassung desselben sich und seinen Lesern erschwert. Der Ausdruck der Achtung ist nun theils ein natürlicher, theils ein konventionneller; für jenen lassen sich keine bestimmte Regeln geben, da er aus den jedesmaligen so unendlich verschiedenen besondern Umgangsverhältnissen als nothwendig hervorgeht. Er ist das, was man nach einer der französischen Sprache entlehnten Bezeichnung die Höflichkeit des Herzens nennen könnte, und läßt sich höchstens durch Beispiele erläutern. Dieser hingegen, der konventionnelle Ausdruck, hat durch die allgemeinen geselligen Verhältnisse sich nach und nach seine festen Normen gebildet, welche für die verschiedenen Menschen- und Altersklassen, Nationen u. s. w. je nach ihrer Lebensart, Gewohnheiten und Sitten verschieden sind. Diese Normen und Vorschriften sind allerdings der Aufzeichnung und Ueberlieferung fähig, welches denn, nächst der Erläuterung der natürlichen Höflichkeit durch passende Beispiele, die Aufgabe dessen ist, welcher eine Schule der Höflichkeit ans Licht zu stellen beabsichtigt. Aus dem Angeführten erhellt, daß eine jede Höflichkeitsvorschrift zugleich ein Sittengesetz sein muß, da die Höflichkeit die Erfüllung einer sittlichen Pflicht, also eine Tugend

ist. Erscheinen solche Vorschriften nun zugleich als Klugheitsregeln, so liegt dies in dem einfachen Umstande, daß in der Erfüllung der Pflichten die höchste Klugheit liegt, und die Verletzung derselben unausbleiblichen Nachtheilen unterliegt. Man wird gegen den von uns aufgestellten Begriff der Höflichkeit nicht etwa einwenden, daß der Mensch im geselligen Verhältniß doch auch gegen solche Menschen höflich sei und sein müsse, die er wegen ihres unsittlichen Karakters nicht zu achten vermag, wenn man bedenkt, daß auch dem unsittlichsten Menschen gegenüber die Achtung, die man seiner Stellung im Staate, in der Familie oder in der Gesellschaft schuldig ist, nicht verletzt werden darf, ja daß auch in dem größten Verbrecher, selbst wenn er schon verurtheilt ist, zuletzt noch der Typus der Menschheit, unter dem er bis an die Grenzen seiner Existenz vor uns erscheint, geachtet werden muß, weshalb denn auch gegen diesen ein, wenn auch geringer Grad von Höflichkeit noch immer zu beobachten sein wird.

In den folgenden zwölf Kapiteln handelt der Verfasser nun von der Höflichkeit in verschiedenen menschlichen Verhältnissen. Er spricht von der Höflichkeit der Eheleute, der Aeltern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und Vagabunden, der Taglöhner, der Bauern, der Mechaniker und Handwerker, der Künstler (mit Inbegriff der Poeten), der Gelehrten. Im dreizehnten Kapitel faßt er unter der sonderbaren Benennung der Freizünftigen mehrere Menschenklassen zusammen, deren Zustände, wie er sich ausdrückt, „zu vereinzelt oder vorübergehend sind, um eine eigne rechtschaffene Klasse zu bilden". Hier spricht er von den „Aspiranten", worunter er „die Auskultatoren, die sogenannten Praktikanten, die angehenden Aerzte, die Kadetten und Subalternoffiziere und so viele andere begreift, die in der Hoffnung auf künftige Beschäftigung, Belohnung und Auszeichnung

die gegenwärtige Langeweile möglichst wohlanständig zu überstehen bemüht sind"; dann von den Liebesbewerbern, Postillonen, Flurschützen, Polizeidienern, Fuhrleuten, Postmeistern, Zöllnern und andern Grenzbeamten; ferner von Gastwirthen, Kellnern und Lohnbedienten, vom Handelsstande, von Landwirthen und endlich von Studiosen. Wie nun die Zustände solcher Leute, als Fuhrleute, Post-, Polizei- und Zollbeamte, Gastwirthe, ja der Mitglieder des Handelsstandes und der Landwirthe dem Verfasser als vorübergehend oder vereinzelt haben erscheinen können, da doch eben sie es sind, die mit allen andern Mitgliedern der Gesellschaft in steter Berührung und Wechselwirkung, also nie vereinzelt stehen, zugleich aber in einer steten Einförmigkeit ihrer gewiß nicht vorübergehenden Beschäftigung ihr ganzes Leben hindurch verharren, deren Höflichkeitsnormen also vor allen andern einer genauen Festsetzung fähig sind, dieses würde uns Wunder nehmen, wenn nicht schon aus dem Vorgesagten und aus der Ansicht des ganzen Werkes die Willkür, die Unsicherheit, Unklarheit und Flüchtigkeit in der Behandlung desselben hervorginge. Im vierzehnten Kapitel wird nun noch von der „Höflichkeit in dafür besonders festgesetzten Stunden und Zeiten" gesprochen, wo denn über das Benehmen der Frauen und Männer bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Festlichkeiten, besonders aber in Salongesellschaften manches Artige beigebracht und von der äußern Erscheinung einer solchen Gesellschaft ein feines und belebtes Bild gegeben wird. Daß hierbei, weil eben nur von äußern, leeren und nichtigen Formen die Rede ist, Geist und Gemüth völlig unberührt und unbefriedigt bleiben, ist nur des Gegenstandes, nicht des Verfassers Schuld. Im funfzehnten Kapitel endlich werden noch einige Höflichkeitsregeln für konstitutionnelle Staatsbürger und deren Stellvertreter beigebracht, welche Regeln, entkleidet von der weitläufigen Hülle, in der sie von dem Verfasser vorgebracht worden, darauf hinauslaufen, daß

die Volksvertreter in der Kammer ihren Mitständen und sonstigen Theilnehmern keine Langeweile machen, daher nicht von Dingen mitreden sollen, welche sie nicht verstehen, demnächst aber auch beim Vortrage solcher Gegenstände, von welchen sie die nöthige Kenntniß haben, sich vor gesuchter Wohlredenheit und wässeriger Ausbreitung hüten mögen. Zuletzt werden sie auch vor sophistischer Kunst und Frechheit gewarnt, als wodurch sie ihren Mitständen einen Verdruß bereiten und somit gegen die Höflichkeit anstoßen würden. Das zuhörende Publikum wird zur Ruhe, Aufmerksamkeit und Parteilosigkeit ermahnt.

Wollte unser Verfasser sein Höflichkeitsbüchlein als eine „Schule", das heißt als ein für jederman brauchbares Lehrbuch darbieten, so mußte er zuvörderst, nach kurz und richtig aufgestelltem Begriff der Höflichkeit, die allgemeinen Grundsätze derselben angeben, die von jedem zu befolgen sind. Hiernächst aber waren die besondern Regeln in objektive und subjektive zu theilen, da das Betragen des Menschen sich theils nach den Verhältnissen derer, mit denen er umgeht, theils aber nach seinen eignen persönlichen richtet. Statt dessen hat Herr von Rumohr die Höflichkeitsregeln fast allein von ihrer subjektiven Seite aufgefaßt, das Objektive nur hin und wieder, wie der Zufall es mit sich brachte, oberflächlich berührend. Aber auch in Beziehung auf das Subjektive kann das Werk nicht anders als unvollständig, ja dürftig genannt werden. Wie viel Schönes, Wahres und grade für unsere Zeit so besonders Wichtiges wäre zu sagen gewesen über die gegenseitigen Höflichkeitsverhältnisse des Krieger- und Bürgerstandes, der Regierenden und Regierten, der Adeligen und Bürgerlichen; und die Gesellschaftsklassen, von denen er spricht, wie sind sie doch mit einer so genügsam lächelnden Armuth abgefertigt, die sich den Schein klug zurückhaltenden Reichthums zu geben sucht. Und dicht neben diesem sichtbaren Mangel findet sich wieder ein unnützes Zurschau-

stellen überflüssiger, der Höflichkeit völlig fremder Gegenstände, die augenscheinlich nur aufgenommen sind, um den Scharfsinn, die Weltkenntniß und Lebensweisheit des Verfassers ins Licht zu stellen. Alles dies aber ist die Folge der unglücklichen Begriffsverwirrung, von der er ausgeht. Ihm, der seiner Neigung und Gesinnung nach den Sitz der Hochgestellten als das Centrum des Lebens betrachtet, erscheint die Höflichkeit als oberstes Gesetz, welchem jede Lebensäußerung anheimfallen muß, und so verirren sich denn Vorschriften aus ganz andern Gebieten der Sittlichkeit und Lebensklugheit, die an sich ihr Ersprießliches haben mögen, in eine Schule, wo sie nicht gesucht werden und für das Nothwendige den Raum beengen. Statt eines organischen, wohlgefügten Systems steht eine willkürlich in Fächer getheilte, folgewidrig geordnete Registratur vor uns, in welcher der Verfasser seine abgerissenen, heterogenen, nicht immer richtigen, zuweilen dem strengen Sittlichkeitsgesetz sogar widersprechenden Lebensregeln bewahrt hat. In solches Labyrinth von Irrthümern hat ihn nur der Mangel an Selbsterkenntniß geführt. Hätte er erkannt, daß sein schätzbares Talent sich auf einen scharfen Blick für die äußerlichen Formen der Erscheinung und auf eine mehr technisch geschickte als künstlerisch durchgebildete Fertigkeit in gefälliger Darstellung geselliger Lebensverhältnisse beschränkt, so würde er vermieden haben, einen nicht unwichtigen Theil der Ethik systematisch vortragen zu wollen und sich hierbei sogar in das Gebiet der Spekulation zu verlieren. Hätte er sein Büchlein bescheidentlich als eine kleine Sammlung von vermischten Anstands-, Klugheits-, Gesundheits- und Höflichkeitsregeln, Bemerkungen und Ansichten über das gesellige Leben dargeboten, so hätte man sich dasselbe zur flüchtigen Lektüre in müßigen Nebenstunden gefallen lassen, wiewohl auch bei solchem Gebrauche die vornehm auftretende, elegant gestutzte, ironisch lächelnde, gefällig herablassende Sprachweise, durch welche

der Verfaſſer ſeine natürliche litterariſche Phyſiognomie faſt ſchon in eine ſtehende Maske verwandelt hat, ungemein ſtörend einwirkt. Die Anſprüche, mit denen es jetzt auftritt, kann die Kritik nicht anders als ſtreng zurückweiſen.

XLVIII.

Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethe's Iphigenia. Erſter Theil einer Kritik dieſes Drama's; vom Subkonrektor Robert Heinrich Hiecke. Zeitz 1834. 4.

Nur eine ganz oberflächliche Betrachtungsweiſe könnte etwa zu der Meinung führen, daß die genauere Darſtellung der einem Drama zum Grunde liegenden Handlung in ihrer fortſchreitenden Entwickelung ein unnöthiges und müßiges Unternehmen ſei, indem ja dieſe dem Leſer, während er das Drama an ſich vorübergehen läßt, ganz von ſelbſt entgegentrete, eine ſolche Darſtellung alſo nichts weiter ſei, als eine epiſche Paraphraſe des Kunſtwerks, ein Zurſchauſtellen des nackten Stoffes, entblößt von allen Reizen der veredelnden Form. Aber ein anderes iſt es, die Schönheiten eines Kunſtwerks zu empfinden, ein anderes, ſie zu erkennen. Beide Arten der Auffaſſung ſollen ſich durchdringen, ſich gegenſeitig ergänzen und ſteigern. Jedes Kunſtwerk ſoll eine Idee, eine abſolute und ewige Wahrheit in uns zur Anſchauung bringen, und dieſes zwar in der Geſtalt des Schönen. Das Schöne aber wird durch die Empfindung in uns aufgenommen. Das menſchliche Gemüth nun ſtrebt, die Empfindung, die an und für ſich nur ein Momentanes und Flüchtiges, alſo Ungenügendes iſt, feſtzuhalten und als ein Dauerndes in ſich zu bewahren, kann dies aber nur auf dem Wege und in dem Maße der klaren Erkenntniß. So entſteht denn das Bedürfniß, das Kunſtwerk gleichſam in ſeine Elemente zu zerlegen, dieſe zu betrachten und ihren Zuſammenhang

einzusehen. Hierbei muß für die Zeit der Untersuchung von der äußeren Form ganz abstrahirt, ihre magische Hülle muß entfernt werden, wie der Anatom die äußere Bedeckung der menschlichen Glieder, diese zarte, die Schönheit des menschlichen Körpers vollendende Haut hinwegnimmt, um die Gestalt und Verbindung der Muskeln aufzuzeigen. Eine solche aufmerksam verfolgende Betrachtung der einzelnen Elemente führt dann zuletzt auf die Idee des Kunstwerks, als ihren gemeinsamen Ursprung, wie etwa ein Forscher der Pflanzenwelt, wenn ihm in seiner Wissenschaft die höchste Einsicht verliehen wäre, indem er Blüthen, Blätter, Zweige und Stamm der Pflanze chemisch und anatomisch zerlegt, stufenweise hinabgelangen möchte zur Entdeckung des Gesetzes, nach dem die Pflanze sich aus dem Keim entwickelt und fortbildet. Wie der Naturforscher zum Naturprodukt, so verhält sich der Kritiker zum Kunstprodukt, nur daß freilich seine Operationen viel sicherer zu einem Resultate führen, weil ihr Gegenstand aus demselben Prinzip, das seiner eigenen geistigen Existenz zum Grunde liegt, nach schon bekannten Gesetzen hervorgegangen ist. Wie jener, so beginnt auch dieser mit der Beschreibung der einzelnen Theile, mit der Darstellung ihres innern Zusammenhanges und entwickelt ihre gemeinsame Beziehung zu der Idee als dem Keim, aus dem jedes Einzelne sich hervorgebildet und zu einem harmonischen Ganzen gestaltet hat. Indem er also von dem vollendeten Werke zergliedernd zu dessen Ursprung zurück zu gelangen sucht, verfährt er umgekehrt, wie der Künstler, der von der Idee aus die einzelnen Theile hervorbildet und zu einem Ganzen verbindet. Durch dieses Verfahren aber wird es ihm denn auch möglich, dem Künstler folgend das Kunstwerk gleichsam vor unsern Augen zu rekonstruiren, in der Harmonie des Ganzen die volle Mitwirkung jedes einzelnen Theiles zum Bewußtsein zu bringen, und so den Genuß des Kunstwerks durch tieferes Eindringen und genaueres Verständniß zu einem

vollkommenen und dauernden zu erheben. Mit Vergnügen finden wir den Verfasser der vorliegenden Schrift auf diesem Wege. Indem er uns eine Kritik der Iphigenie von Goethe verspricht, liefert er uns hier als ersten Theil derselben eine Entwickelung der Handlung dieses Drama's, worin er mit großer Einsicht und Treue jeden Moment derselben in seinen Beziehungen zum Ganzen bald vor-, bald rückwärts schauend vor Augen stellt und nach seinem vollen Gewicht und Werth erkennbar macht, so daß am Schluß in den Versen:

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt,"

die Idee des Ganzen in ihrer vollen Klarheit hervortreten kann. Die obwaltenden ethischen Motive, die Intentionen des Dichters, die Karaktere und Verhältnisse der Personen sind mit Klarheit und auf überzeugende Weise hervorgehoben, und überhaupt erinnert diese wohlgelungene kritische Arbeit zu ihrem großen Vortheil oft an die ähnliche Behandlungsweise Wilhelms von Humboldt, der, indem er Werke von Jacobi, Schiller und Goethe mit der ihm eigenen Klarheit und Sagacität zergliederte und uns vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ihre tiefste innere Bedeutung anschaulich machte, die Erkenntniß und Wirkung derselben, für denkende Leser also in der That auch ihren Werth, bedeutend erhöhte und solcherweise jedem poetischen Meisterwerk, das er beurtheilte, ein kritisches an die Seite stellte. Wie nun Goethe's Werke im allgemeinen für die entwickelnde Kritik den reichhaltigsten und anregendsten Stoff darbieten, weil er bei der Produktion durchaus methodisch verfuhr, ja fast für jedes Werk, ehe er dessen Ausführung begann, sich über sein Verfahren bei derselben eigene Grundsätze bildete, so ist Iphigenie für die kritische Behandlung noch besonders reizend und anlockend

und kann in diesem Sinne in hohem Grade lehrreich werden, theils weil dieses Werk mit der größten Einfachheit die höchste Vollendung verbindet und die zum Grunde liegende Idee in keinem anderen Goethe'schen Werke so ruhig, hell und durchsichtig hervortritt, theils auch weil der Dichter bei Abfassung desselben vorzugsweise so künstlerisch verfuhr, daß seine hierbei angewandte Methode für alle künftige dramatische Poesie zur Theorie erhoben werden sollte. Denn nachdem er die Handlung im Ganzen nach seiner Grundidee zur deutlichen inneren Anschauung gebracht hatte, schematisirte er dieselbe erst in ihren einzelnen Theilen, schrieb hierauf das ganze Gedicht in Prosa nieder und verwandelte diese zuletzt in jene Verse, aus denen das ewige Werk uns nun entgegentönt.

Ist nun solchergestalt die Wahl des Herrn Verfassers in Beziehung auf den Gegenstand seiner Kritik eine sehr glückliche zu nennen, so haben wir uns noch besonders darüber erfreut, daß uns seine Arbeit in der Gestalt eines Schulprogramms entgegentritt, indem gewiß nichts erwünschter sein kann, als die Lehrer unserer Gymnasien mit regem Eifer und gründlicher Kenntniß mit den klassischen Werken unserer Litteratur und vorzüglich mit Goethe beschäftigt, und diese Beschäftigung nicht bloß als eine Aeußerung ihrer persönlichen Neigungen, sondern als einen wesentlichen Theil ihrer amtlichen Wirksamkeit betrachtet zu sehen. Solche Studien müssen nothwendig auch den Schülern direkt und indirekt zum höchsten Vortheil gereichen, wie wir denn auch aus dem Lektionsverzeichnisse des Gymnasiums zu Zeitz mit Vergnügen ersehen, daß in Sekunda das Niebelungenlied in der Ursprache gelesen und in Prima von Herrn Subkonrektor Hiecke Geschichte der deutschen Litteratur gelehrt und deutsche Gedichte (gewiß von den Zöglingen unter seiner Leitung) erklärt werden. Wenn, wie wir uns überzeugt halten, von dem sichtbar drohenden Verfall unserer poetischen Litteratur ein Hauptgrund in jenem ungeordneten, rein passiven Lesen

liegt, in jener Begierde, womit die Werke der Phantasie von unserer Jugend bloß zu augenblicklicher Unterhaltung ohne Wahl, Nachdenken und thätige Urtheilsübung massenweise verschlungen und dann nach wenigen Jahren aus Nachahmungstrieb und Eitelkeit in noch größeren Massen und schlechterer Qualität reproducirt werden, so sehen wir ein Hauptmittel gegen solchen Verderb in der Einführung einer gründlichen kritischen Lektüre unserer klassischen Dichter auf den Gymnasien, welche dergestalt zu ordnen wäre, daß die damit schon an sich verbundene Unterhaltung durch ein tieferes Eindringen in den Sinn und die Bedeutung, durch eine selbstthätige Erklärung und Entwickelung der gelesenen Werke erhöht und veredelt und dadurch ein reinerer Geschmack und ein tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie vorbereitet würde. So ist denn in allgemeinen wie in besonderen Beziehungen dem wohl begonnenen Werke der glücklichste Fortgang zu wünschen.

XLIX.

Korallen von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau 1834. 8.

Schon früher haben wir die Bekanntschaft des talentvollen Verfassers gemacht und zwar in guter Gesellschaft. Es erschienen nämlich gar liebliche Gedichte von ihm in dem „Musenalmanach" von Chamisso und Schwab für 1833, die so sehr in Heine'scher Weise erklangen, daß ein Kritiker ihn einen Doppelgänger Heine's nannte und ihm den Rath gab, seine Lieder nun auch einmal in eigner Melodie ertönen zu lassen, wozu es ihm an geistigen Mitteln keineswegs fehle. Das letztere hat Herr von Gaudy in den vorliegenden Korallenschnüren durch die That erwiesen, zugleich aber auch den Wunsch jenes Recensenten, sei es nun aus eigner Ueberzeugung oder in Befolgung des gegebenen Raths, erfüllt. Se-

hen wir nun, in welcher Weise der Dichter seine reichen poetischen Mittel bei der Wahl und Behandlung der gewählten Gegenstände angewandt hat. Die erste Schnur besteht aus einer Reihe von Gedichten, in welchen ein novellenartiger Stoff sich in lebhaften Scenen und Bildern vor uns entfaltet. Aniela, die schöne verwaiste Jungfrau, verspätet sich am einjährigen Todestage ihrer Mutter Abends am Altare betend in der Kirche, die sie, als ihr Gebet beendet ist, schon geschlossen und die Dunkelheit hereingebrochen findet. Gezwungen, in der Kirche zu bleiben, wird sie, an den Wänden und Leichensteinen herumtappend, von Schreckbildern ihrer Phantasie erschreckt, bis sie in Ohnmacht sinkt, aus der sie am andern Tage als Wahnsinnige erwacht. Diese liebenswürdige, schöne, blühende Gemüthskranke findet ein fremder Jüngling, Emil, den sie in der Verwirrung ihrer Phantasie als ihren frühern, verlorenen Geliebten begrüßt und behandelt. Will er der Kranken nicht unsaglich wehe thun, so muß er in ihre Träume eingehen. Sie aber umspinnt den Jüngling mit ihren blühenden lebendigen Phantasiespielen, in denen sich das schönste, reinste, leidenschaftlich liebende Gemüth entfaltete, nach und nach mit einem Netz von Liebe, aus dem er nicht mehr entfliehen kann. Nach langem Zögern und schwerem Kampf erst vermag es die Sehnsucht nach einer geliebten Mutter, den jungen Mann auf kurze Zeit Aniela's Zauberkreisen zu entziehen; nachdem er aber die Mutter begraben hat, zieht es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Geliebten zurück. Als er sich dieser nun mit gewohnter Liebesbezeigung nahen will, findet er sie — geheilt, aber auch ihm gänzlich entfremdet. Ihre Träume sind gewichen, und Emil, der sie erfüllte, ist ihr ein unbekannter Jüngling geworden, dessen dreiste Vertraulichkeit sie hoch entrüstet. Die Gesundete kann ihn niemals lieben, sein Lebensglück ist auf immer zerstört, und die Bilder seiner Leiden erfüllen den Rest der Dichtung. Eine so leidenschaft-

liche, tief wurzelnde Liebe zu einer Gemüthskranken gibt, wenn man ihre Möglichkeit auch zugesteht, doch eine so krankhafte, an das Unsittliche grenzende Gemüthsschwäche zu erkennen, daß dem gesunden Sinn kein lebhaftes Interesse für den Liebenden abzugewinnen sein möchte. Die Wahl des Stoffes können wir daher, da er aus einem entweder erkünstelten oder doch ethisch kränkelnden Verhältniß abgeleitet ist, nicht billigen. Hat man dem Dichter aber seinen poetischen Grundriß einmal zugegeben, so muß man gestehen, daß er denselben, das vorhandene Material mit dem feinsten Sinn behandelnd, mit trefflichen, tief ergreifenden Scenen und Bildern ausgefüllt hat, die, wohl verbunden unter sich und frei von sentimentaler Ueberspannung des Ausdrucks, einen harmonischen Eindruck machen. Aniela's phantastische Traumwelt hat mitten in ihrer Täuschung und Willkür so viel Wahres und Folgerichtiges, ist so reich und belebt, so wehmüthig und liebenswürdig, daß Mitleid und Zuneigung für sie auch bei dem Leser Eingang finden müssen; wenn sie aber in Emil ein tieferes Gefühl erzeugen, so erscheint dies naturwidrig. Ebenso ist der Schmerz des Letztern mit vieler Wahrheit und Kunst geschildert, nur müssen wir von seiner Ursach absehen, um ihn in seiner ganzen Tiefe mitzufühlen, wodurch dann dem Leser ein Zwang angethan wird, unter welchem der Eindruck leidet.

Die zweite Schnur, „Paulina" bezeichnet, enthält in durchgehender metrischer Erzählung eine Novelle aus der ersten polnischen Revolution. Der Inhalt ist tragisch, bedeutend, die Karaktere sind eigenthümlich, voll subjektiver, nationaler Wahrheit, die Scenerie richtig und glänzend ausgemahlt, die Darstellung klar, wohlgeordnet, lebendig und fließend. Zum Lobe einer Novelle läßt sich wenig mehr hinzufügen. Warum ist sie aber versificirt und gereimt? In ihr selbst scheint die Nothwendigkeit dieser Form nicht zu liegen und wir vermögen keine andere dafür sprechende Gründe zu entdecken als

solche, die in der Subjektivität des Dichters liegen. Ein epischer Stoff muß entweder an sich auf einer gewissen idealen Höhe stehen, oder von dem Dichter zu dieser hinaufgehoben werden, wenn die metrische Form zu seiner Darstellung als nothwendig erscheinen soll. In der Poesie aber gibt es nur Nothwendigkeit, keine Willkür. Für diejenigen Dichtungsarten, die nicht ideales, sondern rein wirkliches oder im Sinne der Wirklichkeit erfundenes Leben darstellen, sei dieses noch so ungewöhnlich und außerordentlich, bleibt die prosaische Rede die angemessenste Darstellungsform, in welcher dem Dichter ein ebenso großer, ja ein größerer Kunstaufwand nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist als in der metrischen. Von dem Inhalt der vorliegenden Novelle liegt der größere Theil im Gebiet des realen Lebens, indessen enthält derselbe allerdings auch Elemente, die dem Idealen angehören, und diese mögen Herrn von Gaudy bewogen haben, das Ganze lieber in Versen als in Prosa vorzutragen. In dieser von ihm gewählten Form aber bewegt er sich mit einer seltenen Sicherheit und Leichtigkeit, sie hindert ihn an keiner Wendung und Abschattung des Ausdrucks, und selbst gewöhnliche Lebens- und Reiseereignisse, wie z. B. die einem seiner Reisenden in Polen von Wölfen drohende Gefahr, weiß er in seinen Versen so ungezwungen und lebendig an uns vorüberzuführen, als geschähe es in der leichtesten Prosa, ohne daß doch diese Verse jemals trivial würden. Die selbst angelegte Fessel scheint vielmehr der Gewandtheit seiner Darstellung einen stärkern Impuls zu geben, ihr Feuer und ihre Farbe zu erhöhen, ohne daß darum der einfachere Gegenstand in ungehöriger poetischer Pracht aufträte. So erscheint seine Darstellungsweise gewissermaßen als ein dem Verfasser zum natürlichen Ausdruck gewordener metrischer Styl, der auch für den Leser einen eignen Reiz hat. Diese Virtuosität im poetischen Ausdruck mag nun ein zweiter Grund sein, der ihn, unbewußt vielleicht, zur Wahl dieser Form bewogen

hat, und wir werden in dieser Vermuthung durch die vor kurzem von ihm herausgegebene in Prosa geschriebene Novelle: „Desengaño", bestätigt, in welcher sein Darstellungstalent in ungebundener Rede verhältnißmäßig auf einer weniger hohen Stufe der Ausbildung zu stehen scheint. Von dieser „Paulina" müssen wir jedenfalls sagen, was auch von „Aniela" gilt, daß darin mehr eine tüchtige, sehr ausgebildete und noch höhere Ausbildung verheißende poetische Virtuosität, als eigentliche Poesie zu erkennen ist. Die künstlerische Kraft ist groß in der Behandlung des Einzelnen, unsicher in der Wahl und Bewältigung des Stoffs als eines Ganzen.

Die dritte Korallenschnur endlich, die aus einer Sammlung vermischter Gedichte besteht, ist den ersten beiden Schnüren bei weitem vorzuziehen. Hier ist der Dichter auf einem Felde, das er sich ganz zum Eigenthum gewonnen hat. Eine gewisse sorglose, humoristisch naive Lyrik, die eine große Fülle und Verschiedenheit wenn auch nicht immer tief ins Herz dringender, doch überall wahrer und natürlicher Gefühlstöne mit vollkommener Freiheit so leicht als sicher beherrscht, gibt ihm einen reichen Ertrag von zarten und muthwilligen kleinen Dichtungen, deren keine ohne eigenthümlichen Reiz, viele von ausgezeichneter Anmuth sind. Wir rechnen zu den letztern die Reihe von zwölf Gedichten, die „Vorher, während, nachher" überschrieben ist, „Reue", „Niederländische Bilder", „Der Morgenstern", und mehrere andere, von welchen folgendes, weil es so kurz als karakteristisch ist, als Probe hier stehen möge:

Entsagen.

Durch Ungarwein den Genius zu erkräft'gen,
Gedacht' ich jüngst. Mir wässerte der Mund.
Apage Wein! und nehmt das braune Säftchen —
So sprach der Arzt — denn Wein ist ungesund.

Ich folgte ſtill. Mir wohnet gegenüber
Ein holdes Kind. Mein Herz vibrirte laut.
Da lächelte Mephiſto ſanft: Mein Lieber,
Erhitzt euch nicht; die iſt ſchon lange Braut.

Die Feder taucht' ich nun in Gift und Galle,
Des ſchalen ird'ſchen Puppenſpieles ſatt,
Und ſchrieb Satiren. — Mir gefielen alle —
Dem Cenſor nicht! er ſtrich ſie Blatt für Blatt.

Jetzt bin ich auf dem Punkte, klug zu werden:
Ich trinke, lieble, dichte ſelbſt nicht mehr.
Nichts Schön'res wüßt' ich als Vernunft auf Erden —
Wenn Thorheit nicht um Vieles ſchöner wär.

Mit den Recenſenten findet ſich Herr von Gaudy gar leicht im Voraus ab, indem er erklärt, ſich wenig um ſie zu kümmern und ihnen zum Beweiſe, noch ehe ſie einen Tadel ausſprechen können, eine Ladung ſeiner humoriſtiſchen Schrote gar launig entgegenbläſt. Er hat Recht; wir aber auch, indem wir uns darum eben ſo wenig kümmern und an ſeinen Gedichten deſſenungeachtet loben, was zu loben iſt.

L.

Ein Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München 1833. 8.

Es iſt über den Verfaſſer der vorliegenden Novellen ſchon früher bemerkt worden, daß er in der Ausübung der Kunſt glücklicher ſei als in der Theorie derſelben, und dieſe Bemerkung findet ſich hier beſtätigt. Die in dieſem Bande enthaltenen beiden Novellen ſind Produkte einer glücklichen Darſtellungsgabe; der Stoff iſt mit feinem, richtigem Sinn aufgefaßt, mit fertiger, geübter Hand geſtaltet, und ſo machen die beiden Stücke denn, wenn gleich ſie das Gemüth nicht wie die Werke eines höhern Genius ergreifen, doch einen harmoniſchen, gefälligen Eindruck. Beſonders iſt

dies bei der ersten Novelle: „Sieg der Gesinnung", der Fall, in welcher ein Stück kleinstädtischen und ländlichen Familien- und Gesellschaftslebens aus einer doch wohl schon um mehrere Jahrzehende zurückliegenden Zeit anmuthig und lebendig mit vieler Wahrheit geschildert ist. Eine junge Städterin und ein junger Landmann, die durch einen Zufall mit einander bekannt geworden, fassen eine innige Zuneigung für einander. Der Vater des Mädchens, ein durch Fleiß und günstige Umstände zu ansehnlichem Vermögen gelangter Uhrmacher, begünstigt aus Vorliebe für das Landleben, von welchem er ursprünglich ausgegangen ist, diese Neigung, und auch die Aeltern des jungen Mannes, die, wenngleich Bauern, doch sehr wohlhabende und zugleich sehr rechtliche und verständige Leute sind, finden eine Verbindung des jungen Paares höchst wünschenswerth. Diesem günstigen Verhältniß steht nun das ganze Vorurtheil vornehmthuender Kleinstädterei gegen den Bauernstand, besonders von Seiten der Mutter des jungen Mädchens und ihrer gleichgesinnten Sippschaft, entgegen und findet thätige Unterstützung bei einem vielvermögenden, zur Verwandtschaft gehörigen Rathsherrn, der auf die reiche Erbin für seinen Neffen spekulirt. Während nun eine Geschäftsreise den Uhrmacher auf mehrere Monate von seinem Hause entfernt, wissen diese Verwandte durch allerhand Ränke es dahin zu bringen, daß der junge Landmann und sogar als einziger Sohn gegen das bestehende Gesetz als Rekrut eingezogen wird; das junge Mädchen aber nöthigen sie durch Ueberraschung und Betrug, mit einer intriguanten und nicht im besten Rufe stehenden Kousine nach einer dreißig Meilen entfernten, im Auslande liegenden Stadt zu reisen, wo sie dasselbe mit dem Neffen des Rathsherrn zusammenbringen und auf diese Weise die Einwilligung des Mädchens zu einer Verbindung mit ihm zu erhalten hoffen. Während die Jungfrau nun, in einem leeren, lästigen und langweiligen Gesellschaftszirkel gleichsam als Gefangene festge-

halten, gedrängt von dem anmaßlichen und widrigen Bewerber, in großer Bekümmerniß und Verlegenheit lebt und in einem Obersten, der diesen Kreis besucht, den einzigen Menschen findet, der durch edles und offenes Betragen ihr Zutrauen zu verdienen scheint, zugleich aber auch durch ihre natürliche Anmuth zu ihr hingezogen wird, erfährt sie plötzlich das Mißgeschick, das ihren Geliebten betroffen hat, und wird hierdurch um so fester in dem Entschluß bestärkt, dem Obersten ihre ganze Lage zu vertrauen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Als sie aber die Gelegenheit hierzu auf einem Spaziergange, getrennt von der übrigen Gesellschaft, ergreift, wird ihr offenes, zutrauliches Entgegenkommen von dem ihr ohnehin vielleicht schon zu sehr geneigten Manne, noch ehe sie mit ihrem eigentlichen Anliegen hervortreten kann, in solcher Weise mißverstanden, daß er sie umarmen will, worüber sie, da nun auch diese letzte Hoffnung auf Unterstützung schwindet, heftig erschrickt und in Ohnmacht fällt. Hier tritt nun plötzlich eine liebenswürdige Fürstin auf, die zufällig unbemerkte Zeugin des ganzen Vorganges war und obgleich sie, als Gegenstand der eifrigsten Verehrung und Bewerbung des Obersten, ihm heftig zu zürnen große Veranlassung hat, diese seine momentane Schwäche dennoch auf die feinste und großmüthigste Weise übersieht und nicht nur durch ihre von dem Obersten unterstützte Verwendung und Bemühung die Verbindung des jungen Paares sofort herbeiführt, sondern auch selbst dem Obersten ihre Hand reicht, sodaß die Novelle mit der Feier einer Doppelhochzeit auf die glücklichste Weise geschlossen werden kann. Diesem sehr einfachen und in Hinsicht der Erfindung auch eben nicht neuen Stoff hat der Verfasser durch seine Behandlung hinreichendes Interesse für den Leser mitzutheilen gewußt, indem er die verschiedenen Karaktere und Gesinnungen der theilnehmenden Personen und mancherlei Scenen aus verschiedenen Lebenssphären in frischen Farben hervortreten läßt, sodaß sich alles

anschaulich entwickelt. Seine eignen verständigen Bemerkungen und Betrachtungen aber hat der Verfasser ohne Anmaßung in schicklicher Weise eingeflochten und somit ein gefälliges Stillleben aufs beste vollendet. Sollten wir etwas tadeln, so wäre es, daß die Entwickelung durch den Obersten und die Fürstin in einer Weise, die einem Theaterkoup gleicht, herbeigeführt wird, wodurch einestheils von dem Siege der Gesinnung einiges auf die Rechnung des Zufalls übergeht, welches aber auch anderntheils nicht einmal als nothwendig erscheint, da die Verhältnisse solcher Art sind, daß die Vereinigung des Vaters mit der Tochter und die weitern Schritte des erstern zur Befreiung des jungen Landmanns zur Herbeiführung eines glücklichen Ausganges vollkommen hinreichen mußten, weshalb denn der ganze Schluß ohne eigentliche innere Nothwendigkeit nur darauf angelegt scheint, um auch bei den höhern Ständen den Werth einer edeln Gesinnung siegend hervortreten zu lassen.

Die zweite Novelle: „Erfahrungen eines Bedachtlosen", ist in Rücksicht der Anlage und Verkettung der Begebenheiten etwas lockerer gehalten, übertrifft aber dagegen die erstere an Fülle interessanter Schilderungen und Lebensscenen. Ein Engländer, der ursprünglich aus neapolitanischem Blute abstammt, wird durch die Sehnsucht nach Neapel veranlaßt, eine Reise dahin zu machen, trifft aber kurz vor dem Zeitpunkt der französischen Invasion unter Championnet daselbst ein. Indem derselbe nun in einer vertraulichen Stunde am Kamin seinen Freunden die Begebenheiten dieser Reise erzählt, rollt er vor dem Leser ein höchst lebendiges und wohlausgemahltes Bild jenes schönen Landes, der Sitten und des Karakters seiner Bewohner und die äußern Umrisse jener Begebenheiten auf, in welchen alle losgebundenen Leidenschaften und Laster mit und ohne Maske, in den höchsten wie in den niedrigsten Ständen sich entwickelnd, den schönsten Fleck der Erde geraume Zeit hindurch mit Blut und Greueln

bedeckten. Daß er hierbei mit ächt künstlerischer Zurückhaltung das allzu Herbe und Greuelhafte schonend vor unsern Augen verbirgt, wollen wir lobend anerkennen. Mit solchen Dingen werden wir durch die große Menge unserer beliebten Tagesschriftsteller schon hinlänglich versorgt, die ihre Novellenspeisen nicht mehr wie früherhin mit, sondern schon ganz und gar aus Pfeffer bereiten. Ungeachtet dieser Zurückhaltung fehlt es der Novelle doch keineswegs an schönen und tiefergreifenden tragischen Effekten, wie z. B. die Scene, wo der Erzähler Nachts in einem scheuslichen Kerker an der Seite eines sechzehnjährigen gefesselten Jünglings, der dem Morgen und mit ihm seiner Hinrichtung in herzzerreißenden Worten entgegenklagt, selbst gefesselt erwacht, ein Meisterstück ruhiger, ungeschmückter und eben deshalb höchst wirksamer Darstellung ist. Bei dieser Gelegenheit sei uns die Bemerkung erlaubt, daß Herr von Rumohr für seine poetische Darstellungskunst ungemein viel aus seiner anhaltenden Beschäftigung mit der bildenden Kunst und seinem steten Nachdenken über dieselbe gewonnen zu haben scheint, welches treffliche Förderungsmittel, zumal da es sich auch bei Goethe so glücklich bewährt hat, jungen Dichtern also ernstlich empfohlen sein möge.

Noch ist zu bemerken, daß der Verfasser es auch an hin und wieder eingestreuten tiefen und feinen Bemerkungen über ethische Zustände, gleichsam über die innern Erlebnisse des Menschen, nicht fehlen läßt und auch solche sehr glücklich darstellt. Wenn er dann aber die vertrauliche Stimmung seines Erzählers zugleich benutzt, um ausgedehntere Betrachtungen und weitläufiger entwickelte Ansichten über allgemeine Verhältnisse der Menschheit, als z. B. über die Theilnahme des Volks an der Regierung, über den Adel u. a. m., seiner Darstellung einzureihen: so ist dagegen in künstlerischer Beziehung in Betracht der Oekonomie seiner Novellen zwar ebenfalls durchaus nichts einzuwenden; nur finden wir, daß sein spekulativer Sinn ihn auch hierin wieder nicht ganz

richtig geleitet hat. Eine weitläufige Widerlegung verstattet weder dieser Ort, noch der uns vergönnte Raum. Wir bemerken daher nur kurz, daß der von ihm so mühsam als erfolglos aufgesuchte Grund „jenes unabläßigen Dareinschlagens auf die Auszeichnungen des Adels", welches sich bei edlern Gemüthern doch wohl nur als eine reine und ruhige Mißbilligung gestalten möchte, in nichts anderm liegt als eben in der unverkennbaren Absurdität des Princips, worauf der Geburtsadel beruht, da es dem einfachen, richtigen und christlichen Sinne sofort einleuchten muß, daß durch die Geburt ein anderer, in der Vernunft gegründeter Anspruch nicht erlangt werden kann, als der der bloßen Existenz als Mensch. Die Antipathie gegen den Adel ist also nur ein Symptom des in der menschlichen Natur liegenden Widerwillens gegen das Unvernünftige.

Was endlich der Verfasser über den Antheil, welcher der Menge an der Regierung des Staats eingeräumt werden könne, anführt, ist zwar größtentheils richtig, doch aber keineswegs so neu oder unter einem so neuen Gesichtspunkte zur Anschauung gebracht, um das Interesse an seinem Werke zu erhöhen. Auch handelt es sich jetzt wohl kaum noch sehr ernstlich um die politischen Fragen, die der Verfasser zur Sprache bringt, sondern vielmehr und hauptsächlich nur um diejenigen socialen Verhältnisse, die derselbe am Schluß seiner Erörterung, wenn gleich nur in negativer Form andeutet, indem er sagt: „Gewöhnlicher ist es, die Menge zu bedrücken, ihre geistige Ausbildung zu hemmen, nicht einmal die sittliche und praktische gründlich und thätig zu begünstigen." Dieses ist das Uebel, welchem gesteuert werden muß, und der große Talisman dagegen liegt in dem Einen Wort: Association.

LI.

Deutsche Briefe. I. Leipzig 1834. 8.

Der größere Theil der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe ist aus dem Nachlasse des rühmlich bekannten geistreichen und gelehrten Geschichtschreibers Karl von Woltmann entnommen, und als Herausgeberin nennt sich am Schluß der Vorrede die Witwe desselben, Frau Karoline von Woltmann. Nachdem über den geistigen Bildungsgang des letztverflossenen Menschenalters durch die von Goethe mit Schiller und Zelter gewechselten Briefe, durch Rahels Buch und durch viele andere Briefsammlungen Licht und Aufschluß mannichfach verbreitet worden, findet die Herausgeberin es angemessen, durch die in ihren Händen befindlichen Briefe das Publikum auch mit demjenigen Kreise ausgezeichneter Personen bekannt zu machen, in welchem sie dieselbe Zeit durchlebt hat, und der, wie ein untergehendes Sternbild, nun auch schon fast ganz erloschen ist. Da die hier auftretenden Briefsteller allerdings bedeutend sind, ja zum Theil zu den Ersten ihrer Zeit gehören, auch die Briefe selbst durch Inhalt und Form größtentheils von hohem Werthe sind, so wünschen wir der wohlwollenden Theilnahme, welche die Sammlung verdient und schon erregt hat, eine weitere Verbreitung um so mehr, als die Herausgeberin hieran das Versprechen einer Fortsetzung derselben knüpft. Die Verdienste Woltmann's um Litteratur, Politik und Geschichte sind zu bekannt, um hier noch der Erinnerung zu bedürfen; Scharfsinn, Geist und Geschmack in Schrift und Umgang brachten ihn in nahe Berührung mit den Besten seiner Zeit, und so finden wir ihn denn auch in freundlicher Verbindung mit Goethe, von welchem sechs Briefe die Sammlung eröffnen. Da diese Goethe'schen Reliquien den wertheſten Theil derselben bilden, so gehen wir etwas näher auf ihren Inhalt ein. In dem ersten Briefe

dankt Goethe für die ihm übersandte Uebersetzung des Tacitus und bemerkt dabei Folgendes: „Ueber die in Absicht auf Sprache und Styl befolgten Grundsätze erlaube ich mir kein Urtheil, indem ich wohl weiß, daß manches Befremdliche versucht werden muß, bis Zeit und Gewohnheit das erst neu und gewagt Scheinende aufnehmen und bestätigen. Auch ist das, was Sie ausgeübt, nicht ohne Vorgänger; aber Sie widmen Ihre Arbeit dem gegenwärtigen Augenblick; Sie wünschen die Theilnahme des Publikums; sollte dies nicht eben durch einen Styl abgeschreckt werden, der den jetzt Lebenden fremd erscheinen muß, wenn sein Verdienst auch wohl in der Zukunft wird erkannt werden?" Im zweiten Briefe lehnt Goethe zuvörderst die Theilnahme an einer von Woltmann unternommenen Zeitschrift aus dem Grunde ab, „weil er nicht verlangen könne, daß ein Redakteur Aufsätze ausschließen solle, die seinem Sinne widersprächen, und es ihm doch zu wunderlich vorkomme, seine Ueberzeugung und das Gegentheil davon in einem Hefte zu lesen. Ueber die Aufnahme, welche die damals erschienenen drei Bände von „Dichtung und Wahrheit" im Publikum gefunden, sagt Goethe: „Die Deutschen haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen gibt. Reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf; bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig." Im Anfange des Jahres 1815 hatte Woltmann einen Aufsatz über die drei ersten Bände des genannten Werkes in die Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung einrücken lassen, worin er den Inhalt derselben durchgängig mit richtigen und scharfsichtigen Bemerkungen begleitete. Der Aufsatz ist hier wieder abgedruckt, welches wir billigen, da die ältern Jahrgänge kritischer Zeitschriften im Fortgange der

litterarischen Vegetation nach und nach immer tiefer mit dem Humus der Vergessenheit bedeckt werden und dadurch mit minder bedeutenden auch sehr vorzügliche Aufsätze ganz verloren gehen. Diese auszusondern und in geordneten Sammlungen zu bewahren, würde, wie wir hier beiläufig bemerken, nicht unverdienstlich sein. Der erwähnte Aufsatz hatte Goethe's Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt und ihn zu manchen Bedenken und Betrachtungen über jenes Werk und dessen Fortsetzung veranlaßt, die er in dem dritten Briefe dem Geheimen Justizrath Eichstädt mittheilt. In dem vierten läßt er sich gegen Woltmann, der sich inzwischen als Verfasser des Aufsatzes zu erkennen gegeben, über dessen Inhalt weitläufig aus. Er erklärt sich über die Kritik sehr günstig, indem er bemerkt, daß sie Werth und Unwerth auf sich beruhen lasse, durch Wünsche und Andeutung aber zu zeigen wisse, wie einer Arbeit mehr Fülle zu geben wäre. Was er über den damaligen Zustand unserer Litteratur und Kritik mit lebhaftem Unwillen ausspricht, ist so richtig, daß wir die darin enthaltene Prophezeihung: „die Spaltungen werden ins Unendliche gehen, sobald nur noch mehr von den älteren Autoren, deren Dasein auf mannichfache Weise gegründet ist, das Zeitliche gesegnen werden", jetzt als völlig eingetroffen, ja übertroffen erkennen, indem der damals sich ankündigende Krieg aller gegen alle nun schon in Erschöpfung aller produktiven Kräfte übergeht. Die beiden letzten Goethe'schen Briefe sind, wenn gleich nur flüchtig freundliche Mittheilungen, doch in mancher Beziehung werthe Gedenkblätter. Es folgen zunächst zwei an von Halem und ein an von Berger gerichteter Brief von Woltmann, aus den Jahren 1798 und 1799, worin einige Skizzen seines Aufenthalts in Berlin die damalige Physiognomie dieser Hauptstadt in kurzen aber treffenden Zügen angenehm zur Erinnerung bringen. Einige wohlbekannte Figuren, wie der Minister von Struensee, von Goeckingk, Nicolai, Zöllner, Jenisch,

Gentz, gehen in leicht entworfenen Umriſſen wohlgetroffen an uns vorüber. Beſonders karakteriſtiſch iſt der letztere mit folgenden Worten bezeichnet: „Feiner, anziehender, mit ſeidener Fülle umſpinnend iſt der Sprecher Gentz. Die Keckheit, welche durch Reden das Große klein und das Kleine groß macht, wohnt in ſeinen Augen, auf ſeinen Lippen, und das Meiſterſtück ſeiner Beredtſamkeit iſt nicht ſein Anhang zum Burke, ſondern beſteht darin, daß er zweiundvierzigtauſend Thaler Schulden machen konnte, ohne das geringſte Vermögen zu beſitzen; daß er dem Beutel der Juden das Geld entlockt und ihre Zungen zum Verſtummen beredet, wenn ſie den Konkurs über ihn ausſprechen wollen.“ In zwei Briefen an Varnhagen von Enſe vom Oktober 1814 gibt Woltmann Beweiſe richtigen Einblicks in politiſche Verhältniſſe jener Zeit und zugleich Kunde von ſeinen damaligen Ausſichten, Wünſchen und Thätigkeiten. Ein Brief von Friedrich Buchholz vom Juni 1815 zeigt uns auch dieſen in einem herzlichen und fruchtbringenden Freundesverhältniſſe mit Woltmann. In drei Briefen des Ritters von Lang aus den J. 1815 und 1816 erſchließt ſich die ſcharfe Originalität dieſes gründlichen Geſchichtsforſchers auf eine höchſt ergötzliche Weiſe und beſonders erregt die humoriſtiſche Skizze ſeines eigenen Lebens den Wunſch, die darin verheißene ausführliche Beſchreibung deſſelben zu leſen. Hierauf folgen ſechs Briefe des Großherzogs von Frankfurt an Woltmann, ſämmtlich aus dem J. 1809, als unſchätzbare Beiträge zur Kenntniß dieſes trefflichen, durch ſtrenge Reinheit und unwandelbare Milde der Geſinnung, wie durch geiſtige und gelehrte Ausbildung gleich ausgezeichneten Karakters. Von ihm leſen wir folgende Bemerkung über Johannes von Müller: „Der geiſtvolle Mann, von dem Sie mit mir in Ihrem letzten Briefe ſprachen, hat viele Güte des Herzens, viele Stärke des Geiſtes und vielleicht eben ſo viel Schwäche des Karakters. Sein Wille iſt nicht feſt und kann der Macht eines

gegenwärtigen Eindrucks nicht widerstehen. So oft er in ruhiger Einsamkeit den vergangenen Dingen nachdenkt, wird er sie mit vortrefflicher Einsicht darstellen; wenn er aber handeln soll, wird er gleich einem Kinde die Last nicht heben, welche seine Kraft übersteigt: non omnia possumus omnes. Sich selbst strenge und anderen mild sein, ist der Grundsatz des Menschenfreundes." Durch acht hierauf folgende Briefe von Therese Huber an Frau von Woltmann, die vom Jahre 1820 bis 1827 reichen, werden wir nun plötzlich in eine ganz andere Zeit und Region des litterarischen Lebens versetzt. Die Redaktion des Morgenblatts, der diese fruchtbare Schriftstellerin mehrere Jahre vorstand, gab die erste Veranlassung zu dem hier mitgetheilten Briefwechsel. Als Tochter Heyne's von Kindheit an in stetem Umgange mit Gelehrten und Litteraturgenossen, als Gattin Forsters, dann Huber's in das litterarische Leben und Treiben dieser Männer thätig hineingezogen, selbst Schriftstellerei als Erwerbs- und Neigungsbeschäftigung neben der Erziehung und Versorgung ihrer Kinder treibend, gibt sie in ihren Briefen das Bild eines wenn auch etwas fremd gestalteten, doch auf eigene Weise rüstigen und elastischen Frauenlebens, worin denn auch die uns zunächst liegenden zu wild wuchernder Blätterfülle herangewachsene Litteraturperiode, die wir die industrielle nennen möchten, sich deutlich zu erkennen gibt. Der Briefstellerin, deren sonstige litterarische Verdienste auf sich beruhen mögen, kann eine lebhafte und gewandte Darstellungsgabe nicht abgesprochen werden, und in den hier vorliegenden Briefen zeigt sie in einer gewissen gutmüthig geistreichen Plauderhaftigkeit viel Ueberblick, feine Beobachtung, freies Urtheil und gewandte Thatfähigkeit. Die Eigenthümlichkeiten der so einflußreichen und weit umfassenden Cotta'schen Litteratur-Industrie werden in Lob und Tadel treffend dargestellt, und manche litterarische Produkte ihrer Zeit selbständig und unbefangen so scharf als treffend beurtheilt. Die beiden letzten

dieſer Briefe und die darauf folgende Antwort der Frau von Woltmann behandeln kontradiktoriſch, von beiden Seiten mit Gewandtheit und auf langjährige Beobachtung und eigene Erfahrung gegründeter Einſicht die Ehe, ein Verhältniß, das auch in neueſter Zeit wieder von ſittlichen und ſocialen Standpunkten aus zum Thema mannichfacher Betrachtungen gemacht worden iſt. Wie immer fein fühlenden und welterfahrenen Frauen über ſolcherlei Gegenſtände vor allen Gehör zu geben iſt, ſo finden wir auch in dem, was hier ſo unbefangen als lauter verhandelt worden, manches Belehrende und Wohlerkannte. Die Betrachtung leitet ſchließlich dahin, daß nicht nur die bürgerlichen Schriftgeſetze, ſondern auch die in der Geſellſchaft angenommenen ſogenannten Wohlſtandsgeſetze, welche Niemand ohne Nachtheil für ſeine äußere Lebensſtellung öffentlich überſchreiten darf, in der Regel da am ſtrengſten zu ſein pflegen, wo die Unſittlichkeit am größten iſt, welches Verhältniß ſich darin offenbart, daß nach dieſen Geſetzen vieles erlaubt iſt und ohne Anſtoß zugegeben wird, was innerlich wahrhaft unſittlich iſt, umgekehrt aber auch vieles durch dieſelben Geſetze ſtreng Verpönte von einem höheren Standpunkte der Sittlichkeit aus betrachtet, als vollkommen rein erkannt, ja empfohlen werden ſollte. Den Beſchluß machen fünf Briefe der Herausgeberin aus Italien, die, im Jahre 1833 geſchrieben, uns in die neueſte Zeit verſetzen. In der anſpruchloſen Darſtellung wechſelnder Eindrücke einer ſchönen Natur und einer reichen Kunſtwelt gibt ſich eine anziehende weibliche Individualität zu erkennen, die ſich über viele Stufen des Lebens und der Erkenntniß mit Ernſt und Liebe zu einer erfreulichen Bildungshöhe emporgehoben hat und durch ihre Mittheilungen in objektiver und ſubjektiver Beziehung den günſtigſten Eindruck macht.

Iſt nun gleich, wie aus dieſem Inhaltsbericht erhellt, das Ganze in weiblicher Redaktionsweiſe ein wenig bunt zuſammengefügt, ſo liegt doch auch eben in dieſem Kontraſt

der Zeiten und Personen wieder ein gewisser Reiz, der zu Vergleichungen und Betrachtungen einladet, wobei denn auch nicht vergessen werden darf, daß Sammlungen dieser Art mehr durch den Werth des Einzelnen als durch die Anordnung des Ganzen sich schätzbar machen, und die beliebige Einschaltung in seine Vorräthe dem Leser billig überlassen wird.

LII.

Gedichte von Adelbert von Chamisso. Zweite Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers und sechs in Stein radirten Blättern von Otto Speckter. Leipzig 1834. 8.

Niemals ist wohl das nonum prematur in annum so überstreng in Anwendung gekommen, als bei diesen Gedichten. Denn als dasjenige, was Adelbert von Chamisso vor dreißig und mehreren Jahren in poetischer Jugendlust erzeugte, — und es war dessen nicht wenig — einer warmen Aufnahme sich eben nicht erfreuen konnte, hat er nicht nur seine Dichtungen, sondern sogar sich selbst, den ganzen Dichter, nicht einer neunjährigen, nein einer dreimal neunjährigen strengen Feile und sorgfältigen Bearbeitung unterworfen, bevor er wieder mit neuen Erzeugnissen seiner Muse hervortrat. Mannichfaltigen Studien der Sprachen, der Poeten, der Natur, denen er oblag, folgte eine Reise um die Welt, dieser ein naturwissenschaftliches Berufsgeschäft, dem er noch jetzt den Kern seiner Muße widmet. So nahm er, kein Mühsal scheuend, die Erde selbst, das Schicksal und ein Menschenalter zu Lehrern und kann wohl sagen, niemand habe mehr an seinen eignen Unterricht gewandt, als er. Wurde nun eine so lange poetische Lehrzeit mit Liebe begonnen und mit Eifer fortgesetzt, so können wir jetzt auch freudig anerkennen, daß sie mit glücklichem Erfolg vollendet wurde. Die Früchte

liegen vor uns. Der Dichter hat fast alle jene jugendlichen Morgenlieder seines erwachenden poetischen Triebes mit strenger Hand unterdrückt und nur zwei oder drei derselben hier mit eingereiht, gleichsam um gewahr werden zu lassen, was er damals erstrebte und was er jetzt erreicht hat. Wenn gleich nun so ernste Studien, naturwissenschaftlicher Erkenntniß zunächst gewidmet, auch für diese, wie von den Wissensrichtern erkannt worden, nicht ohne mannichfache Frucht geblieben, so hat doch die Art seines Eindringens und Auffassens, so wie der Darstellung in diesem wissenschaftlichen Gebiet immer eine mehr poetische Farbe behalten, und endlich ist die Summe der erbeuteten Erkenntniß doch wieder hauptsächlich der Poesie zu gut gekommen, von welcher der Dichter zuerst ausgegangen und zu der er nun, wie zu einer ersten und einzigen Liebe, mit erprobter Treue zurückkehrt. Wenn sich aus der wissenschaftlichen Forschung die anschmiegende Poesie nicht verdrängen ließ, so hat sich jene dagegen auch dieser so innig vermählt, daß sie fast überall zu diesen Dichtungen den Stoff gereicht hat und einen Grundzug ihres Karakters bildet. Alle Länder und Geschlechter der Erde haben dem Dichter lebendige Bilder zugeführt; überall hat er der Stimme der Natur gelauscht und ihre Töne wieder gegeben; überall begegnet uns das Ursprüngliche, das Starke, das Selbstgeschaute in seiner eigenthümlichen Gestaltung und Urkraft. Betrachtet man, wie es gewöhnlich geschieht, die Jünglingsjahre vorzugsweise als das poetische Lebensalter, so hat man hierin nur insofern Recht, als der Mensch in diesem Alter für die Poesie empfänglicher ist; das positive poetische Vermögen aber wird sich in der Regel erst im Mannesalter ausbilden und mit der wachsenden Erkenntniß an Kraft und Fülle zunehmen, wobei wir freilich Ausnahmen für solche Individuen zugeben, die sich im Ganzen frühzeitiger ausbilden. Die früheren Versuche jugendlicher Dichter pflegen daher nur Aeußerungen des erwachenden Gefühls für

die in der allgemeinen Lebensatmosphäre gebundenen Poesiestoffe zu sein; selten gelangen sie zu einer entschiedenen individuellen Gestaltung und gehören mehrentheils zu der Gattung, die Goethe treffend poetische Interjektionen nennt. Auch Chamisso hat als Jüngling jener zur Blüthezeit der Schlegel-Tieck'schen Schule in Deutschland stark grassirenden Dichtergrippe seinen Tribut gezollt, dann aber ging er mit freierer Kraft und polirterem Spiegel der Erkenntniß zur Betrachtung der Welt und des Lebens über. Es wurde ihm klar, daß, wenn die Poesie zwar allerdings ein Allgemeines, Ideelles darstellen will, dies doch nur in der Gestalt eines Besonderen geschehe, und in diesem allein das Eigenthümliche und Bedeutende erscheinen kann. Dies zu erreichen hat nun der Dichter zwei Wege vor sich. Er kann nämlich entweder die Idee durch poetische Gestaltung in ein reales Besondere umschaffen, oder in der Reihe der schon vorhandenen realen Erscheinungen ein Bedeutendes hervorheben und poetisch gestalten, so daß die ihm inwohnende Idee zur Anschauung kommt. Dieser letztere Weg ist es, auf den Chamisso durch seine Natur, seine Studien und seine ganze Lebensrichtung mehrentheils hingeführt wurde und dessen konsequente und glückliche Verfolgung seine poetischen Produktionen zu dem Range erhoben hat, den wir sie einnehmen sehen. Fast immer bemächtigt er sich vorhandener gegebener Gegenstände, die ihm durch eigene Beobachtung, Studium, Lektüre oder Tagesgeschichte zugeführt werden, ergreift sie in ihrer Eigenthümlichkeit und stellt sie mit geschickter Hand, in glücklichster Wendung unserem Blick in solchem Lichte gegenüber, worin sie die Wirkung auf unser Gemüth nicht verfehlen können. Selbst da, wo er ganz seine Phantasie walten zu lassen scheint, ist doch der Anstoß dazu, der erste Keim des Stoffes in der Erfahrung vorhanden und fast immer nachzuweisen. Was der Dichter dann von eigner Erfindung hinzufügt, besteht gewöhnlich nicht sowohl in einer Umgestaltung, als

vielmehr in einer Steigerung, in einer erhöhten Wirksamkeit des gegebenen Stoffs. Diese Behandlungsweise ist eben so sehr der eigenthümlichen Natur dieses Dichters, als dem Karakter unserer Zeit angemessen. Indem jener weniger bemüht ist, ein Ideales selbständig zu schaffen, als vielmehr nur den geistigen Inhalt des Realen in koncentrirter Kraft wirken zu lassen, findet er den empfänglichsten Boden in der Sinnesart seiner Mitwelt, die sich eben jetzt in auffallendem Maße von allem Idealen und Spekulativen abwärts zur Erfahrung, zum Realen hinwendet, die sich den Eindrücken des Geschichtlichen, der lebendigen That mit leidenschaftlicher Neigung hingibt und sich lieber von dem Wirklichen schmerzhaft, als von dem Idealen milde berührt fühlt. Da sich Chamisso's Poesie am liebsten im Gebiet des Epischen bewegt, so besteht diese zahlreiche Sammlung größtentheils aus erzählenden Gedichten. Aber auch die lyrischen Stücke, die sich darin finden, gehören fast alle zur Gattung derer, in welchen das Gefühl auf einer epischen Grundlage ruht. Der Ausdruck der Empfindungen erscheint nicht als der des Dichters, sondern ist vielmehr bestimmten Personen in den Mund gelegt, und ihre Motive gehen aus den Verhältnissen derselben hervor. Diese Verhältnisse aber sind mit scharfem Blick erfaßt, diese Personen mit lebendiger Wahrheit gestaltet, diese Empfindungen sind der schönsten menschlichen Natur gemäß und eigen, ihr Ausdruck ist hinreißend durch zarte Naivetät und Lieblichkeit. Gleich am Eingange der Sammlung finden wir eine größere Reihe solcher Gedichte: „Frauenliebe und Leben", „Thränen", „die Blinde", „Lebenslieder und Bilder", und auch auf spätern Blättern tritt uns noch manches ausgezeichnete Gedicht dieser Gattung entgegen. So ist vielleicht niemals der Mutterschmerz um ein verlornes Kind in so herzergreifender Weise zum poetischen Lebensbilde gestaltet worden, als in dem Gedichte: „Die Mutter und das Kind" S. 147. Diese idyllisch-lyrischen Gestaltungen rechnen wir

zu den besten ihrer Gattung, ja wir ziehen sie allen übrigen Produktionen dieses Dichters vor, obgleich sie, wenn man zu seinem Lobe spricht, zu unserer Verwunderung am seltensten hervorgehoben zu werden pflegen. Hier, wo er sich allgemein menschlichen, jeder Beobachtung zugänglichen Lebensverhältnissen zuwendet, tritt er, vielleicht sich unbewußt, dem poetischen Ideale näher, als auf irgend einem andern Standpunkte. Die ganze intensive Kraft solcher Zustände faßt er, wie in einem Brennpunkt, in einem individuellen Bilde zusammen, und die schönste Wirkung auf das Gemüth wird erreicht. Es ist ein Karakterzug dieses Dichters, daß er am liebsten durch den Schmerz auf seine Leser wirkt; der Schmerz aber, den die jetzt erwähnten Gedichte hervorbringen, ist von wohlthuender, anziehender Art, weil er ein sittlicher, weil er reine Wehmuth ist.

Ganz anders verfährt unser Dichter bei seinen rein epischen Poesieen. Alles, was in der Welt geschieht, trägt einen poetischen Kern in sich, denn die Geschichte ist die Poesie des Weltgeistes, der Dichter ihr Interpret. Wenn aber in jedem wirklichen Ereigniß ein poetisches Element liegt, so ist dieses doch in den mehrsten, in den gewöhnlichen Ereignissen nur verborgen, gleichsam im gebundenen Zustande vorhanden und muß daraus von dem Dichter erst befreit, gereinigt und polirt werden, um als reines poetisches Gold zu erscheinen. In anderen liegt es wie gediegen zu Tage und bedarf wenig mehr als der poetischen Form und Fassung, um als Dichtung producirt zu werden. Hier besteht das Verdienst des Dichters nächst dem Blick, der solche Stoffe zu erspähen und zu würdigen weiß, eben in dieser Form. Diese Region hat Chamisso sich vorzugsweise erkoren, ihrer glücklichen Ausbeutung verdankt er seine größten Erfolge; wir haben also bei der Beurtheilung die Wahl der Stoffe und ihre Behandlung in Betracht zuziehen. Jene fällt mehrentheils auf das Ungewöhnliche, Bedeutende, Ergreifende, und

mit Recht, denn solche Stoffe bemächtigen sich sogleich der ganzen Aufmerksamkeit des Lesers, in ihnen sprechen sich die sittlichen Verhältnisse der Menschheit am deutlichsten aus; der Kontrast mit den gewohnten, ruhigen, täglichen Zuständen hat eine so anziehende Kraft, daß er allein schon für Poesie gelten mag, wiewohl er es nicht immer ist. Stoffe dieser Art sind aber unter sich noch vielfach verschieden. Unsern Dichter scheinen vorzüglich solche anzuziehen, in denen sich die menschliche Natur in ihrer finstersten Leidenschaftlichkeit, in ihrem bittersten Schmerze zeigt. Die Konvulsionen der Menschenseele unter dem Druck natürlicher oder konventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eisernen Verhängnisses, unerbittlicher Gemüthshärte oder roher Wildheit liebt er, uns anschauen zu lassen. Herrschen will er über unser Gefühl und in unseren Leiden den Triumph seiner Herrschaft genießen. Es gelingt ihm vollkommen. Mit seltener Geschicklichkeit weiß er sich unseres Gefühls zu bemächtigen, es immer grausamer zu spannen, und der Leser kann sicher sein, daß die Schraube, die sein Herz zusammendrückt, gedreht werden wird, so weit ihr Gewinde nur reicht. Wir wollen sehen, welche Bilder der Dichter uns vorführt.

„Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid'
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt."

Sie nimmt Abschied von dem treuen Thier, mit dem sie von Kindheit an dreist und traulich gespielt; sie gibt ihm den letzten Kuß. Da regt sich wie durch Ahnung ihres Verlusts die innere Wildheit des Thieres; der Bräutigam zeigt sich an der Thür; der Löwe zerreißt sie,

„Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,

Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in's Herz." —

Der Baske Etchehon, den sein Weib betrog, deren Buhle ihn durch verläumderische List fünf Jahr im Kerker hielt, will, endlich befreit, sich an diesem rächen. Der tödtliche Schuß trifft durch Zufall Etchehon's besten Freund. Seine Klage ist das Lied, das wir hören; dies der Schluß:

„Es zieht mit Gewalt mich hinunter,
Hinunter in's heimische Thal,
Ob ich, ob du sollst dienen
Den Geiern des Himmels zum Mahl." —

Das „Mädchen von Cadix", um einen lästigen Liebhaber los zu werden, reizt ihn, indem sie ihn als feige verspottet, einen Franzosen nieder zu stoßen. Er wird ergriffen, und als er vor der Front steht, um erschossen zu werden, sagt er: Nicht ihr Franzosen seid es, die mir den Tod gebt,

„Nein, ich trag' in meinem Herzen
Schweigsam schon die Todeswunde;
Meine Herrin hat gerichtet,
Meine Stunde hat gerufen!" —

Ein Mädchen ladet ihren untreuen Geliebten zu einer nächtlichen Wasserfahrt ein. Sie lenkt die Barke ins offene Meer, wo sie dem Treulosen und sich den Dolch ins Herz stößt.

„Es trieb ein Wrack an's Ufer
Bei wiederkehrender Fluth,
Es lagen darauf zwei Leichen
Gebadet in ihrem Blut." —

Die „Sterbende" können wir, da sie kurz ist, ganz mittheilen:

„Geläute schallt vom Thurm herab,
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.

Ihr sünd'gen Menschen zum Gebet!
Ein gleiches Loos bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sünd'ge Lust,
Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet sich in dieser Stund'
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

Vergieb mir, Gott, in deiner Huld,
Vergieb, Gemahl, mir meine Schuld;
Ich klag' es an in bittrer Reu',
Weh mir! ich brach geschworne Treu'. —

Vertrauen ist Vertrauen werth,
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach ich dir kund in deiner Noth:
Du stirbst am Gift, das ich dir bot."

Ein Graf findet von der Jagd zurückkehrend seine Gemahlin, die während seiner Abwesenheit so eben entbunden worden ist, schlafend in ihrem Zimmer allein, und nimmt die in der Wiege liegenden beiden Kinder, die er für seine Zwillingssöhne hält, jubelnd heraus. Die hereintretende Wärterin erschrickt, da sie die Kinder in seinen Armen findet, denn die Gräfin hat nur einen Sohn geboren, der andere aber gehört der zugleich niedergekommenen Schaffnerin und ist nur zufällig auf einen Augenblick mit in die Wiege des jungen Grafen gelegt worden. Jetzt, da man nicht weiß, auf welcher Seite jedes Kind gelegen, ist der ächte Erbe von dem fremden Kinde nicht mehr zu unterscheiden, und dem Grafen bleibt nur übrig, beide als seine Söhne zu erziehen. Mit den Jahren aber wächst in ihnen Mißgunst und Haß. Sie drohen sich gegenseitig, wenn der Alte sterben werde:

„So bin ich der Herr, so bist du der Knecht!"

ja ihre Wuth bricht noch vor dem Tode des Grafen in einen Zweikampf aus. Zu spät kommt der Greis hinzu:

„Und über zwei Leichen auf blutigem Grund
Da ringt er verzweifelnd die Hände wund,
Und weint die alten Augen blind
Und schüttelt sein greises Haar im Wind."

Wir haben diese Beispiele so wie sie aufeinander folgen, aus der uns vorliegenden Reihe entnommen, und wenn der Leser dieselbe weiter verfolgt, so stößt er unvermeidlich auf noch schreckenvollere Scenen, auf den Henker, der dem in ihren Arm entschlafenen Buhlen seiner Tochter das glühende Brandmal auf die Stirn drückt, auf die Gräuel von Chios, auf die Guahiba-Indianerin, die mit ihren Kindern in Sklaverei gerathen, nach vier vergeblichen, mit blutiger Züchtigung gebüßten Versuchen, sich und die Kinder zu befreien, zuletzt freiwilligen Hungertod erleidet. Der letztgedachte Stoff trägt wenigstens in dem Adel und der Kraft aufopfernder Mutterliebe ein tröstendes und erhebendes Element in sich, wodurch der Eindruck so herber christlicher Frevelthaten gemildert wird. Auch ist dieser Schmerz noch gelinde gegen den Eindruck jener schaudervollen Trauerscene, in der wir anschauen müssen, wie Don Juanito das Amt des Henkers an seiner ganzen Familie, an zwei Brüdern, zwei Schwestern, dem Vater, ja an der eignen Mutter verrichten muß, muß! weil er selbst nur unter dieser Bedingung fortleben darf, und der Vater, um seinen Stamm zu erhalten, ihn bei seinem Fluch verpflichtet, die gräßliche Bedingung zu erfüllen. Des Dichters Eisenhand läßt uns nicht los. Wie der Löwe, der einmal Blut geleckt hat, verschont er keines seiner Opfer, erläßt uns keinen Todesstreich. Nur als die Reihe an die Mutter kommt, verläßt den Jüngling die Kraft, und sie selbst muß, sich von der Brustwehr stürzend, den Tod suchen, um das strenge Gebot des strafenden feindlichen

Feldherrn zu erfüllen. Und doch, selbst dieser grauenvollen Henkerscene ist noch ein mildernder Tropfen beigemischt in der festen, sichern, ruhig überlegenden, ja freudigen Standhaftigkeit, mit der sie alle ihr Schicksal erfüllen. Auch den Korsen Mateo Falcone, der seinen Knaben todtschießt, weil er einen verfolgten Vetter, der bei ihm Schutz suchte, um Gold an die Gensd'armen verrieth, können wir noch bemitleiden und entschuldigen mit dem Volkskarakter und der Volkssitte, mit dem Gefühl der unvertilgbaren Entehrung und mit dem Gedanken, daß der Knabe doch der Blutrache früh oder spät verfallen blieb. Was aber kann uns trösten über die unermeßlichen Qualen des schönen Jünglings, den der ruhmgierige Bildhauer hinterlistig ans Kreuz nagelt und drei Tage leidend und sterbend daran hängen läßt, um den Ausdruck des Schmerzenstodes an ihm zu studiren und mit höchster Wahrheit im Marmor nachzumeißeln.

„Und bald verhallen seine letzten Klagen.
Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!
Es sinkt das Haupt, das sich erhob, zurück;
Es ist vollbracht, was keine Worte fassen,
Und auch vollendet ist ein Meisterstück."

Aber auch das Meisterstück des Dichters? Gewiß nicht, denn hier spielt der Dichter selbst gegen das Gefühl seiner Leser fast die Rolle Don Juanito's. Wäre so Gräßliches in der Natur auch möglich, in der Poesie wenigstens müßt' es ewig unmöglich bleiben. Wenn die feine Grenzlinie weiser Maßhaltung, die das Gebiet der schönen Kunst umschließt, in den früher erwähnten Dichtungen von dem Verfasser schon überschritten wurde, liegt sie in dieser nicht mehr erkennbar hinter ihm.

Jene ursprüngliche und an sich nicht verwerfliche Neigung des Dichters, durch Kraft und Bedeutsamkeit auf seine Leser zu wirken, hat ihn allmälig zu so harten Berührungen

des sittlichen Gefühls verleitet, und gewiß hat manches Aeußerliche und Zufällige mitgewirkt, ihn in dieser Richtung zu weit vorwärts zu reißen, wozu vielleicht auch der entschiedene Beifall gehören mag, der seinen ersten Gedichten dieser Gattung zu Theil wurde. Der „Stein der Mutter", die Geschichte jener Guahiba-Indianerin, von der wir früher sprachen, die „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange", „Bisson vor Stampalie" sind in der That treffliche Bilder einer urkräftigen unvermischten Natur in ruhiger, enthaltsamer, einfach ernster Form mit fester, sicherer Hand gebildet. Sie zeigten sich schön in einer neuen und eigenthümlichen Weise, und mußten daher allgemeinen Beifall finden. Der Dichter würde aber irren, wenn er glaubte, daß dieser Beifall vorzugsweise der Kraft gegolten hätte, mit der er das Drastische des Inhalts hervorgehoben und gesteigert; vielmehr galt derselbe jener anderen Kraft, mit der er die spröden, herben, heftig wirkenden Stoffe zu bewältigen und in die ruhige, feste, bestimmte Form zu bannen wußte, so daß selbst das schmerzlich Ergreifende in gemäßigter Haltung als ein schön Geordnetes dem beruhigten Sinn sich darbot. Dieser Irrthum führte ihn schon um einen Schritt weiter in dem Gedichte: „Salas y Gomez" (Seite 471). Der Dichter erzählt die Begebenheit, obgleich nur der erste Keim des Inhalts ein wirkliches Faktum, alles übrige reine Fiktion ist, als ein Selbsterlebtes. Auf seiner Weltumseglungsreise berührte Chamisso mit dem Schiffe Rurik die Insel Salas y Gomez, die nichts als ein von Seevögeln umflatterter kahler Felsen ist. Hier wurde, ich weiß nicht, ob die Leiche oder das Skelett eines Mannes gefunden, und hierauf baut nun der Dichter sein finsteres, den tiefsten Schmerz erregendes Gedicht. Ein nackter, riesiger Greis, sogleich auf hundert Jahre geschätzt, ist es, den der gelandete Dichter nicht todt, sondern noch sterbend am Gesteine lehnend auf der Felsenkuppe liegen sieht. Er ruft die Gefährten herbei; der Greis erwacht noch einmal,

schaut sich zweifelnd um, will sprechen und stirbt. Drei Schiefertafeln liegen neben ihm; diesen hat er sein Schicksal eingegraben und indem das Gedicht ihren Inhalt mittheilt, dienen sie demselben zugleich zur Eintheilung. Als junger Mann ausfegelnd, um durch den Handel sein Glück zu machen, wurde der Unglückliche, mitten in den schönsten Hoffnungsträumen vom Sturm ergriffen, auf diese öde Felsenklippe geschleudert, von der ganzen Mannschaft er allein sein Leben rettend. In solcher Lage, nackt, jedem Wetter preisgegeben, nur von Vogeleiern sich nährend, hoffnungslos von allem Menschlichen geschieden, kann er nur den Tod als einziges Rettungsmittel herbeiwünschen. Auch dies wird ihm versagt, und so schließt die erste Schiefertafel mit den Worten:

„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben!"

Die zweite Tafel meldet, wie der Unselige nach langem Sehnen, grenzenlosem Kummer endlich ein Schiff erblickt. Schon richtet sich sein Herz zur Hoffnung empor, das Fahrzeug scheint sich zu nähern, er glaubt Signale zum Landen zu hören. Umsonst! Das Schiff wendet sich und segelt weiter. Drei Tage lag er dem Wahnsinn hingegeben; da rafft er, vom Hunger überwunden, sich auf,

„um seinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

Auf der dritten Schiefertafel zeigt sich der Verlassene endlich in der höchsten Sehnsucht und hoffenden Erwartung des Todes. Nachdem er funfzig Jahre des Elends mit Kreuzen auf dem Schiefer angemerkt, hat er auch diese Jahrbezeichnung aufgegeben. Rückkehr in die fremd gewordene Heimath kann er nicht mehr wünschen. Die lange Einsamkeit der Tage im schrecklichsten Wetter zu ertragen, ist ihm schon ein Leichtes, aber die verfolgenden Träume der Nacht sind unerträglich. Er betet nur noch um Geduld und bittet Gott, nun keinen Menschen mehr die Insel betreten zu lassen, bevor er dahin geschieden sei:

„Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen.
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen. —

Es liegt in dem Weltlauf, vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet, ein herbes, bittres, Verzweiflung erregendes Element, das in einzelnen Ereignissen besonders scharf und gleichsam koncentrirt hervortritt. Wählt der Dichter dies zum Gegenstande seiner Darstellung, so tritt er gleichsam als Priester der Nemesis auf, was allerdings auch seines Amtes ist. In den früher von uns bezeichneten Dichtungen Chamisso's zeigt sich jenes herbe Element in den Verirrungen des Menschengeistes, aber immer läßt er uns darin auch die sittliche Kraft, wenngleich unterliegend, doch kämpfend gegen die Wirkungen des Verderbens und in den härtesten Schlägen des Schicksals noch eine Spur der göttlichen Gerechtigkeit erkennen. Sie enthalten daher, mit Ausnahme jener schrecklichen Kreuzigung, die wir, was den Stoff betrifft, als völlig unpoetisch verurtheilen, noch immer einige lindernde Bestandtheile; auch kann der Dichter, gegen den Tadel des allzuherben Eindrucks die Wirklichkeit als Schild gebrauchend, für sich anführen, nicht er, sondern der Weltgeist selbst habe sie so und nicht anders gedichtet. „Salas y Gomez" aber ist freies Gebilde seiner eignen Phantasie; diesen Stoff hat er mit voller Freiheit ausgebildet, dies Gedicht also gibt um so mehr den sichersten Maßstab zu seiner Beurtheilung, als er es mit Vorliebe und in Hinsicht der technischen Ausführung mit wahrer Meisterschaft behandelt hat. In einem eigenthümlichen, selbst erfundenen Styl führt er die herzzerreißende Tragödie Schritt vor Schritt mit immer gesteigerter Wirkung an uns vorüber, ja er läßt es selbst an einem

Beruhigungsmittel nicht fehlen, indem er uns die Leiden schon beendet zeigt, ehe er ihr furchtbares Bild vor uns aufrollt. Dennoch finden wir auch in diesem Gedicht, einem seiner ersten in dieser Gattung, und worauf sein dichterischer Ruhm zum großen Theil sich gründete, schon dieselbe Tendenz, die wir als einen Irrweg bezeichnen müssen: die Absicht, um jeden Preis zu wirken, und den Gedanken, in den erregten Schmerz das Ziel der Poesie zu setzen. So ist denn das Gedicht objektiv wahr, aber einseitig; meisterhaft ausgeführt, aber sichtbar nach dem Effekt strebend; kraftvoll und ergreifend, aber herb und peinigend; einen tiefen Eindruck erzeugend, der nicht zur Wiederholung reizt. Auch offenbart sich ein Hervorheben des Aeußerlichen, der realen körperlichen Hülle des Ereignisses, während die ideale, psychische Seite zurücktritt. Die Geschichte jenes hundertjährigen Greises, der sein Leben auf einem kahlen Felsen zubringt und aushaucht, liegt ganz in seinem Innern. Welche grenzenlose Welt von Gedanken mußte durchziehen durch das Gemüth dieses modernen Prometheus, sie waren die eigentliche Substanz seiner Leiden; aber auch wieviel Heilkräftiges, Erfrischendes, Stärkendes mußte in diese Gedankenwelt gemischt sein, wenn sein Dasein sich so weit ausdehnen sollte über die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer. Solches Labsal aber schließt der Dichter sorgfältig aus von seiner Darstellung; er fürchtet, seine Wirkung damit zu schwächen, nur die Folter der getäuschten Hoffnung, die Pein der nächtlichen Träume läßt er uns sichtbar werden und kaum noch am Schluß einen matten Strahl des Kreuzes herüberschimmern, gleichsam als Pflichttheil für die herrschende Ansicht. Förmlich geizig ist er auf unsern Schmerz; funfzig durch Kreuze bezeichnete Jahre reichen noch nicht hin; diese stehen gleichsam nur als Strafminimum fest, eine unbestimmte Reihe von Jahren muß ihnen noch nachfolgen, damit der Jammer um so bittrer sei, weil er in keine bestimmte Grenzen eingeschlossen

ist, und zu dem benannten Kapital des Elends schlägt der Dichter noch eigennützige Interessen nach unbekanntem Zinsfuß. Was will der Dichter? Soll der Leser ängstlich den Athem anhalten vor seiner unbeschränkten Macht? Der Erfolg ist ganz anders. Die überspannte Gewaltherrschaft endet in der poetischen, wie in der wirklichen Welt mit der Enttäuschung des Beherrschten. Der Leser rettet sich durch die Vorstellung der poetischen Fiktion; er wischt sich wie im Theater bei allzugroßer Rührung die verweinten Augen, verspottet, um sich zu trösten, die eigenen Thränen über ein erdichtetes Leiden, beweist sich, daß ein so endloser Jammer zu groß sei, um für möglich zu gelten, und bricht so dem mühsam geschliffenen tragischen Dolch die allzufeine Spitze ab.

Mag nun aber unser Dichter seiner Subjektivität gemäß auch lieber mit dunkeln als mit hellen Farben mahlen, hat er in manchen seiner Bilder auch die Schatten tiefer geschwärzt, als die Harmonie der Kunst gestatten mag, so behält er dennoch in der Schärfe seiner Umrisse, in der gedrängten Kraft seines Ausdrucks für jedes tiefe Gefühl, in der Lebendigkeit seiner Darstellungen aus allen Zonen und Ländern, immer noch Vorzüge, deren sich wenige mitlebende Dichter zu rühmen haben. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß, wer in unserer überreizten Zeit überhaupt eine Wirkung hervorbringen will, die stärksten Mittel anzuwenden nicht scheuen darf. Hat man aber in jene Abgründe von Gräßlichkeit und Frevel hineingeblickt, die sich in den Werken der neufranzösischen Dichterschule aufthun, so kann man zu Chamisso's Gedichten wie zu Beruhigungsformeln zurückkehren; denn in diesen bewegen sich die Gestalten, wenn auch gewaltsam und furchtbar, doch immer noch im poetischen Lichte; der Dichter selbst steht, indem er sie heraufbeschwört, noch im Kreise der ächten Poesie auf dem heiligen Boden der Sittlichkeit und Wahrheit, während in jener Afterpoesie der Dichter mit den Geschöpfen seiner verderbten Phantasie in

selbstgeschaffner Hölle den Furienreigen selbst aufführt, in welchen er seine Leser hineinzuziehen trachtet. So mögen wir uns denn bescheiden, daß unser Dichter, ein Sohn seiner Zeit, auch ihre Farben anlegt, und zufrieden sein, wenn er sie nur im poetischen Lichte verklärt. Auch finden wir unter den epischen Gedichten der reichen Sammlung noch viele andere, in welchen die Schwäche, der Irrthum, das Vorurtheil und selbst das Laster der Zeit von dem höheren Standpunkt des Dichters aus mit ruhigem Lächeln in mild gemüthlicher Ironie in seinem komischen Lichte gezeigt wird. Ueberall aber spricht sich unerschütterlich feste Treue, schlichte Einfalt, lauterste Sittenreinheit, tiefwurzelnde Liebe und unbestechliches Wahrheits- und Rechtsgefühl als Karakter des Dichters aus, und in dem eigenthümlichen Ausdruck, den er für diese Eigenschaften gefunden, liegt einer der vornehmsten Reize seiner Dichtungen, indem er alle seine poetischen Gestaltungen, der objektiven Schärfe der Darstellung unbeschadet, in diese seine Farben kleidet. Einen Dichter, wie diesen, liebt der Leser selbst dann, wenn er das Gedicht nicht ganz zu billigen vermag. Die poetische Form beherrscht Chamisso mit großer Kraft und Gewandtheit, in der jedoch mehr eine durch Fleiß und Uebung erhöhte glückliche Naturgabe, als eigentliches Studium und bewußte Absicht hervortritt, so daß vollendete Glätte und feinerer Wohlklang fehlen dürfen, ohne eben vermißt zu werden. Besonders aber bringt er durch die Behandlung der Terzine, für die ihm eine besondere Vorliebe eigen ist, die schönste Wirkung hervor, indem er in dieser Form seiner Darstellung, selbst da, wo ihr Objekt in der heftigsten Bewegung auftritt, die höchste epische Ruhe zu erhalten weiß.

Gedichte.

Sonett.

Nicht nach des Ruhmes Zierde will ich ringen,
Es lächle mir der Liebe holder Blick,
So fordr' ich nichts vom ehernen Geſchick,
Und nur mir ſelbſt will ich mein Glück beſingen.

Dann hemmet nichts der Dichtung leichte Schwingen,
Sie läßt der Schule finſtern Ernſt zurück,
In neuer Schöpfung findet ſie ihr Glück,
Die Regel fliehend muß ſie aufwärts dringen.

Von Muth beſeelt zerſpreng' ich meine Ketten,
Und was mit Kraft den Buſen mir erhebt,
Davon wird meines Griffels Bild belebt;

Ich muß, ich muß vom kalten Zwang mich retten,
Und lindernd dann des Herzens innre Gluth
Entſtrömt dem Mund des Liedes ſüße Fluth!

An Lina.

Niemals haſt du mich gefragt,
Niemals hab' ich dir geſagt,
Daß von liebevollem Triebe
Nur für dich mein Herz entbrannt:
Dennoch haſt du es erkannt,
Denn in Blicken ſprach die Liebe.

Wenn, von Eiferſucht erregt,
Schäumend ſich mein Blut bewegt,
Führeſt du vom wilden Triebe
Oft mit einem ſüßen Blick
Mein Gemüth zur Ruh zurück,
Denn im Blicke ſpricht die Liebe.

Gab ich dir der Treue Schwur
Je mit Einem Worte nur?
Daß ich dein auf ewig bliebe,
Ewig dein in ſüßer Pflicht,
Sprach die Lieb' in Worten nicht:
Denn in Blicken ſpricht die Liebe.

Klage.

Die winterſtarren Reize der Natur
Wird nun der Lenz mit neuem Hauch beleben;
Bald ſeh' ich grüne Schatten dich umweben,
Vertraute meines Grames, ſtille Flur!

Die Welt verjünget ſich mit neuer Pracht,
Bald kann ich froh des Waldes Sängern lauſchen,
Schon hör' ich meiner Silberquelle Rauſchen,
Noch jüngſt gefeſſelt von des Winters Nacht.

Dein Herz nur, armer Menſch, verjüngt ſich nie!
Wenn es der Winter einmal eingenommen,
So wird der Frühling nimmer wieder kommen,
Du ſtirbſt; doch dir und keinem Fruend zu früh!

Sonett.

O wende, Phöbus, doch die glühnden Blicke
Von uns hinweg in ein entfernter Land;
Sieh mild dann von des Horizontes Rand
Zurück, daß uns dein Abendſtrahl erquicke.

Sei Zeuge dann von meinem ſtillen Glücke:
Mit meiner Lina wandl' ich Hand in Hand;
Es webt die Lieb' um uns ein zartes Band,
Wohl zart, doch wich es nie des Unglücks Tücke.

Dann lächelt deine Schweſter uns entgegen,
Der holden Luna ſüßer milder Schein
Wiegt in der Hoffnung Wonnetraum uns ein.

Schon ſehen wir der Zukunft reichen Segen.
Die ſpäte Nacht ſtört endlich unſer Glück,
Zur bittern Wirklichkeit ruft ſie zurück. —

Epigramme.

1.

Flüchtig war ich und jung, es ſchwanden die eilenden Stunden
Oft in kurzem Genuß, öfter in Leiden dahin.
Dennoch vergaß ich die Leiden und auf dem Pfade des Lebens
Späht' ich die Blumen mir aus, wand ſie zum lieblichen Kranz:
Doch als dein Auge mir, Lina, gleich heißer Sonne des Mittags,
Tief im Herzen geſtrahlt, ach da verwelkte der Kranz!

2.

Wie sie das Herz mir beherrscht, das holde boshafte Mädchen!
So wie ein grausames Kind spielend den Schmetterling quält.
Flatternd läßt es am Band' ihn fliegen zur duftigen Blume,
Doch mit tyrannischer Hand zieht es sogleich ihn zurück.

3.

Laß dem Rausch uns entfliehn, den fliehen die Freuden des Lebens,
Dessen Wunsch sie verfolgt; nimmer erhascht sie der Thor!
Doch wer im ruhigen Wohnsitz sich selber nur lebet genügsam,
O den suchen sie auf, sorglos genießt er sein Glück.
Also strafet die Mutter den ungestüm fordernden Knaben,
Doch dem bescheidenen Sohn kömmt sie mit Liebe zuvor.

Sonett.

Wie dank' ich dir, du löfest mir die Binde,
Die drückend mir das wunde Herz verschlossen!
Des Grames Fluth hat endlich sich ergossen,
Dem Dornenweg' ich blutend mich entwinde.

Die Hand ist dein, an der ich nun ihn finde,
Den Tempel, den des Schweigens Nacht umflossen,
Dein ist der Blick, dem Flammenaug' entsprossen,
An dem ich nun mein inn'res Licht entzünde.

Ich fühle mich zu raſcher That erhoben,
Und dränge mich zu kräft'ger Jugend Leben:
Verlaſſen brauch' ich länger nicht zu ſchmachten;

Nach ſüßer Frucht darf nun die Liebe trachten,
Die Kräfte ſind mir nicht umſonſt gegeben,
Die in des Herzens Grund unbändig toben.

Sonett.

Ein großes Herz kann ewig nur verlieren,
Es ſtürzet ſeine Gluth ins kalte Leben,
Und ſieht von matten Wellen ſich umgeben,
Die ziſchend ihm die Himmelsgluth entführen.

Doch wenn zwei edle Herzen ſich berühren,
So ſieht man ſie ſich in einander weben;
Zuſammen dann noch lange widerſtreben,
Bis ſie vereint des Todes Kränze zieren.

Willſt, Göttliche, du mich durch's Leben leiten,
So fühl' ich nicht den Widerſtand der Wellen,
Vereinten Kräften müſſen ſie entweichen.

Wie ſanft wird unter uns der Weg entgleiten,
Wie wird dein Blick die Finſterniß erhellen.
Bis wir das ſchön're Ufer nun erreichen!

Das Auge.

Dem Aug' iſt manches Unheil ſchon entſproſſen!
Nur ungern will in glühnder Jugend Jahren
Der freie Blick zum ſtrengen Wort ſich paaren.
Es hat in Thränen ſich mein Wunſch ergoſſen.

Den treuen Lippen iſt kein Wort entfloſſen:
Vom Auge nur haſt alles du erfahren.
Das Auge konnte nicht den Wunſch bewahren,
Den bittre Pflicht im Herzen tief verſchloſſen.

Doch kannſt du meinen Augen wohl verzeihen,
Die deinen ſchlugen mir ſo tiefe Wunden —
Die Lippen aber ſollteſt du belohnen.

So lang ſie ſtreng ſich dem Geheimniß weihen,
Wird Ruhe nie das arme Herz bewohnen,
Und nie werd' ich vom tiefen Gram entbunden. —

Sirenenlied.

Sirene.

Komm, ſüßer Knabe, doch zu mir hernieder.
Ich ſpiele friedlich in den kühlen Wogen.
Es ſind im Meer gefeſſelt mir die Glieder,
Doch fühlt mein Herz zu dir ſich aufgezogen.
Dir geb' ich Freuden, wie du nie empfunden,
Und Götter widmen dir die ſel'gen Stunden.

Knabe.

Du ſingeſt mir der Liebe Zauberlieder,
Doch ward vor mir ſo Mancher ſchon betrogen.
So Manchen zogt ihr tückiſch ſchon danieder,
Der euer Gift ſo gierig eingeſogen. —
Doch fühl' ich mich am Leben nicht gebunden,
Denn ew'ger Gram hielt ſtets mein Herz umwunden.

Sirene.

Mit Troſt will ich dein krankes Herz beleben,
Der Liebe Fittig wird dich leicht umſchweben,
Und jeder Gram vom Herzen dir genommen.

Knabe.

So nimm mich denn hinweg vom kalten Leben,
Und kannst du selbst mir keine Freude geben,
So ist der Tod auch süß mir und willkommen.

An meine Schwester.

Soll schon des Lebens erster Strahl erblassen?
Wenn mir Verwaisten, ach kein Freund mehr bliebe,
Ins Buch des Herzens Liebeszeichen schriebe:
So würd' ich sterben, oder alles hassen.

Mich hat der Jugend Hülf' und Trost verlassen,
Ich irre suchend und entbehre Liebe.
Wohin sie wenden, diese Flammentriebe?
Wen soll des Armen armer Arm umfassen?

Aus Wolken läßt ein süßes Bild sich sehen,
Es scheint die Hand, der milde Blick zu winken,
Die Flur ergrünt, wohin die Tritte sinken.

Sie lächelt mir, der Worte leises Wehen
Gibt Kühlung mir, schon ist die Gluth verglommen,
Sie ruft mir Bruder zu — Schwester willkommen!

Genesung.

O süßer Kummer, o ihr lieben Leiden
Des lang gewöhnten Schmerzes; holde Klage
Der Wehmuth, die so innig gern ich trage;
Herzensgefährten, soll ich je euch meiden?

Was auch die Liebe gibt, sind stets mir Freuden,
So wenig wird die Bürde mir zur Plage,

Daß ich, ob sie wohl ende, nimmer frage,
Und mich an ihrer Ewigkeit will weiden.

Du mit gesenkter Fackel, süßer Knabe,
Willst du des kranken Daseins Bande lösen,
Dann wird die Liebe von dem Schmerz genesen.

Daß sie in ihres Schöpfers Huld sich labe,
Wird sie hoch in der Sonne Kreisen fliegen,
Im Sonnenglanz des Schmerzes Druck besiegen.

Sonett.

Warum doch wollet von so schönen Wangen,
Ihr Thränen, schnell zum Busen nieder eilen?
Nur eine will noch an der Wimper weilen,
Als hielte sie der süße Blick gefangen.

Die Seufzer, die dem Busen sich entrangen,
Wohl können sie mit euch die Klage theilen,
Den Schmerz wohl lindern, aber nimmer heilen,
Noch stillen je das innige Verlangen.

Wann aber Seufzer euch von treuem Munde
Und zarte Thränen liebend sich gesellen,
Dann wird von hoher Lust der Busen schwellen;

Dann lächelt Amor hold dem schönen Bunde,
Läßt Thrän' und Seufzer innig sich verweben,
Vereint im Kuß entfaltend neues Leben.

Sonett.

Wie einer, dem ein Götterlied getönet,
Das ſeinen Geiſt dem Druck der Welt entbunden,
Noch immer lauſcht, wenn ſchon der Ton verſchwunden,
Weil ganz ſein Herz dem ſüßen Klang gewöhnet:

So der Geſtalt, die mich der Welt verſöhnet,
Hat innig meine Seele ſich verbunden,
Und kann in ihrem Anblick nur geſunden,
Sie ſchauend ſtets mit Engelglanz gekrönet.

So wenig der, der aus des Herzens Fülle,
Was er empfand, in Melodie ergoſſen,
Daß ihm ein fühlend Herz gelauſcht, mag denken:

So wenig weiß ſie, von beſcheid'ner Hülle
Der unbefang'nen Tugend ſtets umfloſſen,
Daß ſich auf ſie will all mein Sinnen lenken.

Die Blume an die Quelle.

Lieblichſte aller
Freundlichen Quellen,
Trügeriſch Wähnen,
Angſtvolles Sehnen
Sog ich aus deinen
Bläulichen Wellen.
Wird die Erhörung
Nimmer entquellen?
Soll ich nur Thränen
Ewig erſehnen?
Nimmer der Hoffnung
Strahl mich erhellen?

Grauſame Quelle,
Netzeſt mit Fluthen
Nährend die Roſen,
Die dich umkoſen;
Läßt mich der Sonne
Brennenden Gluthen!

Stanze in Chamiſſo's Stammbuch.

Mag dunkler Nacht und herben Winters Drängen
Auch ſchwer belaſtend tief die Seel' umnachten;
Mag Finſterniß den Ausgang auch verhängen,
Und die Umgebung hemmen all dein Trachten:
Frei kann der Geiſt, in ewigen Geſängen
Ausſtrömend ſich, die Feſſeln tief verachten;
Und wem des Geiſtes heil'ge Flammen glühten
Dem lohnt der Winter ſelbſt mit duft'gen Blüthen.

Stanze in Lafoye's Stammbuch.

In heil'ger Nacht geheimnißvollen Stunden
Wird eines edlen Kreiſes Bund begonnen,
Und wer der Kette ſich als Glied verbunden,
Hat aller Glieder Freud' und Kraft gewonnen;
Trennt auch das Schickſal, die ſich feſt umwunden,
So iſt doch nicht die heil'ge Kraft zerronnen;
Mag es ſie auch in ferne Lande drängen,
Den Erdball würden ſie in Ketten zwängen.

Stanze in Karolinens Stammbuch.

Des jungen Lebens schöne Tage fließen
Leicht hin dir in der Jugend blühndem Bilde;
Die Frucht und Blumen, die der Erd' entsprießen,
Du pflückest fröhlich sie von dem Gefilde;
Doch nimmer, um allein sie zu genießen,
Gern spendest du den Freunden sie und milde.
Laß eine Blume dir mich wieder geben,
Denn deine blühen mir in ew'gem Leben!

Stanze in Koreff's Stammbuch.

Den hohen Trieb, der ihn erfüllt, zu stillen,
Geht rasch der Pilger, ohne zu verweilen;
Ob Nebel auch den schmalen Pfad verhüllen,
Abgründe bald, bald Felsen auch ihn theilen;
Mit glühndem Eifer und beherztem Willen
Will doch er unverwandt sein Ziel ereilen.
Der treuen Freundschaft nur mag es gelingen,
Auf herbem Weg' ihm kurze Ruh zu bringen.

Sonett.

In glühnden Zügen, mächtigen Gestalten
Zeigt die Natur sich meinen offnen Blicken;
Oft will sie auch durch stillen Reiz entzücken
Und süßer Ruhe Bilder mir entfalten.

Ich aber kenne nicht sie, die Gewalten,
Die schrecken bald, bald liebend mich beglücken:
Geheimer Zauber scheint mich zu berücken,
In unsichtbaren Banden mich zu halten.

Ich mühe forschend mich und will ergründen
Sichtbaren Lebens unsichtbare Quellen,
Doch Nacht verhüllt den Weg, daß stets ich fehle.

Ein neuer Tag will plötzlich sich verkünden,
Den dunkeln Weg mit mildem Licht erhellen,
Und zeigt mich selber als des Körpers Seele.

Sonett.

Wohl waren mir von Phantasie umhüllet,
Der Jugend Tage, ganz der Liebe eigen,
Und wollte Freundschaft sich der Klage neigen,
So ward mit süßem Trost das Herz erfüllet:

Doch jetzt, da ganz die Wirklichkeit enthüllet,
Und wilde Schrecken nun der Nacht entsteigen,
Verstummt die Lieb' und ihre Klagen schweigen,
Die sonst wohl oft den herben Schmerz gestillet.

Die Täuschung ist entflohen, und die Wahrheit
Erfüllt den Raum mit schrecklichen Gestalten,
Die fordern und gewähren keine Schonung.

Sei mir willkommen denn, feindsel'ge Klarheit!
Die Wesen, die sich deinem Schoß' entfalten,
Sind Diener, ich der Herr, mein ist die Wohnung!

Variation.

Thema.

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein:
Liebe kommt dir rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

Ja ich fühl's mit tiefem Beben
Und gesteh es gern, dein Bild

Hat mit Gluth mein Herz erfüllt:
Seufzer, die den Busen heben,
Tragen hin zu dir mein Leben:
Doch mit angstvoll bangen Schlägen
Will sich Furcht im Herzen regen,
Ob du ewig auch mich liebst,
Mich durch Untreu' nicht betrübst:
Liebe schwärmt auf allen Wegen.

Ach, in deiner Blicke Gluth
Will mein krankes Herz sich sonnen,
Wie ein Strom von Freud' und Wonnen
Fließt zum Herzen mir das Blut,
Wenn auf mir dein Auge ruht:
Doch der Augen milden Schein
Wirst du ewig mir ihn weih'n?
Auf des Lebens stürm'schen Wogen
Wird die Liebe fortgezogen:
Treue wohnt für sich allein.

Weh', wie still' ich dies Verlangen,
Ueberwind' ich diesen Drang?
In der ew'gen Sehnsucht Zwang
Ist mein armes Herz gefangen,
Doch im Innern will mir bangen;
Dieses ungestüme Regen
Will mich zu dir hin bewegen;
Mächtig, ohne Widerstand,
Gibt's mich hin in deine Hand;
Liebe kommt dir rasch entgegen.

Könntest du mich einst verlassen,
Und vergessen meiner Noth,
Ja, ich fühl's, der kalte Tod
Würd' in seinen Arm mich fassen:

Sterben würd' ich, doch nicht haſſen.
Ja du könnteſt glücklich ſein,
Mancher Liebe noch dich freun:
Doch der Rauſch wird einſt verſchwinden,
Alle wirſt du untreu finden —
Aufgeſucht will Treue ſein.

Ballade der Neifile.

Aus dem Decamerone des Boccaccio.

Ich bin ſo jugendlich, will Luſt genießen,
Vom Munde laß im jungen Lenz ich Lieder
Von Liebesglück und ſüßen Träumen fließen.

Auf grüner Flur betracht' ich ſtets im Gehen
Der weißen, gelben, rothen Blümlein Blühen,
Der Lilien Weiß', am Dorn der Roſen Glühen,
Und will an allen Aehnlichkeit erſpähen
Vom Antlitz des, der ſüß mit Liebesflehen
Mich band und hält, daß ich in's Herz nie wieder
Kann andre Wünſch' als ſein Vergnügen ſchließen.

Scheint eine dann ſich ihm recht gleich zu zeigen,
Daß ſeines Weſens Bild mir in ihr lebe,
Pflück' ich ſie, Küß' und traute Wort' ihr gebe,
Und ſag' ihr ganz des Herzens innres Neigen,
Wie ich nur kann, will keinen Wunſch verſchweigen.
Im Kranz ein' ich dann ſie und ihre Brüder,
Den muß mein blondes leichtes Haar umfließen.

Und ſolch Vergnügen kann dem Blick gewähren
Die Blume, ähnlich dem, was ich empfände,
Wenn ſelber er vor meinen Augen ſtände,
Deß Lieb in Flammen ſüß mich will verzehren.

Doch, will der duft'ge Hauch zu mir sich kehren,
Die Luft gäb' ich mit Worten nimmer wieder,
Als Zeugen wollen Seufzer sich ergießen.

Doch nimmer wollen die vom Busen schleichen
So wie bei andern Mädchen, herb' und trübe:
Sie fliegen warm und ganz voll inn'ger Liebe
Des Lieben Angesicht bald zu erreichen,
Der, fühlt er sie, schnell eilt, mir Trost zu reichen,
Wo ich ihm sage: o komm eilig wieder,
Daß nicht mein Herz Verzweiflung mög' umschließen.

Erklärung.

An Julie.

Ich sah die Leiden deiner jungen Tage,
Die Seel' und Körper schmerzhaft oft umwanden;
Und nicht genug gekannt, und nicht verstanden
Ward von Umgebenden der Armen Plage.

Voll leichten hellen Sinns und ohne Klage,
Sah ich dich scherzen oft in deinen Banden:
Da fühlt' ich tief, was ich dir nicht gestanden,
Und glaubt' auch manches ohne Red' und Frage.

Doch, da du deinen Schmerzen nun entkommen,
Hast du auch mich gewollt von meinen heilen,
Und durch der Wahrheit Bild die Täuschung enden.

Du hast dazu den besten Weg genommen:
Stolz und Verachtung muß das Band zertheilen,
Und ich muß mich erröthend von dir wenden.

Sonett.

Aus Jugend, Liebreiz, Schönheit, Sinn, Verstande,
Gefühl des Edeln, hoher Tugend Willen,
Wollte die Lieb' ein schönes Bild enthüllen,
Und zeigt mir's in jungfräulichem Gewande.

Wie konnt' ich widerstehn so schönem Bande?
Mit Liebesgluth fühlt' ich mein Herz sich füllen:
Doch schwarze Nacht will plötzlich sie umhüllen,
Und sie entflieht zu niedern Lebens Lande.

O, wärest du vom Tode mir entrissen,
Du meine Göttin! zu des Himmels Reichen,
Säh' ich dich weinend, doch getröstet, fliegen:

Doch daß mein Busen ganz von Schmerz zerrissen,
Und keine Qual sei meiner zu vergleichen,
Bist du zur tiefsten Erd' hinab gestiegen.

An Fichte.

Indeß die niedre Welt, gehüllt in Grauen
Vom trägen Zeitgeist, Nacht und Schlaf verblinden,
Strebst, nachtentwachsner Fels, du, Licht zu finden,
Des Aethers Geister grüßend voll Vertrauen.

Dein Haupt umkränzt vom Licht der luft'gen Auen,
Ziehst mit magnet'scher Kraft du aus den Gründen
Reine Metalle, die mit Klang verkünden
Ihr muth'ges Streben, höh'res Licht zu schauen.

Magnet, geheimnißvoller Stein, mir deuten
Willst ewig du des Nordsterns ferne Klarheit,
Durch ihn der vier Weltstriche wahre Richtung.

So muß die ſtrenge Wiſſenſchaft mich leiten
Zur ew'gen Liebe, Sittlichkeit und Dichtung,
Im Kampf mich führen zur hochheil'gen Wahrheit.

An Varnhagen.

Ich ſah den Tag voll Wehmuth niederſinken,
Der lächelnd noch mit ſeinen letzten Blicken
Mir Freude ſchien und Hoffnung zuzuwinken.

Die Blume haucht' in Düfte ihr Entzücken;
Den Abend feiernd wollten alle Weſen
In Gold und Purpur glänzend noch ſich ſchmücken.

Soll ich allein in deinen Zügen leſen
Nur bittrer Leiden ſchmerzenvolle Kunde,
Natur? Soll ich vom Grame nie geneſen?

Vereint ſind alle Menſchen doch im Bunde,
Wie es auch ſei, ſie wollen ſich geſellen
Und Troſt ſchöpft einer aus des andern Munde.

Doch ſolcher Troſt kann nicht mein Herz erhellen;
Von Schwäche, Thorheit, Vorurtheil gefangen,
Kann Götterkraft ihr enges Herz nicht ſchwellen.

Schlaffer Gemeinheit Nacht hat All' umfangen,
Daß ſie der Erde Oberfläche meiden
Und in die Tiefe treibt ſie das Verlangen.

Da wollen ſie an Goldes Glanz ſich weiden;
Indem ſie wühlen in der Erde Schlünden,
Vergeſſen ſie des heitern Tages Freuden.

Und klagen dann, daß ſie in Nacht erblinden,
Und klagen dann, daß Freud' und Liebe fehlen,
Und klagen dann, daß Ruhe ſie nicht finden.

Und wenn ſie dann der Liebe Schmerzen quälen,
Die gütig ihnen die Natur gegeben,
Dann meinen ſie den rechten Weg zu fehlen.

Da ſchaffen ſie ſich ſelbſt ein neues Leben,
Zwang, Gold, Wahn, Anſehn, Wolluſt muß ſie paaren,
Welch Band ſieht man wohl je die Liebe weben?

Und all die Güter wohl ſich zu verwahren,
Wird, wer ſie ſtraft, ſogleich zum blöden Thoren,
Der muß Verachtung, Haß und Schmach erfahren.

Und ich, in dieſem Jammerkreis geboren,
Muß meines Buſens innern Drang verſchweigen,
Vom Tod' als Opfer lebend ſchon erkoren.

Als ſo ich klagte, wollteſt du dich zeigen,
Mein theurer Freund! zwar biſt auch du gefangen,
Doch kühner will dein Geiſt der Nacht entſteigen.

Nicht wehrend deinem ſtürmiſchen Verlangen,
Läßt du die Worte feſſelfrei ertönen,
Nicht achtend, ob ſie hart, ob fremd erklangen.

Ob Sklavenohren ſich dem Ton gewöhnen,
Gleichviel! du läßt die Waffen muthig klirren,
Buben zu ſtrafen, Thoren zu verhöhnen.

Und ob des Tadels Pfeile dich umſchwirren,
Trotz allen Wunden, die du mußt ertragen,
Will von der Wahrheit Weg dein Fuß nicht irren.

Wohin uns denn das Schickſal mag verſchlagen,
Dich, ſinnend, wie du ſiegreich führſt die Waffen,
Und mich, wie ich des Lebens Laſt mag tragen,

Soll nimmer uns der feſte Sinn erſchlaffen:
Vereintes Streben zu dem Heiligthume
Der Wahrheit ſoll uns Kraft und Tröſtung ſchaffen.

Und die uns blüht, der Dichtkunst Himmelsblume,
Laß sie als Gottheit uns in's Herz verschließen,
Geweiht als Priester dienend ihrem Ruhme.

Dann werden liebliche Gesänge sprießen
Gleich dunkeln Rosen auf geweihten Fluren,
Die sollen glänzend unser Haupt umfließen.

Laß folgen uns vereint der Gottheit Spuren!

Gebet.

Vergeber aller Schulden,
Der du in ew'gen Hulden
Sendest die güt'gen Blicke
Zu unserm Heil und Glücke
Gnädig und mild hernieder,

Sieh, müde sind die Glieder,
Glühend die Augenlider,
Das Herz ist fast versehret,
Die Brust zu sehr beschweret,
Die Kraft will ganz zerrinnen.

Kann keinen Trost ersinnen,
Kann keine Ruh gewinnen,
Kann Liebe nicht erringen,
Kann doch sie nicht bezwingen,
Ich flehe, Trost mir sende!

Erbarmer, ende, ende!
Nimm mich in deine Hände,
Laß sanft den Körper sterben,
Die Seele Ruh erwerben,
Das ew'ge Reich sie erben.

Krieg und Friede.

Friede.

Wer ſtört die ſüße Ruh mit wildem Toben,
Und füllet mit Geräuſch die ſtillen Lüfte?
Der Sitte heil'ger Schlei'r iſt aufgehoben,
Und Dampf und Feuer ſcheucht der Blumen Düfte.
Weh mir! Welch grauſes Antlitz muß ich ſchauen?
Es füllt die Seele mir mit Angſt und Grauen.

Krieg.

Tief aus der Hölle glühndem Schoß erhoben
Füllt meines Schwertes Strahl des Todes Grüfte;
Gewalt und Willkür folgten mir nach oben,
Die ſonſt bewohnt der Hölle tiefſte Klüfte.
Flieh, feiger Fried', und die ihm Tempel bauen,
Geſetz und Ordnung, Sicherheit, Vertrauen!

Friede.

Hoch zu des Himmels Auen will ich ſchweben,
Wo mich der Engel frohe Chör' umgeben:
Doch wirſt du ſelbſt zurück mich wieder rufen.

Krieg.

Dir werd' ich einſt das Scepter wieder geben,
Denn aus dem Tode nur entſpringt das Leben;
Zur Wahrheit klimmt man auf des Irrthums Stufen.

Oktavian.

An Tieck.

Nicht länger bleibt die Zauberwelt verborgen.
Wenn Kunſt ſich will mit Phantaſie begatten,

Dann labt ein frischer Trunk den Lebenssatten,
Aus Liebe, Glaub' und Treu', die lang verborgen.

Viel schöne Blumen blühen still verborgen
Im Zaubergarten auf den dunklen Matten;
Die Bäum' umarmen sich, auf daß im Schatten
Die Liebe ruhn mag, ird'schem Blick verborgen.

Preis sei dir, Edler, und des Dankes Fülle,
Schmäht auch die schnöde Mitwelt dein Bemühen,
Entquillt auch spät nur Leben deiner Blüthe.

Du magst dich freu'n in ungetrübter Stille,
Und süße Freude muß dir wohl erblühen,
Wenn du dein Werk willst anschaun im Gemüthe.

An eine Rose.

Was lächelst du mit halb geschloßnem Munde
Mich, Rosenblümchen, an? Du willst mir zeigen
Der süßen Lippen Bild. Doch du mußt schweigen,
Bringst von den lieben Worten nimmer Kunde.

Wohl bist auch du mit meinem Schmerz im Bunde:
Wie Sie, willst du dein Köpfchen freundlich neigen,
Flüstern wie Sie, doch ach! dein feindlich Schweigen
Eröffnet schmerzend mir des Herzens Wunde.

Seit die entfloh, die Farben, Töne, Düfte
In sich vereint, ist mir die Sonn' ein Feuer,
Du ein Gewächs, der Himmel blaue Luft nur;

Ein Grabgeflüster ist das Wehn der Lüfte,
Die Erde eine weite Todtengruft nur,
Grabstein ist der Gebirge alt Gemäuer.

An Karoline.

(In ein Exemplar des Almanachs für 1805 geschrieben.)

Wenn auf diese stillen Blätter
Nieder sich dein Blick will neigen,
Wird ein Zauber sie beseelen,
Und sie hören auf zu schweigen.

Werden leise Töne singen,
Singen von vergangnen Zeiten,
Aus den Blättern wird Erinnrung
Mit dem Zauberstabe gleiten.

Und sie zeigt dir liebe Freunde,
Die du kennst an alten Zeichen;
Gern dann glaubst du, daß die Treue
Wenn auch ferne, nicht will weichen.

Meister und Jüngling.

1805.

Jüngling.

Schüchtern nah' ich mich Ihnen, doch hoffend, geehrter Herr Doktor,
Wegen des kleinen Versuchs, den ganz bescheiden zur Durchsicht
Neulich ich vorgelegt, und mir Ihr Urtheil erbeten:
Wenig noch hab' ich geleistet, wer weiß das besser als ich wohl?
Doch der Anstrengung, Sie wissen, gelang ja so viel schon!
So auch hoff' ich, es soll mir künftig besser gelingen:

Jetzt nun bitt' ich um Ihr freimüthiges Urtheil, Herr Doktor,
Ob in dem kleinen Gedicht ein kleines Fünkchen Talent wohl Glimm', und ob nicht ganz mir die Bahn des Ruhmes gesperrt sei?

Merkel.

Schlüpfrig ist sie die Bahn und steil, ja wahrlich, mein Bester,
Und so mancher schon fiel, der allzukeck es gewagt hat,
Rasch anlaufend des Helikon Höhn zu früh zu erstürmen.
Sehen Sie nur den Troß, den ich mit ewigen Güssen
Schwärzlicher Dinte, gemischt aus litterarischem Staube
Und dem eigenen Geifer, aus Eifer täglich beschütte;
Sehn Sie, da ist der Schlegel, den äußerst passend noch neulich
Mein sehr würdiger Freund, der Präsident des Theaters,
In den Expektorationen den wüthenden Schlegel genannt hat:
Herrlicher Kotzebue, er deckt in dem Buche die Blößen
Unseres Zeitgeists kühn, auch selbst das letzte Gewand auf,
Daß die Edelen ihn in naturalibus anschaun: —
(Reden Sie nicht davon, es hat der Treffliche diesmal
Sich die eiserne Stirn in dunkele Wolken gehüllet!)
Dieser Schlegel nun, sag' ich, er wagt es kühn zu behaupten,
Alle die Dichter, die ich mit heiligem Zittern nur nenne,
Ramler, Klopstock selbst, und Matthisson, Schmidt in Werneuchen,
Seien nicht Dichter, und gar am wenigsten Kotzebue sei es;
Ja auch Wieland hätte wie lang schon nicht mehr geweilet
Auf Parnassus Höhn, und sei langweilig und kläglich.
Als er das Nützliche nun und Gute mit Füßen getreten,
Fing er aus eigener Macht an, Götzen sich selbst zu errichten;

Goethe nun ward ihm Gott, und neben ihm glänzten die Andern,
Schlegel (der Rasende), Tieck, Novalis, Schütz und Bernhardi,
Und wie sie sonst noch heißen, mir nach dem Namen bekannt kaum.
Tief schon regte der Grimm sich und ärgerlich biß ich die Feder,
Sehnlich erwartend, auch mich antasten sollt' er, der Freche,
Daß mit der Ruthe zurück zur Schul' ich ihn züchtigend peitschte.
Doch umsonst wohl harrt' ich, nicht Eine Sylbe mir schrieb er.
Länger nun konnt' ich's dulden im Busen nicht, schrecklicher Wuth voll
Ließ ich den Gänsekiel die harrenden Bogen bekritzeln,
Und verklagte die Klique bei allen Frauenspersonen,
In umständlichen Briefen. Da steht es Schwarz denn auf Weiß nun,
Daß die Leute mitnichten Poeten sind, weil sie — doch lieber
Lesen Sie selbst das nach, es bildet Ihren Geschmack wohl.

Jüngling.

Oft schon las ich es, und verstand's, und dankbar erlernt' ich,
(Denn handgreiflich ist's) wovor man sich wohl zu hüten!

Merkel.

Doch nun sehn Sie, wie sehr der Geist der Zeiten gesunken:
Von den Damen, an welche die schönen Briefe gerichtet,
Schrieb Antwort nur Eine und ließ in der Zeitung zu Leipzig,
Elegante genannt, sogar das Briefchen auch drucken:
Doch ich kann nicht sagen, ob Ernst es sei, ob es Scherz sei;

Bald scheint mir ironisch das Ding, bald scheint es, sie liebt mich —
Doch das sei, wie es will; ich faßte den muthigen Vorsatz,
Mich mit Kotzebue selbst, dem Schrift- und Bühnengewalt'gen,
Off- und defensiv, in Ernst und Scherz, zu verbinden.
Da nun entstand der Brunnen, der unversiegliche, welcher
Kühlenden Wassers Fluth auf Deutschlands Fluren ergießet,
Doch mir selber ein Quell von herrlich blinkendem Lohne!
Da ist nackt und bloß das ganze Wesen geschildert;
Goethe wie oft schon, ach, wie oft schon, hat er bereut es,
Daß er die Klique geschützt und mich verachtet, und daß die
Jenaer Litteraturzeitung so schlecht mich behandelt,
Und mein treffliches Werk, die Letten, so bitter getadelt!
Neulich noch hab' ich gezeigt, er habe sich gröblich geirret,
Daß er das gallische bottes in Deutsch mit Stiefeln verdolmetscht.
Kotzebue aber, der zeigt, daß Goethe selbst ja nicht Deutsch kann. —
Glauben Sie mir, mein Freund! nicht Einer mehr lebt von den armen
Schluckern, es hält Deutschland sie alle für todt und begraben.
Doch nicht allein das Schädliche tilg' ich, Gutes auch pfleg' ich:
Dort der Zöglinge Schaar, die schon zur Fahne geschworen:
Schreiber und Zarnack, Kuhn, Schwalldoppler (Verdoppler des Schwalles),
Sehr harmonische Namen, die schön im Hexameter tönen!
Alle die schütz' und pfleg' ich; es bildet sich nicht in der Stille,
Wie einst Goethe gesagt, ihr Talent; nein, eben im Lärmen!
Früh schon lehrt' ich die Guten, nur gleich von allem zu schwatzen;

Wenn sie geredet davon, dann werden sie bald es verstehn auch.
Also rath' ich auch Ihnen, Geschätzter, fleißig zu schreiben;
Was Sie auch bringen, ich druck's, und lob' ich's, dann ist es gewiß gut.
Auch Ihr kleines Gedicht, es zeugt vom frühen Talente,
Die Hexameter sind wohltönend, es liegt ja der Ton stets,
Wie ich Deutschland einst gar gründlicher Weise gelehret,
Auf der ersten der Sylben im Daktylus und Spondäus.
Auch die Kritik versuchen Sie bald!

Jüngling.

Wie dürft' ich es wagen?

Merkel.

Ei, von mir geschützt, was wagen Sie? selber ja wagt' ich's,
Ich, den keiner geschützt, kühn war ich, aber besonnen!

Jüngling.

Doch wie fang' ich es an?

Merkel.

Wie ich, gleich sollen Sie hören,
Wie ich hinauf gestrebt zu dieser Höhe des Urtheils,
Daß, wo ich mich erblicke, der Kopf oft selber mir schwindelt;
Und dann fragen Sie nicht nach Anfang oder nach Ende!
Hennings Genius erst anbot mir gemächliches Lager,
Hier nun lernt' ich Fehler zu riechen in Goethe's Gedichte,
Hermann und Dorothea, — es ist der Geruch ja der erste
Kritische Sinn, den ich zur höchsten Schärfe gebildet; —
Bald auch lernte nun Schlegel, daß seine Sonette Geklingel,
Daß das Sonett überhaupt die schlechteste Dichtungsart sei,
Daß die Terzine (die ich Triolett weit schicklicher nannte)

Und die anderen Poſſen der italiäniſchen Dichter,
Die ich ſelber nicht kenne, noch auch zu kennen begehre,
Ganz zu verwerfen ſind und Deutſchen nimmer erlaubet;
Sagte, Petrarca ſoll' in Proſa nur werden verdeutſchet,
Nimmer im eignen Gewand' erſcheinen, das ſei ja poſſierlich!
Kurz, nichts blieb ungeſagt, was ſchön und paſſend mir vorkam!
So nun ſtieg' ich hinauf, daß jetzo ſelber Ubique,
Der aus tauſend Bänden den Geiſt der Alten in ſich zog,
Viel Aufſätze mir ſendet zur Küche des guten Geſchmackes;
Gall ſelbſt nicht verſchmäht, von mir ſich loben zu laſſen.

Jüngling.

Wahrlich, Sie machen mir Muth! doch Eine Bedenklichkeit bleibt mir:
Alles das iſt nun geſagt, und oft und wieder geſagt ſchon,
Wie doch kommt's, daß nicht das Publikum endlich ermüdet?

Merkel.

O da wiſſen wir Rath, wenn niemand Tadel mehr achtet,
Goethe ſchweigt und Schlegel, und keiner ein Wörtchen erwiedert,
Helfen Erzählungen uns und Anekdoten, es reiſet
Kotzebue nach Welſchland, und, was er geſehen, erzählt er
Einmal in unſerem Blatt, Einmal im eigenen Buche. —
Hat er nicht ſehr ſchön jüngſt den Cicerone getadelt,
Der ihm ein Bild erklärt und geſagt, der Held Alexandros
Sei gebildet darauf, die ſchöne Helena bei ihm!
Freilich vergißt der Reiſende, daß Alexandros und Paris
Eins nur ſind, ein Andrer der macedoniſche König,
Doch wer könnte wohl aus frühen Zeiten der Schule
Solche Poſſen behalten? Auch das wird leicht ihm vergeben,
Daß er verwirrt' Taſſoni mit Taſſo, dem herrlichen Dichter,

Als ihm der Eimer, ich weiß nicht, in welchem Orte, gezeigt ward,
Der Taſſoni'n gab Anlaß zu ſeinem Gedichte —
Iſt es beinah doch eins! — Doch weiter von unſerem Blatte;
Wenn uns nichts mehr hilft, ſo hilft der Patriotismus,
Nichts iſt edler und nützlicher auch; es drohet ein Feind uns!
Auf, Freimüthiger auf! was ruhſt du weibiſch im Laden!
Hole die alten Thaten hervor, und ſchleudre ſie tüchtig
Prahlend dem prahlenden Feind' an das Haupt, und er wendet zur Flucht ſich!
Das belohnt die Regierung, auch mich wohl nimmer vergißt ſie!
So bleibt unſer Gedeihn in aller Weiſe geſichert!
Nun, was ſagen Sie, Freund? reizt nicht Sie der Weg und die Ausſicht?
Eingeſchlagen! die Litteratur bedarf der Rekruten.

Jüngling.

Handgeld her! Hoch lebe, wer Brot mir gibt! In den Kampf nun
Führt mich ſogleich, daß ich Ruhm und ſteigenden Lohn mir erwerbe!

Petrarca's 250ſtes Sonett.

Wenn ich vom Himmel ſeh Auroren ſteigen,
Die Roſenſtirn vom goldnen Haar umgeben,
Ergreift mich Liebe, und ich muß erbeben;
Und ſeufze: dort will jetzt ſich Laura zeigen.

Beglückter Titon, du weißt, wann ſich neigen
Die Stunden, wo du wiederſiehſt dein Leben:
Doch wie ſoll ich zum ſüßen Lorbeer ſtreben?
Wollt' ich ihn ſehn, gäb' ich dem Tod mich eigen.

Nicht so wirst scheidend du mit Schmerz erfüllet,
Da wenigstens die Nacht zurück dir führet,
Die deine blonden Locken nicht will meiden.

Doch mir ist herb die Nacht, der Tag verhüllet,
Durch die, die all mein Sinnen hat entführet,
Und ihren Namen nur mir ließ beim Scheiden.

Boccaccio's Sonett auf den Tod des Petrarca.

Nun, theurer Herr, hast du dich aufgeschwungen
In's Reich, wo jede Seel' hofft aufzusteigen,
Die Gott durch seine Wahl dazu macht eigen,
Wenn dieser bösen Welt sie sich entrungen.

Nun bist du dort, wohin dein Wunsch gerungen,
So oft, daß sich dir mög' Lauretta zeigen;
Wo meine schöne Fiametta neigen
Mit ihr sich wird, vom Schaun Gottes durchdrungen.

Nun mit Sennuccio, Cino und mit Dante
Lebend, hast du die ew'ge Ruh gewonnen,
Betrachtend Dinge, nicht von uns ergründet.

Ach, wenn mich, hier noch wandelnd, theuer nannte
Dein Herz, zieh mich dir nach, wo ich voll Wonnen
Die seh, die vormals mich mit Lieb' entzündet!

Lied der Maria Stuart bei dem Tode ihres Gemahls Königs Franz II.

Aus dem Französischen.

Mein traurig sanftes Lied
Laß ich der Lipp' entweichen;

Mein ſchmerzvoll Auge ſieht
Verluſt ganz ohne Gleichen;
Der Seufzer herbes Leid
Raubt mir die ſchönſte Zeit.

Wen traf ſolch Unglück je
Vom bitteren Geſchicke?
Wann tauſcht mit ſolchem Weh
Wohl eine Dam' ihr Glücke,
Als ich, der Bahr' und Sarg
Ihr Herz, ihr Auge barg?

Die ich im Lenz, der Zeit
Der blüh'nden Jugendjahre,
Der herbſten Traurigkeit
Qualvolle Pein erfahre;
Der nichts mehr Luſt kann ſein,
Als Sehnſucht, Klag' allein.

Was ehmals lieb mir war,
Bringt nun mir Schmerz und Trauer!
Der Tag, wenn noch ſo klar,
Iſt Nacht mir voller Schauer;
Was noch ſo ausgeſucht,
Wird nicht von mir geſucht.

Mein Herz und Aug' erfüllt
Ein Bild mit trübem Bangen,
Drum iſt in Traur gehüllt
Mein Leib, und blaß die Wangen,
In veilchenblauem Schein,
Das iſt der Liebesſchein.

Nun läßt mein Uebel ſtill
An einem Ort mich bleiben,

Doch auch der Wechsel will
Die Schmerzen nicht vertreiben;
Denn höchste Lust und Leid
Ist mir die Einsamkeit.

Wo immer ich mag sein,
Im Wald, im Wiesengrunde;
Sei es beim Morgenschein,
Sei's in der Abendstunde,
Stets fühlt mein armes Herz
Um den Entfernten Schmerz.

Und wenn auf dies Gefild
Zurück mein Blick sich neiget,
Seh' ich sein süßes Bild,
Das sich in Wolken zeiget:
Schnell in die Well' hinab
Blick ich dann wie in's Grab.

Wenn Mattigkeit mich dann
Und Schmerz zum Lager führen,
Hör ich sein Reden an,
Fühl' ihn mich sanft berühren,
Ob Arbeit, Ruh mich hält
Stets bleibt er mir gesellt.

Kein andrer Gegenstand,
So schön er sich mag zeigen,
Ist, dem je zugewandt
Mein Herz sich könnte neigen,
Als die Vollkommenheit
Allein von meinem Leid.

Mein Lied, ein Ziel nun laß
Der Klage sein gestellet,

Und wiederhole, daß
Liebe, die unverstellet
Wird durch der Trennung Pein
Niemals vermindert sein.

Abschied.

An Chamisso.

Wen niedern Lebens dunkle Nacht umstricket,
Im tiefen Kerker lebend, lang umdüstert,
Von Lustgier bald, und bald von Furcht umflüstert,
Deß Auge nie das ew'ge Licht erblicket.

Doch wir, o Freund, dem Endlichen entrücket,
Durch feste Lieb' hienieden schon verschwistert,
Lauschen der Stimme, die von oben flüstert,
Daß höh're Freud' uns dauernd einst beglücket.

So sind wir ewig Brüder, die, geboren
Aus Einer Mutter Schoß, ihr Herz vereinet,
Und auch Ein Glück durch Einen Sinn erworben:

So laß auch hier schon, wo wir uns erkoren,
Aus gleicher Lust, aus gleichem Schmerz geweinet,
Treu lieben uns, bis unser Leib gestorben.

Madrigale.

1.

Du bist, Geliebte, so ein süßes Wesen,
Daß, wo du noch gewesen,
Die Einmal dich gesehn, dich liebten alle:
Ich, ob ich ruhig gleich und friedlich walle,
Dennoch sind feind mir alle.

Warum? Dies Räthsel kann ich jetzt erst lösen.
Weil Liebe so für dich mich ließ entbrennen,
Daß, ganz dich mein zu nennen,
Ich gern zum Kampfe ginge gegen alle.
Ist's wohl ein Wunder, daß bei solchen Trieben
Mich hassen, die dich lieben?

2.

Ein süß Geschwisterpaar sind Schlaf und Nacht.
Fesselt die Nacht des Tags verwirrtes Toben,
Dann wird vom Schlaf die Last der Brust enthoben,
Und neue Kraft zum neuen Kampf gebracht.
Doch mir vor allen sind sie hold, die Beiden:
Denn hält der Schlaf in seinem Arm gebunden
Des Tages Dränger, ist das Herz mir freier,
Die nächt'ge Still' ist dann mir Liebesfeier.
Dann wird zum Ton des Tages stummes Leiden,
Dann heilt das süße Lied des Schweigens Wunden,
Der Liebe wird das Opfer still gebracht;
Ein süß Geschwisterpaar sind Schlaf und Nacht.

Sonett.

Bei schönem Wetter sei gefaßt auf Stürme,
In Stürmen wandelnd hoff' auf schöne Tage;
Plagen die Dummen dich, so schweig und trage;
Vorsichtig geh, wenn um dich kriecht Gewürme.

Zwar dient die Tugend dir im Glück zum Schirme,
Im Unglück dir zur Linderung der Plage,
Doch auch dem Scheine selber nicht entsage,
Daß er vor der Verläumdung Dolch dich schirme.

Ich Armer, da ich ſaß an kühler Quelle,
Und trank Nektar des Glücks, ſang frohe Lieder,
Erloſch mir Gluth und Kraft im ſüßen Trunke.

Doch, da von rauher Nacht verdrängt die Helle,
Und der Gemeinheit Garn mir hemmt die Glieder,
Erwacht die Kraft, erglimmt der Freiheit Funke.

Sonett.

Der Geiſt, der in dem Geiſt nur findet Nahrung,
Nach Freiheit ſtrebend in den ird'ſchen Schranken,
Sucht außer ſich, in forſchenden Gedanken,
Was des Genuſſes werth, und der Bewahrung.

Und ſchweifend durch die Zeit, mit der Erfahrung,
Sieht er in Lebenden das Leben kranken,
So muß er rückwärts zu den Todten ſchwanken,
Ihr Teſtament wird ihm zur Offenbarung.

Und von dem Geiſte, den, ein ewig Erbe,
Sie uns gelaſſen, fromm der Geiſt ſich nähret,
Sein Theil ſich wählend, wie ſein Wunſch ihn lenke;

Und ob er Hellas ganze Kraft erwerbe,
Und ſich in aller Zeiten Weisheit tränke,
So wird doch ſtets der große Schatz vermehret.

Guarini's 32ſtes Sonett.

Der Pilgrim, den der harten Aechtung Bande
Von ſeiner lieben Heimath fern gehalten,
Wo Schrecken nur und Waffen um ihn ſchallten,
Irrt' er umher in unbewohntem Sande.

Jetzt kehrt er zu der lieben Heimath Lande;
Es schweigt die Furcht, wo Wunsch und Hoffnung walten;
Und nun, entdeckt, von rauher Hand gehalten,
Wird Tod ihm, Qual, noch an des Grabes Rande.

So ich: im Bann hielt mich der Zorn gefangen
Auf meiner Herrin Härt' und mein Geschicke,
Fern von dem Blick, sonst Nahrung meinen Trieben.

Doch kehr' ich hoffend stets zu der zurücke,
Die meine Qual sich an die Stirn geschrieben:
Wohl weiß ich, daß zum Tod führt dies Verlangen.

Wechsel.

Als ich an dem süßen Orte
In der Freunde Mitte war,
Litt ich tiefe Schmerzen zwar,
Doch sie flohn der Freunde Worte.
So wird in dem sichern Porte
Mächtig zwar ein Schiff bewegt,
Wenn der wilde Sturm sich regt,
Doch im Arm dem treuen Hafen
Mag der Schiffer ruhig schlafen,
Bis des Sturmes Wuth sich legt.

Aber als all' meine Lieben
Mich nun und den Ort verlassen,
Fing ich diesen an zu hassen,
Wo ich so allein geblieben.
So, wenn, von dem Lenz vertrieben,
Aufgehört der Stürme Wehen,
Sich die bunten Wimpel blähen,
All' in ferne Lande eilen,

Und Ein Schiffer muß verweilen,
Wird er einsam traurig stehen.

Da nun endlich meine Tritte
Unstät auch gesucht die Weite,
Fand ich Orte viel' und Leute,
Aber nicht die alte Mitte.
Kluge Welt und feine Sitte,
Thoren bald und bald Barbaren,
Alles muß, wer reist, erfahren:
Eine Aussicht nur im Leiden
Mag des Seglers Augen weiden:
Wenn die Heimath sie gewahren.

Ja und Nein.

Guarini's 106stes Madrigal.

Ja, sagtest du, ich aber
Dieß süße Ja zu meinem Herzen sandte
In Eile. Lodernd strebte
Der schönsten Liebe Flamm' empor. Sie brannte,
Die noch kein andrer Zunder je belebte.
Nun, da du Reue fühlest, fühl' auch ich sie,
Das Ja erregt' die Gluth, dem Nein entwich sie.

Genesung.

Guarini's 132stes Madrigal.

Es hing an schwachem Faden
(O Schmerz, o ew'ge Güte!)
Noch meiner jungen ird'schen Göttin Leben,
Und ihrer Schönheit Blüthe.

Es wollt' im letzten Hauche schon entschweben
Die Seele, von ihr scheidend;
Zum Tod nur fehlte, daß der Tod erscheine:
Er nahte schon, doch seine
Schaar, da sich ihr so hohe Schönheit wiese,
Sprach: Tod, nicht darfst du nahn dem Paradiese.

Die bessere Hoffnung.

An Rosa Maria.

„In des Frühlings Schimmer
Wollt' ich Kränze bilden,
Freun mich an dem milden
Duft und Farbenflimmer:

Aber du, o schlimmer
Sturm, mit deinem wilden
Hauch auf den Gefilden,
Schonst der Blumen nimmer!"

Was der Sturm geraubt dir,
Klag' es nicht, es blühet
Kurz nur, wie's auch glänzet:

Dir im Herzen glühet
Frühling, der das Haupt dir
Schöner einst umkränzet.

Lied.

Ich muß ertragen,
Was mich beschweret,
Doch darf ich klagen,
Was mich verzehret.

Wem man geraubet
Sein liebſtes Wähnen,
Sind ſtille Thränen
Ja wohl erlaubet.
Zuvor verblendet,
Hat nun die Liebe
Sich weggewendet.

Was auf den Fluren
Des Lebens blühet,
Trägt ihre Spuren,
Und glänzt erglühet
In ihrem milden
Lebend'gen Scheine.
Kann Lieb' alleine
Das Leben bilden,
Iſt mein's geendet,
Weil ſich die Liebe
Von mir gewendet.

Des Maien Düfte
Im linden Fächeln
Der Frühlingslüfte,
Des Himmels Lächeln,
Die warmen Strahlen,
Die neue Sonne
Sind mir nicht Wonne;
Nur neue Qualen,
Die mir geſendet:
Weil ſich die Liebe
Von mir gewendet.

Treu' im Tode.

Wog' und Sturm und Donner rauſchen,
Wolken kämpfen mit den Fluthen,
Und die Woge bäumt ſich ſchäumend,
Als ob ſie der Blitz verwunde.

Von dem ſchnellen Glanz erleuchtet,
In des Meeres tiefen Furchen
Treiben eines Schiffes Trümmer,
Seines wilden Grimmes Spuren.

Und es ſchimmern weiße Schleier
Ferne noch im Hintergrunde,
Zu den Wolken bald erhoben,
In der Tiefe bald verſunken.

Kämpfen mit den zorn'gen Wellen,
Von dem naſſen Grab' umdunkelt,
Woge ſchleudert ſie auf Woge,
Treibt ſie kämpfend her zum Ufer.

Schwimmend nahet ſich ein Jüngling,
Kämpfet mit den Wellen muthig;
In der Ferne ſchwimmt ein Mägdlein,
Bald vom Meer ſchon überwunden.

Und den Fiſcher an dem Strande
Kränkt es tief im Herzensgrunde,
Steiget in den kleinen Nachen,
Theilet ſchnell die wilden Fluthen.

Und er nahet ſich dem Jüngling;
Da er kaum noch widerſtunde,
Streckt er rettend ſeine Hände
Zu ihm in das Meer hinunter.

Dieſer aber aus den Wellen
Drauf ſein mattes Haupt erhube,
Spricht zum Fiſcher, der erſtaunet,
Dieſe Wort' aus treuem Munde:

„Sende deine Retterhände
Jener ſüßen Liebesblume,
Denn mein Leben wäre Tod nur,
Wenn ihr Leben Tod umſchlungen."

Guarini's 23ſtes Sonett.

Wer, Herrin, wiſſen will, ob Gunſt gewähren
Mir, oder drohn der Sterne Kreiſ' und Zahlen,
Der blick' in Eurer Augen lichte Strahlen,
Die ſich als Schickſalsſterne mir bewähren.

Waffnen mit Schreckgebilden ſich die Sphären,
Die Lenker ſind der Rach' und aller Qualen,
Nicht acht' ich's, wenn die beiden Lichter ſtrahlen
Am Himmel nur, und ihn mit Glanz verklären.

Von ihnen kömmt mein Schickſal, und es ſcheinet
Gerecht, daß Himmelsſchönheit, der entweichen
Muß jeder Glanz, auch Himmelskraft begleitet.

Was iſt der Himmel, (Euch ihm zu vergleichen)
Als Euer Antlitz größer, ausgebreitet?
Dies Antlitz, als der Himmel, der verkleinet?

An den Tod.

Ach, ſo voll Wehmuth, ſo in Schmerz verſunken
Lieg' ich und ſuche Troſt im eig'nen Leiden:

Was ich so treu geliebt, das sah ich scheiden,
Und nahrungslos erlischt der Liebe Funken.

So nah' du endlich, dem ich oft gewunken,
Dein Anblick soll die matten Augen weiden,
Bruder des Schlafs, von dir sei mir, beim Scheiden
Von aller Hoffnung, Hoffnung zugetrunken.

Des Lebens Glanz gibt Schmerz den kranken Augen,
Denn, was das Auge sah, entfloh dem Munde,
Dem nicht der Kuß, nicht mehr das Wort gewährt ist.

Aus Lethe's Fluthen laß mich Trost nun saugen,
Und küsse heilend mir die herbe Wunde,
Du einz'ger Freund des Menschen, der bewährt ist!

Auf Karolinens Tod.

Süß wohl war sie die Blum', und duftete lieblich den Freunden:
Als sie ein Fremder gepflückt, starb sie am anderen Tag.

Sonett.

Süßheitres Leben strahlt durch zarte Wangen
Mildlächelnd, froh, in frischer Rosen Glanze;
Das lock'ge Haar umspielt' die Stirn im Kranze,
Wie leichte Wölkchen Phöbus Haupt umfangen:

Und Aug' und Lippe lächelt' unbefangen,
Ein kindlich Haupt, umwebt vom Heil'genglanze;
Es schwebt' die Hand auf Saiten leicht im Tanze,
Und aus den Saiten Engelstimmen klangen.

Die Lippen sandten Wörtchen, lieb und sinnig,
Als Brudergruß mir zu des Herzens Grunde,
Die waren alle kunstlos, fromm und innig.

Still, düſter iſt es nun, voll tiefer Schauer,
Still! fragt nicht, wo ſie iſt zu dieſer Stunde:
Es ſtören Fragen mir die ſüße Trauer.

Der Deutſche und die Spanierin.
1809.

Die Spanierin.

Du armer blaſſer Knabe,
Du ſiehſt ſo trübe aus,
Als kämſt du aus dem Grabe,
Tief aus der Erd' heraus.

Wie tief ſind deine Wangen,
Wie tief dein Aug' im Haupt!
Dein Leben ſcheint vergangen,
Und all dein Muth geraubt.

Wie gern flößt' ich den Augen
Durch Küſſe Feuer ein,
Und ließ dich Röthe ſaugen
Aus meinen Lippen ein.

Denn ſchön biſt du noch immer,
Sehr ſchön, auch ohne Blut,
Weil ſo ein frommer Schimmer
Auf deinem Antlitz ruht.

Der Deutſche.

Als ich am Rheine blühend
Der Traube Blut genoß,
Da war mein Blut noch glühend,
Das durch die Adern floß.

Da liebt ich fest und innig,
Ein frisches liebes Kind,
Das war so froh und sinnig,
Wie sie am Rheine sind.

Und als ich Bräut'gam worden,
Da schleppten sie mich mit,
Das arme Volk zu morden,
Das für sich selber stritt.

Da gab die Todeswunde
Mir hier ein tapfrer Hieb,
Bald kommt die bittre Kunde
Zu meinem Herzelieb.

Stilles Leiden.

Wohl bist du wund, doch bist du still,
Mein armes Herz, in deinen Wunden,
Weil ihn die Welt nicht kennen will,
Den Schmerz, den du in ihr gefunden.

Grabschrift.

Bacchus, dich hab' ich geliebt, euch Musen, dich, goldene Kypris;
Bacchus allein gab Trost, welchen die Andern versagt.
Nicht bewein' ich im Tode den Lorbeer, der nicht gewährt ward,
Aber, daß Lieb' ich entbehrt, führt mich mit Thränen in's Grab.
Gib mir, o Göttin, dafür in dem Lande der glücklichen Heimath,
Gib mir die Liebe nunmehr, die du im Leben versagt.

Jon,

gespielt von Mlle. Maas, am 30. Januar 1811.

Du schöner Knab'! in deiner Wuth
Triffst du statt eines Herzens viele;
Der Mutter Brust nimmst du zum Ziele,
Du schöner Knab', in deiner Wuth:
Doch zürnst der Mutter du im Spiele,
Und uns triffst du im Ernst und gut;
Du schöner Knab'! in deiner Wuth
Triffst du statt eines Herzens viele.

Verschwendung.

Allzeit hab' ich verschwendet, ja selbst auch goß ich die Thränen
Alle, soviel ich besaß, aus auf ein einziges Grab.

An eine Erziehungsschriftstellerin.

Wohl bestimmst du mit Grund dein Buch zum Geschenk für die Kinder;
Sind sie erwachsen einmal, nehmen sie's selbst nicht geschenkt.

An einen muntern Schriftsteller.

Enge gedruckt, im großen Oktav, sechshundert und achtzig Seiten erfüllest du schon, noch nicht zur Ruhe geneigt;
Guten Morgen ihr Alle, so grüßest du freundlich die Leser;
Gähnend erwiedern den Gruß diese mit Recht nach dem Schlaf.

Einziger Troſt.

I.

Im Frühling war's, da ich zum Traum erwachte,
Den wir unwiſſend unſer Leben nennen;
Da ſpielt' ich, ohne noch das Spiel zu kennen,
Das ſoviel Schmerz und wenig Freuden brachte.

Und wie mir ſo die Luſt entgegen lachte,
Wollt' ich nach ihr im leichten Laufe rennen.
Bald aber fühlt' ich meine Sohlen brennen,
Da ſchon entflohn, was ich zu haſchen dachte.

Wie grauſam iſt's: zu zeigen, und zu rauben;
Wie bitter iſt der Wunſch und das Entbehren,
Das Glück nur kennen, um ihm zu entſagen!

Doch ließeſt du mir, Herr, den erſten Glauben,
Den du mir mitgabſt, den in mir zu nähren,
Du mir allein gabſt ſo viel Leid zu tragen.

II.

Wohl gehſt du, Armer, durch viel dunkle Stunden,
Und netzeſt deine rauhe Bahn mit Zähren,
Du ſuchſt den Freund, umringt von Feindesheeren,
Balſam ſuchſt du: Gift träuft in deine Wunden.

Der Feind wird ſchwerlich wohl dir Troſt gewähren,
Den Freund haſt du, ſelbſt in dir ſelbſt, nicht funden.
Wie Alle wird dein Leben wohl bekunden,
Daß von Ambroſia wir uns nicht nähren.

Doch, nimm nur, leere nur den herben Trank:
Ein Glück entgeht, ſo wahr Gott lebt, dir nicht,
Und Niemand neidet dies, weil's Alle ſcheuen.

Wie wirst du dich des leichten Lebens freuen,
Wenn du vergehst in Luft und helles Licht,
Und sich dein leidend Herz löst in Gesang.

Zwiefache Richtung.

Dichter wagst du zu sein, und Rechner zugleich? du gestehst mir,
Nimmer hat streitender wohl Gott die Talente gepaart.
Desto besser! Es zeugt aus streitenden Tönen sich Wohlklang;
Mancher verliert ein Talent, weil ihm das zweite gefehlt.
Viele schon sah' ich der Dichter, die sicher auf Beifall gerechnet,
Aber sie rechneten schlecht, rechneten ohne den Wirth.
So auch sah ich schon viele der rechnungskund'gen Minister
Weben in die Finanzpläne manch schönes Gedicht.

Vorzug der Stimme.

Aus dem Persischen des Saadi.

Nimmer kömmt ein schönes Antlitz gleich der schönen Stimm' an Kraft:
Jenes nur den Sinnen Freude, die dem Geist Erquickung schafft.

Meinem Freunde Eduard Hitzig

an seinem Geburtstage, dem 26. März 1819.

Mit Herders Gedichten.

Was du, o Freund, mir geschenkt, deß mahnt frohlockend das Herz mich;
Deiner Pflege Gedeihn dank' ich die liebliche Braut!
Doch daß dessen auch du stets gern und heiter gedenkest,
Lasse der Dichtungen Kranz freundliche Mahnung dir sein!

In Antoniens Stammbuch.

Kennst du das göttliche Wesen, man nennt als Kind es die Unschuld,
Aber, zur Jungfrau gereift, wird es die Tugend genannt?
Dir nun lächelt im Aug' ein Wesen, ist's Kind, ist es Jungfrau?
Zweifelnd geb' ich ihm gern beide die Namen zugleich.

In Doris Stammbuch.

So wie im Wasser der Fisch, und im Luftraum lebet der Vogel,
Lebest du in des Gefühls rein dich ernährendem Quell.
Sanft, liebreich und herzlich berühre dich was dir begegnet,
So wie sich freundlich dir naht mir aus dem Herzen das Wort.

An Doris.

An ihrem Geburtstage, dem 18. April 1819.

Mit meinem Bilde.

Es iſt das Haupt, dem dieſes Bild ſoll gleichen,
Selbſt nur ein Bild von dem, was wir nicht ſehn;
Ja, wenn das erſte Bild ſchon wird erbleichen,
Dann kann dies zweite lange noch beſtehn.
Doch wird der Zeit auch dieſes endlich weichen,
Das Urbild nur wird ewig nach dir ſehn.
Dir war's beſtimmt am Tag, da du geboren,
Und geht dir auch am letzten nicht verloren.

An Adelbert von Chamiſſo.

Am 25. September 1819.

Gedenkſt du, Freund, der frohen Stunden,
Wo du der eignen Lieder Luſt,
Der künft'gen Kraft noch unbewußt,
Zuerſt im Freundes Kreiſ' empfunden?
Wohl war dir Freude da gefunden.
Doch konnteſt du auf dieſer Erden
Durch Saitenſpiel nicht glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Und all' die Liederklänge ſchliefen,
Ernſt forſchend folgteſt du der Spur
Der ewig ſchaffenden Natur,
Und drangeſt glücklich in die Tiefen,
Wohin dich ihre Zauber riefen.
Doch konnteſt du auf dieſer Erden
Auch nicht durchs Wiſſen glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Zu fernen Welten fortgezogen,
Iſt dir Europa nicht genug,
Und in dem kühnen Segelflug
Umkreiſeſt du die Erd' im Bogen
Dreimal auf dunkeln Meereswogen.
Doch konnteſt, ob du gleich der Erden
Zwei Hälften kennſt, nicht glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Viel Herrliches war ſchon errungen,
Doch immer fehlte noch das Glück,
Und müde faſt kamſt du zurück.
Dem Forſchen war es nicht gelungen,
Durch Mühe ward es nicht erzwungen.
Du konnteſt, Freund, auf dieſer Erden
Nicht durch Erworbnes glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Wo nimmer deine Hand ſich mühte,
Da findſt du ungeſucht dein Heil,
Dein höchſtes Glück wird dir zu Theil,
Dein wird die Frucht, dein iſt die Blüthe,
Nur durch des Herren ew'ge Güte.
Er weiß, daß du auf dieſer Erden
Durch Liebe nur kannſt glücklich werden,
Und nun bedarf dein Herz nicht mehr.

Sie, die nach keinem Glück geſtrebet,
Sie nimmt dein Herz mit reinem Sinn
Als Gabe Gottes fromm dahin.
Und wenn's in Wonn' und Luſt erbebet,
Und jubelnd ſich zum Himmel hebet,
Bekenne froh, daß du auf Erden
Durch ſie nur konnteſt glücklich werden,
Sonſt wirſt du's wahrlich nimmermehr.

Was wir wünschen.

Am 6. Oktober 1819, dem Geburtstage des General-Intendanten Herrn Ribbentrop.

Heitrer Tag, du kehrest wieder,
Sei gegrüßt, nach einem Jahr,
Findest uns an alter Stelle,
Frohe Herzen, frohe Lieder,
Scherze, Blumen, Weinesquelle,
Findest alles wie es war,
Was wir wünschten, wurde wahr.

Und es hat uns nichts genommen
Von dem vor'gen Glück, das Jahr;
Kräftig, heiter, fest und milde,
Ruft er dir mit uns willkommen,
Gleicht noch ganz dem edlen Bilde,
Ist noch ganz so wie er war,
Was wir wünschten, wurde wahr.

Weilst du gern in unserm Kreise,
O so komm noch manches Jahr,
Sollst uns immer fröhlich finden,
Fändst du auch statt Männern Greise,
Wollen doch dir Kränze winden,
Bleibt er wie er ist und war,
Was wir wünschen, werde wahr!

In Augustens Stammbuch.

Was uns das Leben gewährt, wir genießen es; was es versaget,
Laß uns entbehren mit Muth; Eins nur entbehret sich nie:

Liebe — doch können wir nicht vom Leben die Himmlische fordern,
Sondern das Leben empfängt selbst sie von uns zum Geschenk.
So nun laß uns, o Schwester, der heiligen Gabe genießen,
Denn unerschöpflich und reich hat uns der Schöpfer gemacht.

In Minna's Stammbuch,

die als Braut nach Holland reiste.

1. Von Neumann.

Tulpen umblühn, Hyacinthen im Flor, die gesegnete Küste;
Gern in den üppigen Schoß nimmt dich Batavien auf.
Dennoch gedenke du gern auch der minder begüterten Heimath,
Dennoch vergiß nicht die Flur, wo dir Vergißmeinnicht blüht.

Dich auch sah ich erblühn in dem Hauf', das mich väterlich aufnahm,
Wie die Geschwister ich sah blühn, und so liebt' ich dich auch.
Alle sie zogen dahin in entlegene Länder, es führte
Jene das Leben hinweg, ach, und die Eine der Tod!
Du nun scheidest die Letzte, vielleicht auf immer, doch alle
Seh ich Euch wieder — dereinst! Lebe bis dahin denn wohl!

2. Von Doris.

Der mich liebt, der brachte dich mir, nun führet der andre,
Der dich liebt, dich hinweg, raubend was jener geschenkt.
Ungern lass' ich's geschehn, doch ich muß, und wünsche dem Räuber
Selber noch Glück, wenn er dich liebt, so wie jener mich liebt.
Die den Gedanken dir mahlt, die Feder, zwar ist sie nicht meine:
Doch der die Feder mir lieh, lieh sich von mir das Gefühl.

An Eugenie

Beglücktes Kind, dem, wenn's erwacht,
Begegnen ſchon mit frohen Grüßen,
Begegnen ſchon mit Liebesküſſen
Die, denen fromm dein Auge lacht,

Und in des heitern Tages Lauf,
Wohin du auch den Blick magſt ſenden,
Siehſt Freunde du ſich zu dir wenden,
Die ſchließen gern ihr Herz dir auf.

Dein iſt das Glück in frühen Jahren,
Und ſorgſam wirſt du dir's bewahren,
Wohl weiß ich wie, und ſag' es gleich
Dir drüben in Mariens Reich.

und Marie.

Mit deiner Schwester gleich beglückt,
Besitzest du, was ihr beschieden,
Und doppelt ist dein Glück hienieden,
Wenn, was sie freut, auch dich entzückt,

Einst las in einem alten Buch
Ich, wie das Glück sei fest zu halten;
Dein Leben wird ihn hell entfalten,
Des alten Räthsels dunkeln Spruch:

Wer nicht geliebt wird, kann nicht leben,
Und wer nicht hat, der kann nicht geben:
Doch hat man nichts, als was man liebt,
Und wird geliebt nur, wenn man liebt.

An Doris.

In der Nacht zum 18. April 1820, ihrem Geburtstage.

Süße Ruh hält dich umschlossen,
Lächelt sanft auf deinem Munde,
Und nun ist die letzte Stunde
Dieses schönen Jahrs verflossen.

Stille weilt in unsern Räumen:
Doch wir beid' in dieser Nacht
Schlafen nicht. Wenn Eines wacht,
Muß das Andre mindstens träumen.

Und weil mir noch freuderregt
Bilder viel' im Sinne leben,
Mag es dich als Traum umschweben,
Was als Dichtung mich bewegt.

Dichtung ist ja wahrste Wahrheit.
Was sie jetzt mir wachend zeigt,
Zeigt sich heller dir vielleicht
In des linden Traumes Klarheit.

Eine Frau naht sich uns leise
Durch des Mondscheins Lichtgefilde,
Und wie eine Mutter milde,
Spricht sie freundlich sanfter Weise:

„Auf das Jahr, in das du schreitest,
Hoff' und glaube voll Vertrauen,
Bald wirst du den Fremdling schauen,
Dem das Lager du bereitest."

„Bald erfüllt er nun dein Sehnen,
Bringt ein liebes Angesicht,

Ohne Freuden kommt er nicht,
Kommt nicht ohne Freudenthränen."

„Und was schmerzlich du entbehrt,
Das wird nicht versagt ihm werden,
Lange wirst du ihm auf Erden,
Lange wird er dir gewährt."

„Und beharr' in deinem Glauben:
Wenn das letzte Dunkel weicht,
Wenn mein Ziel auch Ihr erreicht,
Kann uns nichts einander rauben."

Sie zerfließt in lichten Schimmer.
Nun ist hell der Tag schon da!
Wache Lieb' ist jetzt dir nah,
Und auch die bleibt dir für immer.

Epigramme.

Aus der griechischen Anthologie.

1. Von Rufinos.

Nimm, Rhodokleia, ihn hin den Kranz von lieblichen Blumen,
Den ich mit eigener Hand flocht, zu bekränzen dein Haupt.
Lilien, Kelche der Rosen, benetzt vom Thau Anemonen,
Sind's, und der feuchte Narziß, Veilchen im bläulichen Glanz.
Kränzend mit diesen dich nun, entsage mir jeglicher Hoffahrt;
Denn ihr blüht, und verblüht beide, so du wie der Kranz.

2. Von Philodemos.

Flieh, spricht warnend mein Herz, die Liebe zu Heliodoren,
Weil es die Thränen, den Gram kennt, den mir jene noch bringt.
Zwar, so spricht's; doch zu fliehn fehlt Kraft mir, denn das verruchte
Warnt mich, aber es selbst liebt sie, indem es mich warnt.

3. Von Palladas, dem Alexandriner.

Täuschende Schiffahrt ist das Leben; vom Sturme bedränget
Dulden wir schlimmeres Leid als die Gestrandeten oft.
Lenkend führt in der Hand das Steuer des Lebens der Zufall,
Und wie auf offenem Meer schiffen wir schwankend dahin.
Der in glücklicher Fahrt, unglücklich jener, doch alle
Nimmt ein Hafen uns auf, unter der Erde, zuletzt.

Marie an ihre Tante.

Mit einem Fruchtkörbchen.

Dir, die auf der Lebensreise
Mir die erste Freundin war,
Mir gereicht die erste Speise,
Bring' ich diese Früchte dar.
Heute zwar, noch unbewußt,
Ruht der Dank, sich selbst nicht klar,
In der armen kleinen Brust:
Doch vielleicht nach einem Jahr,
Wenn der innre Sinn erwacht,
Wird er schöner dir gebracht,
Und du nimmst ihn lieber dann
In Mariens Worten an.

An Holtei.

Mit einer weißen Rose.

Am 11. März 1825.

Als nun der Abend entschwand des finsteren Tages, den du kennst,
Ging ich im Kummer zur Ruh, des verödeten Lebens gedenkend,
Aber im Dunkel des Schlafs eröffnet der Geist sich die Pforte,
Die durch des Traumes Gebild ihm zeigt jenseitige Klarheit.
Wandelnd fand ich mich nun, so schien mir's, im Haine der Musen.
Aengstlich, verwirrt noch und scheu betrat ich den heiligen Rasen,
Senkend zum Boden den Blick, auch im Traum noch bekümmerten Herzens.
Da nun trat aus der Halle des sonnedurchschimmerten Laubes
Herrlich die Göttergestalt der strahlenden Tochter Kronions.
Schauer durchbebten mich ganz, doch sie, in lächelnder Milde,
Richtet mit tröstendem Blick mich auf zu heiterem Muthe.
„Göttin," so sprach ich, vergib, in Zeiten verschwundener Jugend
Naht' ich mit heißem Gebet mich oft wohl deinen Altären,
Laub mir erflehend zum Kranz vom nimmer verwelklichen Lorbeer:
Doch du versagtest ihn streng; nun wolle mir Eines gewähren!
Sie, die der Tod uns geraubt, du hast sie geliebt ja vor Allen,
Dir war ihr Leben geweiht, dir dankte sie reichliche Gaben:
Liebliche Frische der Jugend, und Anmuth, heitere Unschuld,
Herzeindringenden Laut der silbertönenden Stimme;

Ach, und die Sprache des Blicks, und den Adel der schönen Bewegung;
Ernst und Liebe zu dir, und, was sie vor allem gezieret,
Still bescheidenen Sinn, der die Waffen geraubet dem Neid selbst.
Wer dich liebet, o Göttin, der liebte sie, die du geliebt hast,
Schmückt nun mit Blumen das Grab, das die irdische Hülle verschließet.
Du nun erhöre mich jetzt, laß nicht in Kummer mich scheiden!
Eine der Blumen nur gib, die dein heiliger Boden emportreibt."
Trauer umwölkte, so schien's, die unsterblichen Augen der Göttin;
Und sie winkte: genug! und pflückte vom Zweige der weißen Rosen, der neben ihr sproß, sich eine, darauf, sie berührend
Leicht mit ambrosischer Hand, auf die duftigen Blätter der Rose
Schrieb sanft leuchtende Schrift sie, nicht jeglichen Augen erkennbar.
Reichte sie mir, und verschwand. Ich stand beseligten Herzens.
Leicht nun konnt' ich die Schrift — es hatte die Nähe der Göttin
Mir ja die Augen gestärkt, — leicht lesen die himmlischen Züge:
„Ihm sei die Rose gereicht, als Botin ewiger Liebe,
Ihm, dem Gatten, den sie, zum Himmel eilend, zurückließ.
Dort bei den Sternen nun leuchten auch sie, er wird sie erkennen,
Jene Sterne, die ihm in des Lebens Dunkel geleuchtet.
Oft wohl trat es in's Leben durch sie, was der Gatte gedichtet,
Doch nun flüstre nur sie in's Ohr ihm ewige Dichtung."
Hier nun endet der Traum. Ich erwachte beruhigten Herzens.

Wachend nun fand ich, o Wunder, die weiße blühende Rose:
Aber es lieset die Schrift sich nicht in irdischer Dämmrung.
Darum, o Freund, nur in schwach nachhallenden Tönen vermag ich
Dir die Worte zu senden, wohl herrlicher birgt sie die Rose.
Nimm die Blume denn hin, ach möchte balsamische Heilkraft
Aus ihr strömen in dich, die brennende Wunde zu kühlen.

In Emiliens Stammbuch.

Wie mit geschärftem Pflug durchfurchet die Erde der Landmann,
Daß sie im fröhlichen Herbst reichlich ihm lohne mit Frucht:
Also durchschneidet die Brust mit Leiden der göttliche Sämann,
Daß uns aus irdischem Schmerz himmlischer Segen erblüh.

Muße und Muse.

Hätt' ich nur Muße, mein Freund, so klagst du, ich brächte der Muse,
Der ich mich liebend ergab, gern sie zum Opfer und ganz. —
Irrthum täuscht dich, sie selbst, die göttliche Muse, gewährt dir
Muße, soviel du bedarfst, gern, bist du ihrer nur werth.

Musen und Grazien in der Mark

an Goethe, den 28. August 1825.

Melodie: Ach, wie ist die Stadt so wenig.

Dichter zählt Berlin nicht wenig,
Nie darf hier die Leier ruhn;
Und heut für den Dichterkönig
Will das Beste jeder thun.
Nun so laßt, ihr Markpoeten,
Freien Lauf den Liedern nur,
Doch, um ihm recht hoch zu flöten,
Ueberspannt nicht die Natur!

Als des märk'schen Dichters Liebchen
Noch natürlich war — die Frist
Ist schon lang — da spielten Bübchen —
Die jetzt Dichter — auf dem Mist.
Jetzt bei Thee's und Promenaden
Zeigt sich höh're Neigung stark,
Und man steigt nach langem Waden
Zum Parnaß durch manchen Quark.

Mächtig läßt es jetzt sich spüren,
Daß der Sand den Weg nicht sperrt,
Jeden muß die Muse führen,
Wenn auch Dorn das Röckchen zerrt.
Wer nun auch zum Dorf mag schleichen,
Hat voll Verse sein Papier,
Macht Sonette sonder Gleichen,
Selbst bei Brod und saurem Bier.

Tadelt also nicht den Boden,
Der sich zeigt als Dichterland!

Unbesungen ruhn die Todten
Nicht mehr in dem leichten Sand.
Auch die Wissenschaft verlieret
Ihre Trockenheit im Lauf,
Denn was jetzt hier vegetiret,
Hat des Wassers ja vollauf.

In der Stadt, so wie am Hofe,
Hast du kaum vor Versen Ruh,
Und die Dame, wie die Zofe,
Singt, wenn auch nur Glu, Glu, Glu.
Uns beschäftigt nun der Pfauen,
Wie der Gänse Lebenslauf.
Leider wuchsen mit den grauen
Auch die weißen Gänschen auf.

Nichts mehr gibt es nun zu sticheln,
Denn es hat der deutsche Mann
Mit dem Freunde Vetter Micheln
Längst schon alles abgethan.
Aber der Gedank' ist labend:
Freunde, Goethen komm' ich nah;
Verse macht' ich gestern Abend,
Doch im Goethe war's schon da!

Goeth', aus deinen Liedern keimet
Uns're Dichtung Wort für Wort,
Und was immer du gereimet,
Pflanzt in unserm Sand sich fort.
Bleibt's nicht kräftig, ist's doch zierlich;
Nimm dich unser ferner an!
Sind wir auch nicht mehr natürlich,
Lieben doch dich Mann für Mann.

An Eugenie und Bäyer.

An ihrem Hochzeitstage den 7. Januar 1826.

Im Namen Antoniens von Chamisso.

Heimrecht, deiner gedenk' ich, so oft ein glückliches Brautpaar
Hymens Schwelle betritt, denn wo dir gleichet ein Ehmann,
Siehe, da lächelt das Glück, und Friede beseligt das Haus stets.
Kennst du, Bräutigam, schon die That des gepriesenen Heimrecht?
Aber auch wenn du sie kennst, noch Einmal mußt du sie hören:
Tugend ja nimmt, wie der Dichter uns sagt, in Versen sich gut aus.
Winter war es, und Schnee durchflog schon die Luft mit Gestöber.
Eisiges Naß auch deckte den Weg, Frost hauchte der Wind rings.
Da nun durchwandelte still Vorhallen des hohen Gerichtshofs,
Welcher den fleißigen Mann mit Ruhme begrüßt Registrator,
Heimrecht, ruhigen Schritts, einst in mittäglicher Stunde.
Hier nun traf ihn ein Freund, und sprach verwunderten Blickes:
Was doch wandelst du hier, Heimrecht, wo dich kältet der Luftzug?
Nicht heilsam ist solcherlei Gang, und schadet dem Wohlsein.
Der nun lächelte mild, und sprach: Doch kann ich nicht anders.
Rüstig schon eilt' ich hinaus in den Schnee, und wollte zu Haus gehn;
Aber es schlug halb Eins vom Thurm: schnell trat ich zurücke.

Nimmer ja kam ich zu Hause vor Eins zur geregelten Mahlzeit.
Tret' ich hinein dann, find' ich die Speisen bereit, und die Gattin
Freut sich, und lobet mich froh der richtig gehaltenen Stunde.
Käm' ich nun früher, fürwahr, sie erschrák' und mühte sich ängstlich,
Bis sie den Tisch nur gedeckt, und geordnet die frühere Mahlzeit.
Doch nicht kann ich zurück in's Arbeitszimmer, geschlossen
Ward es indessen, darum nun wandelnd erwart' ich die Zeit hier,
Ist es auch kalt ein wenig und rauh, und streichet der Zug durch;
Daß sich die Frau nur mir nicht abquál' in unnöthiger Sorge.
Segne dich Hymen dafür, du Herrlicher, reichlich mit Sprossen,
Daß dir durchwühle dein Haus der Kinder unendlich Gewimmel!
Dir nun, Bräutigam, sei Heimrecht ein lebendiges Vorbild.
Doch wo find' ich für dich, o Braut, Geliebteste, wo nur
Find' ich ein Beispiel, dir zur kräftigen Lehre gedeihend?
Ringsum send' ich den Blick weit spähend, doch bleibt es vergebens;
Arm ist die heutige Welt an Exempeln ehlicher Tugend.
Ungern sprech' ich von mir, denn Bescheidenheit zieret die Frauen:
Aber es gilt dein Glück, drum will ich, von fálschlicher Scham frei,
Was mich die Liebe gelehrt, dir gern, Geliebte, verkünden:
Sieh, es reiste der Gatte mir weit zur entlegenen Heimath;
Frankreich hielt ihn zurück, das neidische, schmerzlich ersehnend
Wünscht' ich den Lieben mir her, und harrte der zögernden Rückkehr.

Aber daß, wenn er nun käme, der bang Ersehnte, daß dann ihn
Doppelte Freude durchglüh', lehrt' Liebe mich herrlichen Zauber;
Fränkische Sprach' erlernt' ich indeß, und als er nun heim kam,
Konnt' ich mit heimischem Gruß ihn begrüßen, mit heimischer Rede
Konnt' ich erwiedern sein Wort, ihm froh ersetzen die Heimath.
Schwer zwar ward mir die Kunst, und kurz ist nicht die Grammatik:
Aber die Liebe, sie lehrt nach faßlich leichter Methode,
Und sie führte mich bald durch sämmtliche Konjugationen.
Du nun thue desgleichen zu jeglicher Zeit, und es wird dir
Bleiben die Liebe des Manns, und bleiben im Hause die Herrschaft.
Doch nicht mit Wünschen allein will ich nahn dir heute, es sei'n auch
Gaben dem Tage gebracht, der ehlichem Glücke dich zuführt.
Nimm du die Gaben denn hin, mit freundlichem Sinn sie bewahrend.
Aber damit du gewahrst, daß nicht umsonst ich erpicht war,
Wälschen Gespräch's Feinheit zu erspähn, mühseligen Eifers,
Frühe bei Helios Licht und spät beim nächtlichen Lichtstumpf,
Sei dir mit fränkischem Spruch gedeutet des frommen Geschenks Sinn:
Les extrêmes se touchent. Nun ja! Pantoffel und Nachtmütz.
Wenn es nun Amor gebeugt, das Haupt, das harte des Kriegsmanns,
Daß es dem Füßchen sich schmiegt duldsam, nicht stürmender Abwehr
Länger gedenkend, nur lauscht dem Wink der süßen Despotin;
Und du setzest hinauf nun den Fuß in spielender Herrschaft,

Hülle du sorglich es ein dann zuvor in's Gewebe des Nacht-
schmucks,
Und der Pantoffel umgebe zum Schutz vorsichtig den Fuß
noch,
Nicht um zu schützen das Haupt, o nein! so rath' ich nur
darum,
Daß nicht der Felsen des Haupts verletze die weichliche Ferse!

An Eugenie.

An dem Vorabend ihrer Hochzeit, mit einem Geschenk von eingemachten Früchten. Am 7. Januar 1826.

Frau Doris sann das ganze Jahr,
Was sie dem lieben Kinde,
Da es nun Braut geworden war,
Wohl schafft zum Angebinde.

Zuerst versucht' sie bei der Kunst
Mit Schmeichelei und Bitten,
Doch die versagt ihr alle Gunst,
Und flieht mit lüft'gen Tritten.

Ihr kargen Musen lohnet nur
Nach langem Dienst und Warten.
Was ihr versagt, gibt die Natur
Umsonst aus ihrem Garten.

Frau Doris lauscht nun still dem Lauf
Der flücht'gen Jahreszeiten.
Zuerst paßt sie dem Frühling auf,
Und grüßt ihn schon von weiten.

Der hat die Blumen gern und mild
Der Frau fast aufgedrungen:

Doch als der Knab' entsprang gar wild,
Sind sie ihm nachgesprungen.

Der Sommer ließ sich rauher an,
Will nicht der Bitte lohnen;
Doch als sie gar zu schön gethan,
Gibt er ihr Gurk' und Bohnen.

Der Herbst, ein lebenskluger Mann,
Der schmeichelt gern dem Gaumen,
Sah's auch auf ein Geschenk nicht an,
Gab Kirsche, Birn und Pflaumen.

Doch daß nicht, wie die Blumen, auch
Entfliehn die lieben Gäste,
Verschließt in kleiner Gläser Bauch
Frau Doris sie gar feste.

Als Hüter steht der Branntewein
Und Essig vor der Pforte;
Und sehn sie gar zu sauer drein,
Gibt Zucker gute Worte.

Da warten sie mit Ungeduld,
Bis du sie wirst befreien,
Und wollen, für die Gunst und Huld,
Sich deinem Dienste weihen.

Den Winter sah Frau Doris zwar,
Doch blieb bei ihm nicht stehen.
Da er nichts hat, als Silberhaar,
Ließ sie den Alten gehen.

Er ist ein gar gelass'ner Mann,
Geht weis' und kalt vorüber,
Und kommt er einst zu dir heran,
Je später, um so lieber.

Doris, mein Glück.

An ihrem Geburtstage, den 18. April 1826.

April, bald bringst du Regen,
Bald Sturm, bald Sonnenblick,
Mir trat'st du mild entgegen,
Und brachtest mir mein Glück.

Zwar lachst du gern durch Thränen,
Doch bist du blumenreich.
Mit Dank muß ich's erwähnen,
Fast sieht mein Glück dir gleich.

Doch besser ohne Frage
Ist wohl mein Glück fürwahr:
Treu bleibst du dreißig Tage,
Mein Glück das ganze Jahr.

Du streust gar viele Blüthen,
Mir gab mein Glück nur drei,
Doch steht es, sie zu hüten,
Bis sie gereift, mir bei.

April, du lieber Knabe,
Der du mir gabst mein Glück,
O komm, nach deiner Gabe
Zu schau'n, recht oft zurück.

Lieder von Béranger.

In deutscher Nachbildung.

1.

Der König von Scheppenstedt.

Ein König war in Scheppenstedt,
Glänzt' nicht in der Historie,

Ging früh zu Bett, erhob sich spät,
Liebt' Ruhe mehr als Glorie.
Gekrönt hat Liebchen ihn allein,
Doch durft's nur mit der Nachtmütz sein.
Wie fein!
O, O, ah, ah, O, O, ah, ah!
Ein guter kleiner König ja!
Ah, Ah.

Ging viermal täglich nur zu Tisch
Im strohgedeckten Palast,
Und durch sein Reich ein Esel frisch
Trug ihn und seinen Ballast.
Glaubt' Gutes nur, war froh, gesund,
Statt Leibwacht macht bei ihm die Rund'
Ein Hund.
O, O, ah, ah, u. s. w.

Kein läst'ger Trieb ward ihm zu Theil,
Nur pflegt ihn oft zu dürsten,
Sich pflegen zu der Völker Heil,
Das ziemt jedweden Fürsten!
Die Steuer hob bei Tisch allein
Ein Quart von jedem Fasse Wein
Er ein.
O, O, ah, ah, u. s. w.

Den Töchtern, achtbar an Geschlecht,
Verstand er zu gefallen;
Ward Vater drum genannt mit Recht
Vom Volk' und von Vasallen.
Viermal im Jahr des Landes Wehr,
Zum Scheibenschuß auf's Ungefähr
Rief er.
O, O, ah, ah, u. s. w.

Vergrößert hat sein Reich er nicht,
Zum Glück der Nachbarstaaten.
Die Lust macht sein Gesetz zur Pflicht;
O Stern der Potentaten!
Drum weint' sein Volk auch nie vor Gram
Durch ihn, als da der Tod nun kam,
Ihn nahm.
O, O, ah, ah, u. s. w.

Ja, diesen würd'gen Landesherrn
Verehrt man noch im Bilde,
Und einem Gasthof, nah und fern
Berühmt, dient es zum Schilde.
Da sitzt Sonntags, auch in der Woch'
Das Volk, trinkt, schreit, er lebe hoch,
Jetzt noch.
O, O, ah, ah, u. s. w.

2.

Die blinde Mutter.

Höre, Mädchen, gib mir Acht,
Hör', doch spinne weiter fleißig!
Daß dein Herz schon hüpft, das weiß ich,
Wenn ich Ludwig's nur gedacht.
Flieh sein Bitten, flieh sein Schwören.
Blind zwar, merk' ich doch durch's Hören
Alles, laß' mich nicht bethören.
Leise seufzest du, doch schwer,
Und dein Seufzer sagt: wie glänzt er!
Aber wie? Du gehst an's Fenster?
Lieschen, und du spinnst nicht mehr? (dreimal)

Ja, ſagſt du, es iſt ſo heiß.
Aber aus dem Fenſter munter
Schauſt zu Ludwig du hinunter,
Süße Blicke ſind ſein Preis.
Daß ich ſchelte, macht dich klagen.
Auch ich war in jungen Tagen
Schön und blond, ich kann dir ſagen,
Wie die Lieb' oft allzuſehr
Junge Mädchen irre führe.
Doch wer regt ſich an der Thüre?
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

Ei, der arge Wind, der macht,
Daß ſich Klink' und Schloß bewegen,
Und der Hund wird dann mit Schlägen,
Wenn er murrt, zur Ruh gebracht.
Ludwig iſt, trau meinen Jahren,
Flatterhaft, du wirſt's erfahren,
Laß dir doch den Schmerz erſparen,
Daß dein Reiz dein Unglück wär'.
Doch, was hör' ich? Gott behüte!
Einen Kuß? Du meine Güte!
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

Vögelchen gab mir den Kuß,
Sagſt du. Gut! Doch, meiner Treue!
Küßt der Vogel dich auf's Neue,
Gibt es ſchrecklichen Verdruß!
Iſt ein Mädchen unbeſonnen,
Iſt bald Ruf und Glück zerronnen,
Und der Mann, der ſie gewonnen,
Lacht der Einfalt hinterher.
Ach, vergiß die Vorſicht nimmer.
Doch, du gehſt in's Nebenzimmer,
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

Schlafen willst du! Neckst du mich,
Mädchen, gar mit solchen Streichen?
Hier ist Ludwig! Heiß ihn weichen,
Oder frei'n im Ernst um dich!
Bis er dich in Ehren minne,
Bis er dich zum Weib gewinne.
Lieschen, spinne, spinne, spinne
Dicht bei mir, und weich nicht mehr!
Hast den Gatten du gewonnen,
Hast das Brauthemd du gesponnen,
Lieschen, dann spinnst du nicht mehr. (dreimal)

3.

Hans Hellmuth.

Den melanchol'schen Leuten
Zur Mahnung aufgestellt,
Kam in gar trüben Zeiten
Hans Hellmuth auf die Welt.
Nach eignem Sinn im Stillen
Lebt' er vergnüglich fort:
Der Frohsinn scheucht die Grillen,
Das ist Hans Hellmuths Wort.

Den Hut, wie ihn getragen
Sein Vater, trägt sein Haupt,
Mit Ros' an Freudentagen
Und Epheu frisch belaubt.
Trägt schon seit zwanzig Jahren
Den Mantel fort und fort:
Laß alten Freund nicht fahren,
Das ist Hans Hellmuths Wort.

Raum iſt juſt in dem Neſte
Für ſein Geräth genug:
Tiſch, Bett, und was das Beſte,
Den Gott ihm füllt, der Krug.
Bei der Geliebten Bilde
Hängt auch die Flöte dort.
Der Reichthum macht nicht milde,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Den Kindern zeigt er Spiele;
Und, ſind die Frauen fern,
Weiß er der Schwänke viele,
Auch für die alten Herr'n,
Geht aus der Sänger Kreiſe
Und von dem Tanz nicht fort.
Der Trübſinn macht nicht weiſe,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Hat er nicht alte Weine,
Trinkt er die jungen auch;
Miſſ't gern, iſt Gretchen ſeine,
Der feinen Damen Brauch.
Bleibt in der Freuden Gleiſe
Allzeit, an jedem Ort.
Der Frohe nur iſt weiſe,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Mit Lieb' und mit Vertrauen
Spricht er zu ſeinem Gott:
Herr, du wirſt mich durchſchauen,
Mein Frohſinn iſt nicht Spott.
Wenn ich in Winter trete,
Nimm nicht den Frühling fort.
Sei froh auch im Gebete,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Ihr, die der Neid verzehret,
Ihr, die nach Ehren ſtrebt;
Ihr, die die Zwietracht lehret;
Ihr, die für's Gold nur lebt;
Ihr, die, in's Amt gekrochen,
Drinn Luſt und Muth verlort;
Zu Euch ward es geſprochen,
Hört auf Hans Hellmuths Wort.

4.

Plötzlicher Tod.

Geſchwind eil' ich herbei, ihr Lieben,
Denn ihr vergäbt es nimmermehr,
Wenn von dem Feſt iſt weggeblieben,
Und nicht etwa geſtorben wär'.
Ob Amor auch, der allerweiſe,
Mich quält, manch Hinderniß entbot;
Doch komm' ich, daß ich mit euch ſpeiſe:
Nein, Freunde, noch bin ich nicht todt.

Doch fröhlich bei dem Saft der Reben
Starb mancher ſchon eh' er's gedacht,
Ach Gott! bin ich auch noch am Leben?
Geſchwind, die Probe gleich gemacht!
Ich trink' und lache ſonder Raſten,
Und eſſ' auch gut! — Nun, keine Noth!
Wär' ich ein Todter, könnt' ich faſten.
Nein, Freunde, noch bin ich nicht todt.

Doch, ſinkt, bekränzt mit Laub der Reben,
Mein Haupt einſt auf der Tafel Rand,
Sollt ihr ein volles Glas mir geben,
Und drücken freundlich mir die Hand.

Wenn Bacchus dann, den ich verkünde,
Mich nicht durchglüht mit neuem Roth,
Wenn ich zum Gegendruck nicht finde
Die Kraft, dann, Freunde, bin ich todt.

5.

Die alte Fahne.

Mit meinen alten Ruhmsgenossen
War ich im fröhlichen Verein,
Da hat ihr Wort, da hat ihr Wein
Mir das Gedächtniß aufgeschlossen.
Stolz auf den Kriegsruhm wie zuvor,
Behielt die Fahn' ich mir vor allen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich sie daraus empor?

Da liegt sie unterm Stroh verborgen,
Auf dem ich wund nun ruh' und arm;
Einst zog sie durch der Völker Schwarm,
Des Sieg's gewiß von West nach Morgen.
Lorbeerumkränzt durch jedes Thor
Europens sah ich einst sie wallen:
Ihr edler Glanz in Staub gefallen,
Wann heb' ich sie daraus empor?

Wir sahen reichlich sie erstatten
Das Blut, das uns für sie entfloß:
Denn unsern Söhnen zum Geschoß
Dient sie beim Spiel im Freiheitsschatten.
Von ihr lern' einst der stolze Thor,
Daß Ruhm auch wohnt in Bügerhallen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich sie daraus empor?

Ihr Adler sank zur Erde nieder,
Matt von dem Kampf im fernen Land.
Gebt, der zu donnern auch verstand,
Den Hahn der Gallier nun ihr wieder.
Kein Klageruf tönt mehr in's Ohr,
Wo ächter Freiheit Jubel schallen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich sie aus ihm empor?

Ermüdet auf dem Siegespfade,
Sei dem Gesetz sie Stütze nun.
Als Bürger kann der Krieger ruhn,
Dank ihr, am heimischen Gestade.
Sie mag dem, was das Land verlor,
Ein Schleier, von der Gränze wallen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich sie daraus empor?

Da liegst du neben dem Gewehre:
O komm, und letze meinen Blick!
Du Fahne, Hoffnung mir und Glück,
Dir ziemt's, zu trocknen diese Zähre.
Mein Beten dringt zu Gottes Ohr,
Er sah des Kriegers Thränen fallen.
Ja, edler Glanz, in Staub gefallen,
Einst heb' ich dich daraus empor!

6.

An meinen Rock.

Bleib treu, mein alter Freund, bis einst wir enden,
Bei mir; du wirst ja alt mit mir.
Zehn Jahr' schon bürst' ich dich mit eignen Händen;
Kein Sokrates thät' mehr an dir.

Kämpf' auch mit deinem dünnen Faden
Das Schickſal, trotze du als Held,
Als Philoſoph, wie ich, feſt jedem Schaden.
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

Mir iſt's aus dem Gedächtniß nicht entſchwunden,
Wie ich dich trug zum erſtenmal.
An meinem Wiegenfeſt ſang kranzumwunden
Dich meiner Freunde reiche Zahl.
Dein ärmlich Anſehn, das mich ehret,
Verſcheucht ſie nicht, und, treu geſellt,
Wird uns auch jetzt noch manches Feſt gewähret.
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

An deinem Schoß ſeh' ich, der frohen Stunden
Gedenkend, gern den feinen Flick.
Denn, als ich ſcherzend einſt mich ihr entwunden,
Da hielt mich Liebchen ſchnell zurück.
Du riſſeſt, und ob meiner Klage
Hat ſie zufrieden mich geſtellt;
Doch brauchte ſie zu ſolchem Werk zwei Tage.
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

Hab' ich dich, wie der Geck im Spiegelſchimmer
Mit Ambragüſſen je benetzt?
Dich in des ſchalen Höflings Meldezimmer
Gemeinem Hochmuth ausgeſetzt?
Zum Raub dem Ordensbänder-Ruhme
Ward unſer Land gequält, entſtellt:
In deinem Knopfloch prangt des Feldes Blume:
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

Und fürchte nicht mehr ſo die Mühetage,
Wo beid' uns treibt ein gleich Geſchick,
Die ſo gemiſcht mit Freud' und Plage,
Mit Regen ſind, und Sonnenblick.

Auf ewig leg' ich bald, wie's scheinet,
Die Kleider ab, wenn's Gott gefällt:
Geduldе dich: dann enden wir vereinet,
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieser Welt.

7.

So soll es sein.

Prophet bin ich, ihr Freunde, glaubt;
Denn meiner Kunst ward es erlaubt,
Zu schaun die Zukunft hell und rein,
So soll es sein!

Kein Dichter lobt fortan um Sold;
Kein Mächt'ger bleibt dem Schmeichler hold,
Kein Höfling kriechend mehr und klein.
So soll es sein!

Wuch'rer und Spieler fliehn nun weit;
Kein Wechsler macht als Graf sich breit,
Und die Beamten werden fein.
So soll es sein!

Freundschaft, die Lebensglück uns schenkt,
Bleibt nicht auf lau Gespräch beschränkt,
Flieht nicht, wenn Unglück bricht herein.
So soll es sein!

Die Jungfrau zählt sie funfzehn Jahr,
Wird kaum, was Liebe sei, gewahr;
Zu achtzehn liebt sie treu und rein.
So soll es sein!

Die Frau entsagt dem Prunke gern;
Der Mann, blieb' er acht Tage fern,

Läuft nicht Gefahr, ſchließt nie ſie ein.
So ſoll es ſein!

In Dichterwerken herrſcht hinfort
Begeiſt'rung, nicht Verſtand und Wort;
Frei bleiben ſie von Spielerein.
So ſoll es ſein!

Der Autor iſt voll Würd' und Kraft,
Der Mime nicht mehr geckenhaft;
Kein Kritiker grob und gemein.
So ſoll es ſein!

Der Großen Schwäche wird belacht,
Ein Spottlied ihrem Knecht gebracht;
Die Polizei miſcht ſich nicht drein.
So ſoll es ſein!

Der Kunſtgeſchmack erhebt ſich bald,
Das Recht regiert, nicht die Gewalt,
Auf Wahrheit folgt nicht Straf' und Pein.
So ſoll es ſein!

Nun danket Gott, der's ſo beſtellt;
Er ordnet alles in der Welt.
Drei Tauſend Jahr nur wartet fein;
Dann ſoll's ſo ſein!

8.

Der Staatsrath.

Ja, mein Weibchen iſt mein Leben:
Was kommt Röschens Augen gleich?
Und durch ſie ward mir gegeben
Auch ein Freund, geehrt und reich.

An dem Tag, als ſie ward mein,
Trat ein Staatsrath zu mir ein.
Ich, entzückt,
Faſt erdrückt,
Sag', „Herr Staatsrath", tief gebückt,
„Wie mich Ihre Gunſt beglückt!"

Was er thut, kommt in's Regiſter,
Das ich führe, ganz genau:
Vor'gen Winter zum Miniſter
Führt' zum Ball er meine Frau.
Wo ich ihm begegnet bin,
Reicht' er ſtets die Hand mir hin.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Niemals fade, nie verlegen
Fand ihn Röschen, ſtolz auch nie.
Als ſie neulich krank gelegen,
Macht' er meine Spielpartie,
Gibt ein Feſt mir jedes Jahr,
Küßt zu Neujahr mich ſogar.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Hält zu Hauſe mich der Regen,
Oder ſtürmt es, oder ſchneit,
Kommt er ſelber mir entgegen
Mit der größten Freundlichkeit;
Zwingt mir auf, ſträub' ich mich auch,
Pferd' und Wagen zum Gebrauch.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Einſt an einem Sommerabend
Lud er auf ſein Gut uns ein.
Sein Champagner war ſo labend;
Röschen ſchlief die Nacht allein:

Doch das schönste Bett im Haus
Sucht' für mich der Staatsrath aus.
Ich, entzückt, u. s. w.

Als uns ward ein Kind geboren,
Lud ich ihn als Pathen ein,
Und er küßt', in Lust verloren,
Meinen Sohn, als wär' er sein.
Setzt' ihn auch im Augenblick
In sein Testament. Welch Glück!
Ich, entzückt, u. s. w.

Bei der Tafel ist er heiter,
Liebt auch, daß der Gast es sei:
Doch, mein Scherz ging einst wohl weiter
Als sich ziemt; ich sagt' ihm frei:
Jeder schwört, Herr Staatsrath, drauf,
Hörner setzen Sie mir auf.
Ich, entzückt, u. s. w.

9.

Mädchenbildung.

Was Ehrenberg und Spiecker schreiben,
Ist, Mutter, doch auch gar zu lang.
Dies häuslich, sinnig stille Treiben,
Andacht, und Nadel, ist nur Zwang.
Theater, Ball, Konzerte geben
Dem Geist die beste Richtung ja.
Tra la la la, die Kunst zu leben,
Tra la la la, sie lernt sich da.

Weg mit dem Nähn, mit Stickereien;
Laß, Mutter, mit dem Lehrer doch

Mich dem Geſang mich eifrig weihen;
Dies Duo aus Armide noch!
Schon kommt, ich fühl' es mit Erbeben,
Rinaldo's Liebesgluth mir nah.
Tra la la la, u. ſ. w.

Die Wirthſchaftsrechnung anzulegen
Iſt jede gut genug. Doch ich
Lern' jetzt mich reizvoll frei zu regen
Im Tanz vom Lehrer meiſterlich.
Nur muß mein Kleid ich höher heben,
Sonſt iſt's im Weg den Füßchen ja.
Tra la la la, u. ſ. w.

Laß Andre die Geſchwiſter wahren;
Ich zeichne für den Bilderſaal
Apollons Bild; du wirſt's erfahren,
Wie alles mir gelang zumal.
Die edle Form, dies leichte Schweben,
Dies Nackte, alles tritt ſo nah.
Tra la la la, u. ſ. w.

Doch, Mutter, bald mich zu vermählen
Sei auch bedacht nun nach dem Brauch;
Denn leider kann ich's nicht verhehlen,
Schon wird's die höchſte Zeit nun auch.
Die Welt bemerkt, was ſich begeben,
Sie lacht, wenn Unglück wo geſchah.
Tra la la la, die Kunſt zu leben, u. ſ. w.

10.

Die Großmama.

Als wir ihr Jahresfeſt begingen,
Trank Großmama ein Gläschen Wein,

Und sprach vertraut von vielen Dingen,
Auch manche Liebschaft fiel ihr ein.
Ja, sagte sie, schade!
Mein Arm war so rund,
So voll war die Wade,
So rosig mein Mund!

Wie, Großmama, Ihr fühltet Liebe?
— Zu funfzehn Jahren schon, gewiß!
Mein Herz erlag dem süßen Triebe,
Der selbst mich Nachts nicht schlafen ließ.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

Ei, Großmama, Ihr liebtet feurig!
— Ja wohl, und schon zu siebzehn Jahr
Hat Franz nicht lange, das betheur' ich,
Gewartet, bis ich bei ihm war.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

So wußte Franz Euch zu gefallen?
— Ja wohl, vier Monat er allein;
Da fand ich Heinrich schön vor Allen,
Und beide waren froh und mein.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

Wie, Großmama, gar zwei Geliebte?
— Ja, beide täuschten mich, doch da,
Damit mich's nicht so sehr betrübte,
Nahm ich mir euren Großpapa.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

Macht' ihm die Sippschaft denn nicht bange?
— Ach nein! ihm fehlt' es an Verstand,
Sonst hätt' er an der Schale lange
Schon das zerbrochne Ei erkannt.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

Und seid Ihr ihm denn treu geblieben?
— O davon, Kinder, schweigt mein Mund:
Denn bis mein Tod wird Gott gelieben,
Thu ich's dem Beicht'ger selbst nicht kund.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

Er starb, und Ihr war't schon bei Jahren?
— Ja, doch der Freude blieb ihr Recht.
Am Opfer soll man niemals sparen,
Wär' auch die Kirche noch so schlecht.
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

Und sollten wir, wie Ihr, denn lieben?
— Ei, Kinder, wohl! Hab' ich's zur Zeit
Wie meine Großmama getrieben,
So macht's wie ich, und das noch heut!
Ach schade, wohl schade! u. s. w.

11.

Der Frühlingsfeind.

Durch's Fenster konnt' ich nach ihr blicken
Den Winter durch; das süße Kind!
So manchen Liebesgruß ihr schicken,
Und sie erwiedert' ihn geschwind.
Uns durch die blätterlosen Linden
Nur anzuschaun war schon ein Glück.
Nun macht dein Laub die Lieb' erblinden,
Verwünschter Lenz! Kehrst du denn stets zurück?

Dein neidisch Grün verhüllt mir heute
Des Engels liebliche Gestalt,
Der mild den Vögeln Futter streute,
Wenn's draußen stürmte rauh und kalt.

Der Vögel Ruf, ihr dreistes Picken
War mir ein Wink zu meinem Glück.
Nichts möcht' ich mehr als Schnee erblicken,
Verwünschter Lenz! Kehrst du denn stets zurück?

Wärst du nicht, säh' ich sie noch immer,
Wenn sie vom Schlummer sich erhebt,
Frisch wie Aurorens erster Schimmer,
Wenn er den jungen Tag belebt.
Und meinen Stern durch seine Kreise
Begleitete noch Nachts mein Blick.
„Ihr Licht erlischt," sagt' ich dann leise.
Verwünschter Lenz! Kehrst du denn stets zurück?

Ja, um den Winter muß ich klagen;
Noch dauert's eine Ewigkeit,
Bis ich ihn hör' an's Fenster schlagen,
Den Hagel, den die Wolke streut.
Was hilft mir doch dein buntes Treiben,
Dein Duft, dein Licht, dein Blumenglück,
Wenn mir ihr Lächeln nicht soll bleiben?
Verwünschter Lenz! Kehrst du denn stets zurück?

Lieder zum Goethefeste.

Am 28. August 1826.

1.

Der Mensch.

Dich hab' ich nie gesehen,
Und du weißt nichts von mir:
Doch bist, laß mich's gestehen,
Du Trost mir, Lust und Zier.

In voller Schönheit Fülle
Stellst du die Wahrheit dar,
Wie du sie ohne Hülle
Gesehen, licht und klar.

Denn nimmer mag verkleidet,
Die Göttin wohl dir nahn,
Du schauetest hoch beneidet
Voll Lieb' und Treu' sie an.

Und sie gab dir die Leier,
Und macht dich fern und nah
So vielen zum Befreier,
Die nie dein Auge sah.

Wie bist du stark und milde,
Voll Lieblichkeit und Kraft;
Zum lebenden Gebilde
Wird, was dein Geist erschafft.

Bedrängt vom Weltgewühle,
Matt von des Alltags Last,
Halt' ich in stiller Kühle
Bei deinen Liedern Rast.

Will Bosheit mich empören,
Macht mich die Thorheit wild,
Geh' ich dein Lied zu hören,
Und werde fromm und mild.

Und fühle mich erhoben,
Und fühle mich verklärt.
Der Dank wird dir von oben
So wie dein Lied gewährt.

Deß will ich heut gedenken,
So wie ich stets gethan;
Laßt voll die Gläser schenken,
Ihr Freunde, stoßet an!

2.

Der Schüler.

Ich bat die Muse lang genug
Um das, was ich ersehne,
Um einen vollen langen Zug
Aus reiner Hippokrene.

Da wies sie zu dem Meister mich,
An ihn sollt' ich mich wenden,
An ihn mich halten folgsamlich,
Bis er mich würde senden.

Der hat mit Liedern mich erquickt
Aus seiner vollen Schale,
Und oft schon saß ich hoch entzückt
Bei seinem geist'gen Mahle.

Und da nun heut sein Fest erblüht,
Will jeder ihn gastiren,
Und wer an froher Tafel glüht,
Will sie mit Liedern zieren.

Da komm' ich nun nach gutem Brauch
Mit Liedern her zum Feste,
Doch, wenn mir eins gelang nun auch,
Gab er dazu das Beste.

Hat dort im Morgenlande fern
Ein Fürst beim Mahle Gäste,

Sieht er sie auch im Prachtkleid gern,
Schenkt jedem Rock und Weste.

O Goethe, du thust noch weit mehr,
Du schmückest deine Wirthe,
Ich, glaubt' ich, sänge dir zur Ehr',
Und du bist's. — Wie ich irrte!

3.

Der Trinker.

Melodie: Am Rhein, am Rhein u. s. w.

Auf Goethe's Wohl erhebt den vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer:
Denn Goethe's Freund ist stets ein froher Zecher,
Und Goethe selbst noch mehr!

Zum Lorbeer auf will sich die Rebe ranken,
Dies sei uns ein Symbol.
Der Wein erhebt zu köstlichen Gedanken,
Drum liebt ihn Goethe wohl.

Nie wärest, Werther, du in's Grab gesunken,
So lieb dir Lotte war:
Hätt'st du den Wein als Arzenei getrunken,
Sahst du noch manches Jahr.

Clavigo pflegte nur am Rand zu nippen,
Trank aus dem vollen nicht:
Drum sank er auch zuletzt mit bleichen Lippen
Am Sarg, der arme Wicht!

Ach Iphigenia, du hohe Seele,
Wir fühlen deine Pein;

Und klagst du uns, daß dir die Heimath fehle,
Meinst du wohl auch den Wein.

Der Egmont war ein kühner junger Zecher,
Stets frei von Sorg' und Noth;
Doch Alba war ein nüchterner Verbrecher,
Drum schlug er jenen todt.

Jarthausens Burg, sie hatte volle Keller,
Drum hielt sie sich so lang;
Der Götz, fürwahr, er gälte keinen Heller,
Stärkt ihn nicht geist'ger Trank.

Im Faust springt gar der Wein aus Tisch und Bänken,
Wenn froh der Bursche schmaust;
Wer's so versteht, den wähl' ich mir zum Schenken,
Drum lebe hoch der Faust!

Gibt's in Europa irgendwo Barbaren,
Die Goethe's Dichtung schmähn,
So soll der Wein vor ihrem Gift uns wahren,
Sie sollen durstig stehn!

Nur Thorheit meint, er könne je veralten,
Nein, Goethe wird nicht alt!
Und würd' er alt, so bleiben wir beim Alten,
Solch Alter hat Gehalt.

Der Geist, er lebt in jedem seiner Lieder,
Er quillt aus jedem Wort;
Drum singt sie heut beim Mahl, und morgen wieder,
Und jeden Tag so fort!

Am Main, am Main, da wachsen edle Reben,
Da wuchs der Dichter auch:
So laßt ihn hoch bei vollem Glase leben
Und leert's nach altem Brauch!

Liedeskraft.

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.
Goethe.

Melodie: Schlußgesang aus Belmonte und Constanze.

Les't ihr in eurer stillen Zelle
Des Dichters Lied, zwar dringt es ein,
Erwärmet sanft und strahlet rein;
Mild wird das Herz, der Sinn wird helle:
Doch voller quillt sein Strom hervor
Aus Freundes Mund in Freundes Ohr.

Da wird das Lied ein reges Leben,
Und glüht in dem gesprochnen Wort;
Er faßt das Herz, er reißt es fort,
Der Geist, dem Worte Flügel geben;
Und wie das Lied den Freund erhebt,
So hat der Freund das Lied belebt.

Doch im Gesang, im Schmuck der Töne,
Erscheint es erst im höchsten Glanz;
Der Erde Fessel löst sich ganz,
Gedanken werden Engelstöhne!
Gesang ist's, der, ein festlich Kleid,
Das Lied zum heil'gen Dienste weiht.

Ist euch ein Lied in's Herz gedrungen,
So tön' es laut im vollsten Chor;
Es steig' in's Himmelreich empor,
Von vielen Stimmen froh gesungen.
Ihr Freunde singt, und der Gesang
Sei eure Lust, des Dichters Dank.

Verſchiedene Stände beim Liederfeſte in der Mittwochsgeſellſchaft.

Semper ego auditor tantum? . . . . .
Juvenalis.

Melodie: Bei Männern, welche Liebe fühlen.

Ein Sekretair.

Gar ſchlau ward es von mir umgangen,
Das Grundgeſetz, das ſo uns zwängt,
Als ein Gedicht, eins von den langen,
In's Protokoll ich jüngſt gedrängt.
So ward denn, trotz der ſtrengſten Macht,
Einheimiſch Gut hereingebracht.

Alle.

O ſei getroſt, denn wenn man lacht,
So haſt du Gutes eingebracht.

Juriſt.

Hat Kaiſer Carols Caroline,
Sulla's Cornelia mich geplagt,
So hat dafür, mit bleicher Miene,
Vor mir der Delinquent gezagt.
Doch nun ſchließ' ich mein Protokoll,
Und bring' der Muſe froh den Zoll.

Alle.

Und ſchloſſeſt du dein Protokoll,
So bring' der Muſe froh den Zoll.

Krieger.

Vegetius und Folard lehren,
Wie man mit Kunſt vergießt das Blut;

Und wie man braucht die blanken Wehren,
Das lernt von mir nun der Rekrut.
Doch das ist nun für heut vorbei,
Und, Muse, dir gehör' ich frei.

Alle.

Wenn nun der strenge Dienst vorbei,
So bist du bei der Muse frei.

Dramatist.

Manch Trauerspiel ist mir gelungen,
Parterr und Logen weinten sehr;
Von der Kritik hab' ich errungen
Manch Urtheil auch, des Lobes schwer.
Nun freu' ich hier mich gern daran,
Was schön die fremde Mus' ersann.

Alle.

So freu' dich nun mit uns daran,
Was schön die fremde Mus' ersann.

Kritiker.

Melpomene, du Königliche,
Thalia, von der Königsstadt,
Ach, wenn ihn die Censur nicht striche,
Gäb' ich euch manchen klugen Rath.
Hier hört man zwar mein Urtheil gern,
Doch die Befolger stehn zu fern.

Alle.

Ja, deinen Rath, man hört ihn gern,
Doch folgt man nur dem eignen Stern.

Sprachforscher.

Warum sagt man „Feindseligkeiten",
Da Feindschaft doch nicht selig macht?

Uns ſoll der Friede ſtets geleiten;
Friedſelig iſt, wer herzlich lacht,
Und ſelig trinkt beim heitern Mahl
Kommt „ſelig“ gleich nur her von „ſal“.

Alle.

Trink du bei dem friedſel'gen Mahl,
Nur ſelber ſelig dich im Saal.

Dichter.

Was ich den langen Tag gedichtet,
Wie gern gäb' ich's am Abend kund;
Doch hier, wo man nur Fremdes ſichtet,
Schließt mir ein ſtreng Geſetz den Mund.
Doch heut darf meine Muſ' herein,
Inkognito führt' ich ſie ein.

Alle.

Singt deine Muſe hell und rein,
Heut ſoll ſie hoch willkommen ſein.

Treue der Poeſie.

— — — *Ὁ δ' ὄλβιος, ὅντινα Μοῦσαι*
φιλεῦνται· γλυκερὴ οἱ ἀπὸ στόματος ῥέει αὐδή.

Melodie: Allons enfans de la patrie.

So hab' ich nun die erſten Stunden
Der Pflicht des Tages dargebracht;
Des Lebens Druck iſt überwunden,
Und der Erholung Wonne lacht.
Nimm nun mich auf in deine Hallen,
Du heil'ge Freundin, Poeſie:
Denn deinen Dienſt verließ ich nie,
Welch Loos auch immer mir gefallen.

Durchglühe meine Bruſt,
Erhebe mich zur Luſt!
Zu dir, zu dir kehr' ich zurück,
Du Freude mir und Glück.

Was klagſt du viel, daß kalte Ketten
Dich ſchmieden an des Amtes Bank;
Wer ſeinen Geiſt verſteht zu retten,
Dem thut das Leben keinen Zwang.
Der Keim, den ſorgſam du gepfleget,
Treibt Blüthen in der ſchwülſten Luft;
Er ſtärket dich mit Balſamduft,
Wär' dir das Schwerſte auferleget.
Erhalte nur den Muth:
Man ſinkt nur, wenn man ruht.
Der Geiſt, der Geiſt bleibt ewig neu,
Bleibſt du ihm nur getreu.

Das iſt es, was uns eng verbunden,
Das iſt's, was uns zuſammenhält.
Die Poeſie wird leicht gefunden,
Wenn ſie dem Suchenden gefällt.
Zwar duldet ſie nicht ſchnöde Bande,
Und läßt ſich hemmen nicht im Lauf:
Doch ſucht ihr ſie nur ſorgſam auf,
Noch weilet ſie im Vaterlande.
Bekränzet ihren Thron,
Sie ſchenkt den höchſten Lohn.
Bleibt treu, bleibt treu bis in das Grab;
Dann ruft ſie ſelbſt euch ab.

Braut und Bräutigam.

„Daß ſie endlich doch ſich lohne,
Fromme Hoffnung, ſtille Treue,
Macht an uns der Herr nun wahr.
Liebe, ſieh die Myrthenkrone,
Morgen ſchon ziert ſie dein Haar. —
Freuſt du dich, wie ich mich freue?“ —
Und die Braut mit leiſem Ja,
Bringt der Seligkeit ihn nah.

„Auch des Thrones hohen Erben
Hat der Kaiſertöchter Krone
Heut als holde Braut entzückt.
Was wir duldend ſchwer erwarben,
Was nach langer Müh' uns glückt,
Wird ihm heut zum leichten Lohne.
Bleib' es ihm, wenn ſeine Kraft
Einſt des Volkes Glück erſchafft.“

„Aber ſiehe, dicht und dichter
Strömt des Volkes frohe Menge,
Treibt ſich jauchzend hin und her.
Sieh, die Straß' im Glanz der Lichter
Scheint ein blendend Feuermeer!
Langſam zieht in dem Gedränge
Vieler Wagen ſtolze Pracht
Durch die glanzbelebte Nacht.“

„Laß uns auch nun ziehn, du Liebe,
Mit den freudetrunknen Schaaren,
Laß des Feſtes Glanz uns ſchaun.“
Und die Braut, die gern wohl bliebe,

Leis' gewarnt, von innerm Graun,
Folgt dem Bräut'gam, der zu wahren
Sie mit heiterm Muth verspricht;
Folgt ihm still, doch freudig nicht.

Auf dem Platz, den Säulenhallen
Weit umziehn und Prachtgebäude,
Die in farb'gem Feuer glühn,
Hört man schon Musik erschallen;
Und die Menge jubelt kühn
Laut in ungezähmter Freude.
Auf's Gerüst, hoch aufgebaut,
Setzt sich Bräutigam und Braut.

Leuchtend steigen in die Höhe,
Strahlend in brillant'nen Flammen,
Kränze, Tempel, ein Altar.
„O wie herrlich! — aber wehe,
Welch Geschrei erhebt die Schaar?
Das Gerüst, es brennt! Zusammen
Stürzt es dort schon! O geschwind
Laß uns fliehn, geliebtes Kind!"

Fortgerissen stürzt die Menge,
Wild, erschreckt, sich selbst entgegen,
Keilt in grauser Flucht sich ein.
Huf' und Räder im Gedränge
Säen Tod in dichten Reihn.
Fluch tönt hier, dort letzter Segen.
Angstschrei, Hülferuf und Tod:
Das Erbarmen weicht der Noth.

„Halt' dich fest an mir, mein Leben;
Will dich führen, will dich schützen,
Folg' und trau' auf meine Kraft!" —
Halb in Ohnmacht und mit Beben

Folgt sie ihm; doch bald erschlafft
Sind die Sehnen; nicht mehr stützen
Knie und Fuß; ach allzuschwer
Wird der Kopf; sie kann nicht mehr.

„Eile, Freund, dich selbst zu retten:
Mir hilft Gott, ihm gilt mein Hoffen;
Geh, und sei der Mutter Stab.“ —
„Nimmer! nur bei dir mich betten
Kann ich, sei es auch im Grab.
Doch ein Mittel noch ist offen:
Steig' auf meine Schultern an,
Fasse Muth, ich mache Bahn!“

Und der Jüngling beugt sich nieder,
Fühlt die Last schon mit Entzücken:
Ihn durchströmt der Liebe Kraft;
Muthig stark regt' er die Glieder,
Sicher, daß er Rettung schafft;
Stolz wie Atlas, auf dem Rücken
Trägt er durch die Fluth, ein Held,
Kräftig eine, seine Welt.

Durchgedrungen durch die Massen
Steht er nun in freierm Raume:
„Dank sei Gott; es ist erreicht!
Jetzt kann ich dich niederlassen;
Schwer war Sorge: du warst leicht.
Doch! — — bin ich in bösem Traume?
Du allmächt'ger Gott!“ — Er schaut
Eine Fremde, — nicht die Braut.

Parodieen.

Buch der Lieder.

1.

Den Gärtner nährt sein Spaten;
Den Bettler sein lahmes Bein;
Den Wechsler seine Dukaten;
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz:
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in klein Oktav.

2.

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal.

An Doris.

Am 18. April 1829, mit vier Goldstücken.

Wie? zehn Jahre schon verschwunden,
Seit einander wir gefunden?
Liebe, sprich, wie kann es sein?
Doch, möcht' auch die Zeit verschwinden:
Dich zu halten, dich zu binden,
Spänn' in Seid' ich gern dich ein.

Das ist mir nun nicht gelungen,
Wie ich auch gestrebt, gerungen,
Seide spann ich leider nie.
Doch hab' ich erfleht vom Glücke,
Daß es auf zwei Augenblicke
Seinen Zauberstab mir lieh.

Ungeschickt in allen Dingen,
Konnt' ich zaubernd selbst erschwingen
Vier der Seidenwürmer nur.
Liebe, laß sie spinnen fleißig.
Sind sie einmal weg, das weiß ich,
Folgst umsonst du ihrer Spur!

Ach, mit wieviel feinen Hüllen
Würde sich dein Schrank erfüllen,
Wenn der Faden, den sie ziehn,
So weit reicht' als meine Liebe;
Wenn beim Spinnen jeder bliebe,
Bis dein Herz dir möcht' entfliehn!

Epigramme.

1.

Iſt nur rein dein Gefühl und edel; ſind würdig der Menſchheit
Deine Gedanken; du rufſt nimmer die Muſen umſonſt.

2.

Schnell verhallendes Lob iſt des Jünglings Streben und Palme:
Aber des Volks Achtung krönet den würdigen Greis.

3.

Häufet nicht Stein auf Stein dem wahrhaft Großen zum Denkmal,
Bleibt doch zum Tempel des Ruhms ganz ihm die Erde geweiht.

4.

Den dir das Leben gereicht, den Lorbeer halte für dein nicht
Wenn er die Urne dir kränzt, dann erſt gehört er dir ganz.

5.

Licht und Schwere, ſie ſind Grundſtoffe der ird'ſchen Geſtaltung:
Darum auch, ſterblicher Menſch, biſt du aus ihnen geformt.
Weil nach der Höhe das Licht, in die Tiefe nun ſtrebet der Körper,
Hebt ſich die Tugend zum Licht; ſinket die Sünd' in den Staub.

Goethe's Geburtstag, 1832.

Πῶς τ' ἄρ σ' ὑμνήσω, πάντως εὔϋμνον ἐόντα;

Wie? Blumen, Kränze heut und Liederpreise?
Welch Feſt verſammelt Ihr Euch zu begehn?
O ſchmerzlich Feſt, du kehrſt im Jahreskreiſe,
Doch dem du giltſt, er wird nicht mehr erſteh'n!
Die Harfe tönt nicht in gewohnter Weiſe,
Wenn Todtenlüfte durch die Saiten wehn.
Welch Lied kann Euch die Muſe heut gewähren,
Wo ihre Stimme ſelbſt erſtickt in Zähren?

Doch ſei's darum! Es haben ja die Alten,
Die Großen, Schönen, die ihm nah nun ſind,
Bei ihrer Helden Tod' es ſo gehalten,
Weil einen Halbgott der Olymp gewinnt,
Wenn hier ein Held erliegt des Tod's Gewalten.
So laßt denn immer, weil die Thräne rinnt,
In Wehmuth lächelnd Euren Ton ſich heben:
Ihr wißt's und Schiller ſprach's: „Die Todten leben!"

War er nicht ferne ſonſt von unſern Kreiſen,
Wenn oft in Luſt, gereiht am heitern Tiſch,
Wir um den Preis gekämpft, um ihn zu preiſen?
Heut iſt er nah; ſein Geiſt umweht Euch friſch
Und regt Euch an zu kühnern Liederweiſen;
Denn ſeine Nähe macht erfinderiſch.
Laßt uns ſein Grab mit Liederthau benetzen,
Daß duft'ger Blumen Hauch ihn mög' ergötzen.

Wo eine Kraft ſich regt', ein tüchtig Streben,
War er nicht gleich mit Hülf' und Rath zur Hand?

So, als wir zu der Kunst, des Wissens Leben
Vereinet uns in thätigem Verband,
Wie hat er freudig sich uns hingegeben,
Was ihm Europa gab, uns zugewandt!
O hoher Greis, Du wußtest zu bewahren
Der Jugend Gluth im Schnee von achtzig Jahren.

Von seinem Leib, gleich Hellas Erzgebilden,
Glitt spurlos ab der Zahn der em'gen Zeit.
Die Seuchen selbst, die schrecklichen, die wilden,
Entwichen scheu vor seiner Heiterkeit.
Von seinen Hallen, Gärten und Gefilden
Hielt'st, Geißelschwingerin, Du selbst Dich weit,
Furchtbar geheimnißvolles Schlangenhaupt,
Das uns den Freund, und welchen, jüngst geraubt.

Der ging voran dem Herrlichen, dem Treuen;
Sein freundlich Herz, sein reich begabt Gemüth,
Es war erwählt, mit unserm Gruß zu freuen
Den Dichter in dem Hain, der ewig blüht.
Dort sollt' er unsern Bund mit ihm erneuen,
Der in Begräbnißflammen nicht verglüht.
Denn was wir hier gesucht in kurzen Stunden,
Dort wird es für die Ewigkeit gefunden.

Heil, Goethe, Dir, Dich hat nicht Schmerz, nicht Leiden
Nicht schlaffen Siechthums spätes End' entrafft.
Noch brauchtest Lust und That du nicht zu meiden,
Dein Leben blühte noch in später Kraft.
Da wandte, winkend dir zu höhern Freuden,
Des Schlafes Bruder seiner Fackel Schaft.
Da hast Du Deine Geister still entlassen,
Und wolltest dichtend, träumend, mild erblassen.

Wir standen, schilt uns nicht, mit feuchten Blicken,
Der Schmerz verlangt unweigerlich den Zoll;

Natur will, daß nicht Leid und nicht Entzücken
Uns unbeweint vorübergehen soll.
Doch wie? ein neues Leid will uns bedrücken,
Da von dem großen Schmerz das Herz noch voll?
Wir sandten, ach! noch einen Grußesboten
Dem Dichter nach in's ew'ge Reich der Todten!

Ja, unser Pirch! Wer so bescheiden, stille,
Wer Dich so kindlich, mild und ernst gewahrt,
Wer hätte wohl geglaubt, daß solche Fülle
Des Wissens und der Kunst in Dir gepaart?
Und wem den reichen Schatz Du sonder Hülle
Der Kenntniß, Kraft, des Urtheils offenbart,
Wie staunt' er nicht, daß demuthvolle Güte
Beim höchsten Recht auf Stolz so nah erblühte!

Aus Jugend, Hoffnung, Glück wardst Du gerissen
Im jäh'sten Sturz dahin in's Geisterland;
Wohl müssen wir, wie schmerzlich auch, Dich missen,
Und sehn getröstet Dich an Goethe's Hand.
Dort sehn wir Dich nach Deinem Wunsch beflissen,
Wo tiefstes Schaun noch keine Grenze fand.
Durft' er von uns nur einen bei sich sehen,
Nicht konnte Goethe's Wahl Dich übergehen.

So hast Du, Goethe, glücklichster der Todten,
Der Freunde reiche Schaar um Dich vereint;
Schon grüßt auch Zelter Dich; doch nicht durch Boten;
Der stirbt Dir lieber nach, als daß er weint.
Und wir? — Doch Stille sei dem Schmerz geboten:
Die Klage weiß nicht, was die Gottheit meint.
Tod ist uns Nacht, dem Todten Morgenröthe!
Ergreift die Becher, trinkt! — „Es lebe Goethe!"

Die Versuche und Hindernisse.

Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit.

Erstes Kapitel.

Schon in tiefster Stille lag die ganze Stadt; auf den leeren Gassen und Plätzen regte sich nichts als ein streifender Wind, von dessen Anstoße die Schilder an den Häusern hin und her schwankten und mit seltsamem Geräusch das Schweigen unterbrachen. Da sprang plötzlich in wildem Ungestüm Karl aus dem Bette, zündete Licht an, warf sich in seine Kleider, und nach einigem raschen Umhergehen in seinem Zimmer, verließ er es und zugleich das Haus, sorglos über die offengelassene Hausthüre, die er spät hinter sich von dem Winde zuwerfen hörte. Kalt wehte ihm die Nachtluft entgegen, widrig, feucht und erfüllt mit durchbebenden Gliederschauern. Die Wolken flogen düster vorbei, wenig nur von der Hellung des Mondes durchschimmert. Unerfreulich standen die Häuser in grauen Massen, ohne fröhlichen lebendigen Reiz, die schwarzen Fenster sahen herab wie dunkle Feindesaugen. Eilig durchschritt Karl die weiten Straßen, er zog sich in seine innere Gluth zurück vor den äußern Gewalten, die rauh auf ihn einbrachen, und er fühlte wenig die schneidende Luft; kaum sah er die häßliche, graue Dunkelheit auf seinem Pfad. Bald hatte er das Thor erreicht, wo die Schildwache zögernd und befremdet ihn hinausließ. Er hörte die Riegel inwendig wieder vorrasseln, und freudig, gleichsam als sei der Kerker wieder geschlossen, ohne ihn mehr einzuschließen, ging er mit

starken Schritten auf ein dichtes Gehölz zu, das wenig seitwärts des großen Weges seine dunkeln Schatten verbreitete, und sich, nachdem es einige Anhöhen bekleidet, in eine weite Ebene ausdehnte. Als er die ersten Bäume erreicht hatte, und sanftere Luft ihn anwehte, stand er mit einemmale still, wandte sich und blickte finster zur Stadt zurück, die, eine feierliche Gestalt, ruhig dastand, und mit ihren Thürmen in dem umwölkten Himmel verwebt schien. Er schaute hinab, und sah alle Bilder der Erinnerung dort sich regen, beschäftigt, die vergangenen Tage noch einmal mit ihm durchzuleben; ihm däuchte, sie folgten ihm nach, um ihn fest zu verstricken, die alten Schmerzen sah er wehmüthig heraufsteigen, aber die Freuden, welche schamlos und lachend auf ihn zueilten, erblickte er mit starrem Grimm. Jetzt brach der Mond auf einen Augenblick hervor, daß Karls Gesicht hell erleuchtet wurde, und unwillkürlich zum Himmel sich aufrichtete, der seinem Auge einen sanften Strahl der Wehmuth entlockte, ohne jedoch jene Schreckbilder aus seinem Sinn zu bannen. Mit Heftigkeit wandte sich Karl wieder ab, sprang in die Gebüsche, und verlor sich in die dichten Schatten. Den Pfad konnte er nicht leicht verfehlen, dessen Krümmungen waren ihm bekannt, und hin und wieder, wo lichteres Laub ihn überdeckte, zeigte er deutlich seinen weißlichen Streif. Härter stets und härter trat Karl den Boden, in Fußtritten die innere Wuth auslassend, sein Gang war beinah zum Lauf gesteigert. Die Brust wogte heftig, das Blut strömte in die Wangen sich an der vorbeiwehenden Luft zu kühlen, alle Glieder waren in gewaltiger Bewegung. Mit freudigem Erschrecken vernahm er jetzt in seiner Nähe plötzliches Geklirr von Waffen, das mit verschiedenen Stimmen, die harte Drohungen ausstießen, vermischt durch die Waldung schallte. Ohne zu wissen, was er eigentlich wollte, getrieben von wilder Lust, begehrte er Theil an dem Kampf. Er war bewaffnet; mit gezogenem Degen eilte er

nach der Gegend hin, woher das Geklirr und die Stimmen zu kommen schienen. Bald hinderten Gesträuch und herabhängende Zweige ihn an schnellem Vordringen; mit der Linken die Zweige wegbiegend, den Degen vorhaltend mit der Rechten, arbeitete er sich mühsam weiter. Die Stimmen schwiegen, nur die Waffen klangen von heftigen Streichen, und schon glaubte er die Degen der Fechtenden blitzen zu sehen: aber das zertretene Gesträuch, die brechenden Zweige verriethen zu früh seine Ankunft, und geschreckt entfernten sich die Kämpfer immer mehr: das Geräusch verlor sich endlich ganz in dem steigenden Rauschen eines Quells, zu welchem Karl in vergeblicher Verfolgung jetzt gelangt war. Was der Zufall ihm so unerwartet geboten hatte, seinen vorigen Gang unterbrechend, ließ er jetzt gleichgültig fahren, da der Zufall es wieder entzog, und rückwärts gewandt war er ganz der früheren Stimmung hingegeben. Er steckte den Degen ein, und folgte, in seinen Mantel gehüllt, dem leisrauschenden Lauf des Quells, der ihn über eine frische Wiese, die von Bäumen umgeben war, zu dem Fuß eines Hügels führte, der von dieser Seite das Gehölz begrenzte. Aus der Mitte ragte ein Landhaus aus einem Garten hervor, dessen hohe Bäume im Winde schwankten. Karl sprang behend über die Umzäunung, und schritt nachdenklich und langsam durch einen Buchengang dem Hause zu, wo in einem der oberen Fenster ein spärlicher Schimmer zu sehen war, indem die herabgelassenen Vorhänge den vollen Schein umhüllten. Er war unschlüssig, ob er bleiben oder weggehen sollte, zweifelnd ging er auf und ab. Endlich war er entschieden, und warf nun mit kleinen Steinchen sacht an die Fensterscheiben, hinter denen das Licht schimmerte. Das leise Klirren wurde bald vernommen, der Vorhang bog sich zurück, und eine Dame öffnete das Fenster. Oeffne die Seitenthüre, Sophie! rief Karl hinauf, und als die Antwort zögerte, wiederholte er seinen Ruf mit fast lauter Stimme. Um Gotteswillen,

flüsterte die Dame, sprich leise, mein Karl, was hast du gewagt, in dieser Nacht hierher zu kommen! Du bist ungestüm, mein Geliebter, und setzest unsre Liebe schlimmen Gefahren aus. Laß mich ein! sagte Karl halb bittend. Nimm diesen Kuß, mein theurer Freund, erwiederte die Dame, indem sie die Hand ihm zuwarf, und entferne dich eilig; du weißt, der Baron ist hier, die geringste Bewegung kann ihn erwecken, dann sind wir beide verloren; morgen aber send' ich dir gewisse Botschaft. O Sophie, sagte Karl in schmerzlichem Tone, daß es dich nicht gereuen möge, mich fortgeschickt zu haben! Wer weiß, was die nächste Stunde für Schicksale bringt, die auf morgen und übermorgen und auf lange Zeit unsre Bande trennen; drum nimm in deine Arme mich auf, da es vergönnt ist. Ich beschwöre dich, zögere nicht länger, wenn du nicht willst, daß ich selber die bösen Ahnungen wahr mache, und bis zum hellen Morgen unter diesen Bäumen bleibe, jeder Gefahr zu trotzen genöthigt durch deine Härte, denn mein verzehrendes Leid wird mir nicht gestatten, so von hier zu weichen. Sophie eilte mit einem leisen, Ich komme! vom Fenster hinweg, und bald hörte Karl in der kleinen Thüre den Schlüssel gedreht werden; er sprang hinzu und schlüpfte leise hinein. Ein Kuß verschloß ihm den Mund, da er reden wollte, und schweigend ging er umschlossen und geleitet von dem weichsten Arm die dunkle Treppe hinauf. Sie traten in das Gemach, Sophie zitternd am ganzen Leibe, mit Mühe die Thränen zurückhaltend, Karl mit finsterem Blicke, doch dem äußern Scheine nach ruhig. Liebevoll blickte Sophie ihm in die Augen, aber sie heiterte den trüben Blick nicht auf; kaum schien er zu bemerken, wie ihr Auge an dem seinigen hing, und nicht länger vermögend, ihrem überschwellenden schmerzlichen Gefühl die Thränen zu versagen, verbarg sie ihr Haupt an seiner Brust, und drückte fest mit den Armen ihn an ihre Seite. Er aber, ohne das Leid zu bemerken, das der Geliebten den Busen überströmte,

da sie wohl erkannte, wie nicht Liebe, sondern ein innerer Kampf, der ihn jener sogar vergessen mache, ihn zu ihr geführt habe, sagte endlich, indem er mit beiden Händen den schönen Kopf ihr erhob, freundlich blickend: Theure Sophie, morgen hätte mich deine Botschaft nicht getroffen. Ungeachtet der Gleichgültigkeit, womit er diese Worte auszusprechen suchte, klang doch ein geheimes Schaudern in ihnen, welches Sophien erschreckte. Doch verbarg sie dieses, und fragte mit sanftem Wesen nach der Ursache. Wie du gleich auffährst und in Besorgniß die Sinne verwirrst! versetzte Karl mit einiger Gezwungenheit. Nur auf wenige Tage ruft mich eine Geschäftsreise ab, die ich meinem Vater nicht abschlagen konnte; beruhige dich, mein süßes Leben, höchstens in zwei Wochen seh ich dich wieder; wie könnt' ich auch selber deines Anblicks lange entbehren? Ich komme sicher wieder. Dabei ergriff er sie heftig, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Jetzt war in Sophien's Seele über sein Vorhaben kein Zweifel mehr; die Art, wie er auf ihre Unruhe rechnete, ohne daß sie dieselbe gezeigt hätte, und das Gewaltsame seiner eigenen Stimmung, das ihn verhinderte, jenen Umstand zu bemerken, überzeugte sie schnell, daß er auf immer sie verlassen wolle. Sie erinnerte sich, daß er bereits längere Zeit in seltsamer Unruhe geschwebt und durch kalte Verschlossenheit ihren liebenden Sinn oftmals in den glücklichsten Stunden gekränkt habe. Mit trübem Blick sagte sie die schmerzlichen Worte: Karl, o Karl, du liebst mich nicht, du gehst auf immer! Seine Arme umfingen die Hinsinkende. Er trug sie auf das Sopha, faßte ihre Hände, drückte den schönen Leib, und bedeckte sie mit tausend Küssen, um sie ins Leben zurück zu rufen. Sie schlug die Augen auf, und blickte ihn mit unendlichem Schmerz an; zitternd wehrte sie den Liebkosungen, die sie nicht mehr für wahrhaftige erkannte. Ihre Haare flossen aufgelöst um den schönen Busen, der offen und entblößt ihm entgegen wallte; die schwarzen Locken schwam-

men auf der Weiße des Busens, beide wetteifernd einander an Reiz erhebend. Von einer wilden Gluth fühlte sich Karl entzündet, nie dünkte ihm das geliebte Weib so schön gesehen zu haben. Ich dich nicht lieben, o Sophie! rief er aus und stürzte zu ihren Füßen nieder; o himmlisches Weib, wer in deinen Himmel geschaut, kann diesen nimmer lassen, er bleibt in ewiger Sehnsucht dein. Sieh diese Augen, aus dunkler Nacht strahlen sie Licht und Gluth, diese zartblühenden Wangen, die unter dünner Decke einen schlummernden Genius verhüllen, die frischen, süßen Lippen, seligen Giftes voll; wirf einen Blick auf die schlanke, bewegte Gestalt, das üppige Leben jedes Gliedes, die Seligkeit dieses Busens, in dessen Schnee meine Lippen ein neues Feuer empfangen, und frage, dann frage, ob es möglich ist, dich nicht zu lieben, wie eine Bewohnerin des Himmels dich anzubeten! Sie blickte ihn wehmüthig an, durch ihre Thränen blickte Liebe und Haß, und jemehr dieses ungestüme Liebesfeuer sie gewiß machte, daß er sie nicht mehr liebe, je tiefer verwundete es ihr Herz, daß diese schöne Begeisterung nur ein erlogener Schein sei. Heftig stieß sie ihn zurück, da er kühner sie umarmen wollte; er einem Rasenden gleich, verzweiflungsvoll, daß in demselben Augenblick, der ihn aufs neue zu heißer Liebe, und, wie er glaubte, nun für ewig, entflammt hatte, die Geliebte ihn verstieß, drang mit aller Gewalt auf sie ein, und sein süßes Reden, seine Thränen, die inbrünstigen Bitten hätten sie bezwungen; hingegeben der neuen Hoffnung in dem Taumel der Sinne, wäre sie um so schrecklicher erwacht zu verlassener Einsamkeit, wenn nicht ein neues Ereigniß ihr die Schmach des letzten Genusses hätte nehmen wollen. Der Baron, Sophien's Gemahl, trat wüthend in das Zimmer, mit gezogenem Degen drang er auf Karl ein, der kaum Zeit hatte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; es begann ein hitziges, aber kurzes Gefecht. Der Baron wurde von einem Stich in die Brust niedergestreckt. Karl drang ent-

schlossen durch die Leute, die auf den Lärm herbeieilten, zerschlug unten ein Fenster, und rettete sich in den Garten, von wo er leicht das Gehölz erreichte, dessen Dunkelheit ihn seinen Verfolgern entzog.

Zweites Kapitel.

Die tobenden Gefühle, die Karl's Gemüth vorher aufgewühlt hatten, waren jetzt verstummt und gleichsam gelähmt, als hätten sie in dieser wilden Scene sich Luft gemacht, um ihn in einer starren Betäubung zurückzulassen. Ohne einen Blick zurückzuwerfen auf das Vergangene, schritt er dumpf und finster durch die trübe Nacht nach der Stadt zurück. Nur noch der eine Wunsch blieb lebendig in ihm, den alten Aufenthalt zu verlassen, der ihm so verhaßt geworden war, und nur in weiter Ferne sah er ein neues lebendigeres Leben vor seinen Blicken schimmern, dem er entgegen eilte. Schnell ging er zurück in seine Wohnung, sattelte sein Pferd und eilte mit der Dämmerung davon. Rasch und ununterbrochen verfolgte er seinen Weg, bald erreichte er die Gränze, und schon am Abend eine ansehnliche und freundliche Stadt, wo er vor aller Nachsetzung sicher war und seine Pläne für die Zukunft ungestört überdenken konnte. Als er einen Gasthof gefunden, gab er, ohne eine Sylbe zu reden, sein Pferd ab, folgte dem Diener, der ihm ein Zimmer anwies, und antwortete nichts auf die Frage, ob er Licht befehle. Der Diener verließ trotzig das Zimmer, und ließ ihn im Dunkeln. Er saß eine Zeit lang hinbrütend, ohne Regung, ohne Gedanken, bis ihn endlich das Fremde und Unheimische der Umgebung aus seiner Stumpfheit riß; sein Unmuth erwachte

jetzt um so lebhafter, und er fühlte es schmerzlich, wie diese dunkle unerkannte Unruhe in seinem Gemüthe für ihn und für seine Liebsten ein Keim des herbsten Unglücks sei, der nun schon so bittere Früchte erzeugt habe, und er war nahe daran, diesem Tadel gegen sich selbst laute Worte zu geben, als er im anstoßenden Zimmer Stimmen vernahm. Das Gespräch, wovon er, wegen der dünnen Wand und der Thür darin, jedes Wort verstand, ging über die Geschichte und die Kunst, sie zu schreiben, und wurde eben so einsylbig von der einen, als weitschweifig von der andern Stimme geführt. Letztere schien indeß alles, was sie zum Lobe dieser Kunst sagte, nur als Einleitung zu brauchen zu einem Kunstwerke, das sie dem andern Gesprächführer, seiner kalten Aufnahme, seinem Abwehren und Ausweichen und seiner Langenweile zum Trotz sogleich vorlas. Es war ein biographisches Kunstwerk und hub so an: „Hans Striezelmeier wurde „in dem Dorfe Hackenweil in der Grafschaft Henneberg geboren. Sein Vater Michel, nicht großen Gutes Erb, aber „des höchsten (Tugend, des Armen Trösterin, schmückte die „Striezelmeier seit Menschengedenken), nicht hohen Standes, „aber hoher Frömmigkeit (sein Herz war unverwandt auf „Gott gerichtet), arbeitsam, reinlich, alter Sitte Freund, treu „der Väter Glauben, nicht abgeneigt sittsamem Scherze nach „vollbrachter Tagsarbeit, stets aufgeweckt (Freunde der Laune „mochten ihn lieben), strebte, zu höherer Geistesbildung, als „ihm selber Stand und Vermögen vergönnt hatten, Hansen „zu erheben. Der Knabe, muntern Sinnes, zeigte frühe „Neigung zum Ruhm und dem Ansehn, eigner Anstrengung „und kräftigen Strebens Preis: dem Prediger gleich zu wer„den, sagte er, mindstens dem Küster, sei seiner Bestrebungen „Ziel. Da beschloß der Vater, einen Mann zu bilden aus „ihm, dem Staat eine Stütze, Brustwehr der Kirche, alles „Edeln und Schönen muthigen Anhänger, mit gründlicher „Gelehrsamkeit nicht minder als brennendem Eifer gerüstet.

„Dem Schulmeister Peter Dudelfeld, offnen, freien Sinnes, „an Kenntnissen reich für seinen Kreis, ward die Sorge für „Hansen's Erziehung übertragen. Das Werk gedieh. Es „wuchs zusehends der Knabe an mannichfaltiger Erkenntniß „und Kraft eignen Urtheils, ungewöhnlich so zartem Alter, „bewundernswürdiger durch den Mangel an Hülfsmitteln. „Der Prediger bemerkte ihn: Zacharias Schwarzkopf hieß „der Edle, nun Verewigte, dessen Angedenken ....." Die eigne Lebensbeschreibung Striezelmeier's, die ein geschickterer Biograph in die wenigen Worte: er war eines Bauern Sohn und studirte auf der Universität — zusammengedrängt hätte, würde beide Zuhörer noch lange ermüdet haben, wenn sie nicht durch den Markör, der sie zu Tische rief, gerettet worden wären. Karl begegnete seinen Nachbarn an der Treppe und erkannte sogleich den Vorleser, dessen flache Gesichtsbildung eine wunderliche Mischung von Traurigkeit und Freude ausdrückte, weil der Verdruß, daß er nur so wenig von seinem Kunstwerke hatte vorlesen dürfen, noch im Kampfe mit der Aussicht auf das nahe Abendessen war. Der andere, ein Mann von regelmäßigen Zügen, und wie es schien, etwa vierzig Jahr alt, trug russische Uniform. Karl erwiederte seinen Gruß höflich, und durch seine äußerst feine und interessante Bildung angezogen, setzte er sich neben ihn zu Tische. Durch Striezelmeier's Anrede erfuhr er, daß er Obrist sei. Sein Gespräch zeugte von ausgebreiteten Kenntnissen und gebildetem Geiste; an den Begebenheiten der Zeit, über die er mit Freimüthigkeit und Feuer urtheilte, schien er selbst bedeutenden Antheil genommen zu haben, und wohl noch zu nehmen. Der heftige Schmerz, der Karl's Gemüth noch bewegte, hinderte ihn, an dem Gespräche sehr lebhaften Antheil zu nehmen, und war auch sichtbar genug, um dem Obristen aufzufallen, der sich dies jedoch nicht merken ließ, und nur um so feuriger seine Rede an ihn richtete, um seine tiefe Traurigkeit etwas zu zerstreuen. Woher mag

es kommen, fragte Striezelmeier, daß unter Menschen, die weniger mit einander bekannt und vertraut sind, das Gespräch sich so leicht auf die Politik lenkt? Es ist, sagte der Obrist, eine den Menschen angeborne Neigung, an dem Leben des Ganzen auch mit dem Geiste den thätigsten Antheil zu nehmen. Die politischen Begebenheiten sind die auffallendsten Aeußerungen dieses Lebens. Jeder strebt sie mit seiner Weltansicht zu vereinigen, sie von ihr aus zu erklären, und dies ist der allgemeinste Berührungspunkt der Menschen. Ich bin weit entfernt, das leere und meist sinnlose Politisiren in Schutz zu nehmen, aber doch ist es schön, zu sehen, wie auch selbst in den gemeinsten Naturen der Sinn für ein höheres Leben, als das vom täglichen Brode, niemals ganz erlischt, und dieser spricht sich beim Volke offenbar in der Kannegießerei aus. Eine gänzliche Verschlossenheit des Gemüths für die politischen Veränderungen ist mir von jeher sehr verhaßt gewesen, und ist gewiß ein Zeichen einseitiger Bildung. — Der wahrhaft gebildete Mann, setzte er nach einer Weile hinzu, richtet sein Privatleben so ein, daß er es mit dem öffentlichen stets als Ein Ganzes betrachten könne. Wer dies versäumt, kann nie mit seiner Lage zufrieden sein, und alle Klagen gegen das Schicksal sind nur versteckte Anklagen eines jeden gegen sich selbst, wodurch er sich des Verbrechens zeiht, sein Leben mit dem der Welt in Widerspruch gesetzt zu haben. Die Neigung Karl's zu dem Obristen wuchs mit jedem Worte, das dieser sprach. Ich gestehe, sagte er, daß ich das Unglück noch niemals von dieser Seite angesehen habe, und daß ich wohl nicht ganz frei sein dürfte von jener Selbstanklage. Wer das Uebel erkennt, erwiederte der Obrist mit einem Händedruck, geht der Heilung entgegen. Ich lobe mir ein munteres, frisches, thätiges Leben. Das Leben eines jungen Mannes muß der reichhaltigste Stoff zu einem interessanten Roman sein; der Held darf aber nichts weniger als sentimental sein, am allerwenigsten Selbstmord

erleiden; ich möchte die Wertheriaden nicht gern als Romane gelten lassen, wenigstens lieb' ich diese Gattung durchaus nicht. Man stand vom Tische auf; Striezelmeier empfahl sich, und der Obrist bat Karl, auf seinem Zimmer noch eine Flasche Wein mit ihm zu trinken. Er nahm die Einladung gern an, der Wein machte beide lebhafter; sie wurden vertraulicher gegen einander, und Karl, dem Mittheilung jetzt wahres Bedürfniß war, nahm keinen Anstand, ihm alle seine Verhältnisse auf das offenste zu entdecken. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, sagte der Obrist, nachdem er alles gehört, für dieses edle Vertrauen und zugleich das Anerbieten zu jedem Schritte, den ich zum Besten Ihrer Angelegenheit thun kann. Ich traue mir Einfluß genug zu an Ihrem Hofe, um Ihnen eine baldige, sichere und ehrenvolle Rückkehr auswirken zu können, allein die Wahrheit zu gestehen, mein theurer Freund, finde ich es keineswegs heilsam für Sie, in Ihre vorigen Verhältnisse zurückzutreten, gesetzt auch, daß Sie es könnten; Sie selbst werden lebhaft genug fühlen, daß in diesen Ihr Gemüth nie Ruhe finden kann; und sollten Sie Kraft genug finden, sie ganz zu zerreißen, so würde Ihnen der Ort selbst täglich durch tausend kleine Erinnerungen die alten Wunden aufreißen. Die Unruhe, aus der, wie Sie selbst fühlen, Ihr ganzes Uebel entspringt, ist nichts anderes als der Drang nach Wirksamkeit, der in jedem jungen Manne sich lebendig regt, und diesen werden Sie am besten befriedigen, wenn Sie sich mitten in die Wogen des politischen Lebens stürzen. Ich rathe Ihnen zu den Kriegsdiensten, denn der langsame Gang der Civilgeschäfte ist unverträglich mit Ihrem heißströmenden Blute. Die russische Armee, die jetzt im Kriege begriffen ist, wird Ihrer Thätigkeit hinlänglichen Stoff geben, und wenn Sie die Stelle eines Hauptmanns in derselben annehmen wollen, so bedarf es nur eines Wortes. So geneigt Karl auf einer Seite auch war, das Anerbieten anzunehmen, so schmerzhaft war es ihm auf der andern, mit Einem Schnitte

alle die Bande zu trennen, mit denen sein Herz an der Vaterstadt und seine Verhältnisse in ihr hing. Er konnte noch keinen Entschluß fassen. Uebereilen Sie nichts, sagte der Oberst, einige Tage ist es mir noch vergönnt, Sie zu sehen, und in diesen hoff' ich, werden wir uns noch näher kennen lernen, und manchen Umstand noch genauer erwägen. Karl entfernte sich, und der Schlaf, den er so lange entbehrt hatte, bemächtigte sich seiner bald trotz aller Unruhe seines Gemüths.

Drittes Kapitel.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so begannen luftige Traumbilder ihre seltsamen Tänze um den Schlafenden, und führten sein Leben in schnellen Kreisungen. Ihm dünkte, es erhebe sich vor seinen Augen ein Berg, der mit schwarzen Schatten bedeckt war, und ihm die ersehnte Aussicht in die vor ihm ausgestreckte Ebene benahm. Unmuthig schritt er vorwärts; keine Mühsale hielten ihn ab; weder steile Felsenwände, die er hinaufklettern mußte, noch dichte Dornensträucher, die plötzlich vor ihm aufschossen, vermochten seine heiße Begier zu hemmen; von mancherlei Gezweige geritzt, von manchem spitzigen Stein verwundet, der bei der leisesten Berührung ihm entgegen fiel, gelangte er endlich auf die höchste Spitze. Schon glänzte freudiger Schimmer ihm in den Augen, die sogleich den Berg und die Thäler zu überschauen hofften, durch welche ihn sein Pfad schien führen zu wollen, um schöne Gegenden zu erreichen, die in weiter Ferne milden Schein verbreiteten. Aber voll Erstaunen sah er aufs

neue einen großen Berg vor sich emporsteigen, so daß dieser die erreichte Höhe nur als eine Ebene erscheinen ließ, und als Karl sich umsah, konnte er nirgends eine Spur des Weges bemerken, den er heraufgekommen war, vielmehr erblickte er weithin rings nur flaches Feld. Wenige Blumen standen in der Nähe, frische Düfte aussendend zu stiller Erquickung; sie waren bald zertreten, und in Zorn entbrannt versuchte er den neuen Berg hinaufzuklimmen, dessen Abhang in der Mitte mit Bäumen besetzt war, und also weniger Mühsale erwarten ließ. Aber steiler stets und steiler wurde der Weg, die Angst preßte dem Jüngling die Brust zusammen, der Muth, der ihn eine Gefahr hatte überwinden lassen, gab ihn dadurch stets einer größeren preis, die seiner harrte, und so blieb er endlich auf einem schwachen Felsenrande sitzen, nicht im Stande, weder vor noch rückwärts zu gehen. Finster schaute er in die Tiefe, wo plötzlich alles belebt war und in anmuthiger Verwirrung sich regte. Hirten und Hirtinnen feierten ein ländliches Fest; alles war mit Blumen geschmückt; eine fröhliche Musik drang unter nahen Bäumen hervor und begeisterte zum Tanz. Aber Karl wandte den Blick nach oben, wo wildes Gestein ihm entgegen stand, und tief erseufzend begann er die letzten Kräfte anzustrengen, um hinauf zu gelangen. Kaum hatte er den kühnen Versuch gemacht, so war er gleich und unerwartet auf grünem Rasen, der sanft ihn aufwärts führte. Aus einem Geklüft, das seitwärts von Gebüsch verdeckt lag, drang jetzt der Ton eines Glöckleins zu ihm, der ihn mit wunderbarer Kraft zu rufen schien. Gleichwohl hielt ihn der Pfad und die Höhe, zu welcher dieser grade hinauf führte, noch wie mit Banden zurück, und auf diesem fortgehend, war er beinahe an jenem Buschwerk vorbei, als auf einmal das Glöcklein schwieg, und die feierliche Stille ihn so bewältigte, daß er eilends dahin schritt, woher der Ton gekommen war, ohne zu bemerken, daß dicht hinter seinen Füßen der Weg

verschwand, indem Steinmassen sich erhoben, und tiefe Spalten sich niedersenkten. Als er zu dem Ort gelangt war, fand er sich mit freudiger Rührung vor dem Eingang einer Kapelle, in welcher ein Einsiedler vor dem Altar knieend sein Gebet verrichtete. Dieser wandte sich sogleich, hieß den Jüngling auch niederknieen, und sagte die Gebete ihm vor, die er nachsprechen sollte. Unmerklich fühlte dieser eine neue Gewalt in sich wachsen, die ihn mit unbeschreiblicher Angst erfüllte; er wollte fliehen, aber mit Schrecken sah er die ganze Gegend verändert, und die Kapelle rings umschlossen. Der Einsiedler fiel nun über ihn her, band ihn mit festen Stricken, stieß das Kruzifix von dem Altar, und setzte an dessen Stelle einen abscheulichen Götzen, den er mit abenteuerlichen Gebehrden verehrte, und mit dem Opfer des Gebundenen zu besänftigen versprach. Kaum aber war dies geschehen, als eine unsichtbare Hand mit graunvollem Getöse die Bande auffsprengte und den Befreiten aus der Kapelle führte, die noch lange von schallendem Hohngelächter wiederhallte, durch welches der Einsiedler in die größte Verzweiflung gerieth. Er schwand sichtbarlich, zuletzt zerstiebte die ausgezehrte Gestalt in neblichten Dunst. Erwacht durch die plötzliche Anstrengung sprang Karl jetzt aus dem Bette, eilte ans Fenster, und blickte wild und wüst durch die schaurige Nacht. Er versicherte sich, daß er wirklich wach sei, und jene Schreckbilder nur ein Traum herbeigeführt habe. Halb erfreut, halb unmuthig verließ er wieder das Fenster, und legte sich auf's neue zum Schlafen nieder. Jetzt durchstreifte er viele Felder und dunkle Waldung; Flüsse sah er, die auf ihren reißenden Fluten schnellere Schiffe trugen, dann glänzten herrliche Paläste auf freundlichen Hügeln, und weite Gegenden schienen durch kunstreiche Hand in bezaubernde Gärten umgeschaffen. Dann wurde ringsumher Nacht ausgebreitet, scharfe Winde durchkreuzten einander mit hellem Pfeifen, ungeheure Wasserfluthen entstürzten dem Himmel, der Boden

bebte, und aus der Ferne eilten rothe Flammen herbei, die in der Nähe als scheusliche Larven loderten und unter dumpfem Lachen erloschen. Fürchterliches Geschrei erhub sich nun von allen Seiten, ein Kriegsheer zog heran, aus tausend Schlünden blitzte Tod. Er erkannte deutlich den Obrist, der auf ihn zukam und drohende Blicke sendete. Er wollte fliehen, aber als er sich umwandte, sah er sich von Sophien's Armen umschlungen, die er bisher nicht bemerkt hatte. Sophien's Gestalt entwich vor dem Nahen des Obristen, denn ihr galt sein Drohen; aber ihre Arme blieben um seinen Leib geschlungen, sie wurden zu eisernen Ringen und engten ihm die Brust zu fürchterlicher Angst. Die Gegenstände dunkelten vor seinen Augen, er konnte nichts mehr fassen; in der Ferne vernahm er frohes Siegesgeschrei von rauschender Musik begleitet. Eine finstere Gestalt sprengte herüber, rief ihn zum Zweikampf, und durchstach ihm die linke Brust. Karl sah sich sterbend niederfallen, den Andern forteilen, und ihn ohne Bewußtsein liegen lassen; dann erwachte er wieder in Sophien's Armen, seine Brust war unversehrt, nur die schrecklichen Fesseln hatte der Streich zertrümmert. Der Obrist hielt Sophien freundlich bei der Hand; aber es war nicht Sophie mehr, eine liebliche Jungfrau, jener ähnlich, doch ungleich höher und edler. Sie sang ein Lied voll unbeschreiblicher Anmuth. Die Worte tönten immer lauter und deutlicher. Ganz verständlich war ihm die letzte Strophe:

Blumenliebe führt die Jungfrau
In den schönen Rosengarten,
Und alsbald die zarten Hände,
Dort der Liebesblume warten.

Aber Karl war bereits erwacht, und das Lied des Traumes war sanft in ein wirklich gehörtes hinübergegleitet. Er raffte sich auf; die Sonne leuchtete ihm mit goldenem Schein in das Gesicht, der blaue Himmel verkündete einen schönen

Tag. Es war ihm unbegreiflich, wer die Dame sein könnte, die das Lied gesungen hatte; er hatte am vorigen Abend nichts bemerkt, was ihm auf die Spur helfen konnte, und der Bursch, der ihm das Frühstück brachte, wollte nichts gehört haben, und läugnete überhaupt, daß irgend eine Dame in diesem Gasthof wohne. So blieb er noch wachend lange in seinen Träumen verwirrt, voll Unmuth rief er die entflohenen Bilder zurück, und verlor sich grübelnd über ihre Bedeutung, die er in der Zukunft seines Lebens glaubte finden zu müssen; allein in diese leuchtete ihm nur der Traum, denn nicht den Schatten eines Plans hatte er im Auge, so wenig als seine Wünsche und Hoffnungen ein bestimmtes Ziel zu ergreifen strebten. Was soll dieses Doppelbild Sophien's, rief er aus, das mich in Lust und Schmerz versenkte? und das Hineingreifen des Obristen in diese Wunder? Will der Traum vor Gefahren mich warnen, so ist er vergebens dem Himmel entstiegen, denn ich bin schon dem wilden Strom hingegeben; will er mich schrecken und täuschen, so nehme die Hölle ihr Trugbild zurück, auf mich soll es keine Kraft haben. Der Obrist trat ins Zimmer und begrüßte mit vertrauenvollem Tone unsern Helden, der eine tiefe, ehrfurchtsvolle Scheu in seinem Innern fühlte bei dem Anblick des hohen Mannes und seinen Gruß mit heißer Zuneigung erwiederte. Karl klagte über die unruhige Nacht, die er gehabt, ohne jedoch des seltsamen Traumes zu erwähnen; desto angenehmer war mein Erwachen, fügte er absichtlich hinzu: eine zauberische Stimme, die ganz nahe zu sein schien und durch ihre Anmuth auf die ihrer Besitzerin schließen ließ, nahm in dem Schluß eines lieblichen Liedes meinen unruhigen Schlummer hinweg. Vergebens hoffte er durch den Obrist etwas Näheres über diese Erscheinung zu erfahren; dieser schwieg, und eine bestimmte Frage deshalb zu thun, konnte sich Karl nicht entschließen. Meine Geschäfte, sagte der Obrist, fordern mich erst gegen Mittag, der Morgen ist sehr schön, und die

Gegend um diese Stadt nicht ohne Reiz. Wie wäre es, Sie zerstreuten die Unholde der Nacht durch einen Spazierritt auf das Land? wir kehrten zeitig zurück, oder Sie blieben mit meinem Adjutant, der uns begleiten wird, zu Mittag auf einem Edelhofe in der Nähe, wo ich gut bekannt bin, und ich käme auf den Abend wieder hinaus. Karl willigte mit Freuden ein. Der Vorschlag, sagte er, den Sie mir machen, kommt mir höchst erwünscht, aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen für die Güte danken soll, mit der Sie mein Leben an dem Ihrigen erquicken. Sein Sie ruhig, mein lieber Freund! versetzte der Obrist, das Verhältniß wird von beiden Seiten hervorgerufen, und wenn Ihnen in unserm Zusammensein wohl ist, so haben Sie dies sich selber eben so sehr, als mir zuzuschreiben. Ein Gleiches geschieht mir mit Ihnen. — Der Obrist hatte bereits die Pferde satteln lassen, der Bediente meldete, es sei alles bereit, und die beiden Männer verließen das Zimmer, um ihren dritten Gefährten nicht warten zu lassen. Der Adjutant kam auf der Treppe mit ihnen zusammen, sie schwangen sich auf ihre Pferde, und ritten davon.

Viertes Kapitel.

Der warme Hauch des Frühlings erhöhte alles Leben, Felder und Gebüsch lachten fröhlich. Die Vögel hüpften laut singend herum, und die raschen Pferde bäumten sich muthwillig unter den Reitern. Karl und seine Begleiter ergötzten sich an dem unbändigen Muthe ihrer Thiere und erprobten ihre Schnelligkeit gegen einander. Der Obrist freute sich der Kühnheit und Gewandtheit Karl's, der Anmuth und des

Adels seiner Bewegungen bei großer Kraft. Sie hatten ein Dorf erreicht. Vor der Schenke stiegen sie ab, um die Pferde verschnaufen zu lassen, und lagerten sich in den Sonnenschein. Sie werden es nicht bereuen, sagte der Obrist zu Karl, meiner Einladung gefolgt zu sein; die Töchter meines Freundes, die Sie heut sehen werden, verdienen wohl, daß man sie kenne, und ich muß Sie jetzt ein wenig mit ihrem Wesen bekannt machen, damit Sie nicht unter völlig unbekannte Personen treten. Die älteste, Henriette, ist eher häßlich als schön; sie hat diesen Mangel durch Bildung zu ersetzen gesucht, spricht vielerlei Sprachen, übt Musik, sogar Poesie: mit einem Worte, sie ist eine Gelehrte. — Sie weiß gewiß mehr als unser Feldprediger, sagte der Adjutant. Emilie, die zweite, versetzte der Obrist, hat eine ganz männliche Natur, sie ficht, reitet, jagt so rasch und kühn, wie ein Mann. Wie ein Husar sagte der Adjutant. Julie aber, die jüngste, fuhr der Obrist fort, ist die Blume aller Schönheit und Anmuth, sie besiegt alle Männer, selbst die kältesten, erfahrensten und stolzesten, keiner hat sich noch ungestraft ihr genaht. Ich sage Ihnen dies vorher, damit Sie sich nicht beklagen können, daß ich Sie ungewarnt der Gefahr entgegengeführt habe. Der Adjutant bestärkte auch diese Angabe. Als sie, sagte er, vor einem Jahre mit ihren Eltern in der Stadt war, hatten alle Offiziere des dortigen Regiments, bis auf einige ganz alte, zugleich Arrest wegen Versehen im Dienst, die sie begingen, weil ihnen die schöne Julie den Kopf verwirrt hatte. — Während dieses Gesprächs hatte sich ihnen ein Jüngling genähert; er war ländlich, aber reinlicher und feiner als die übrigen Landleute gekleidet. Sein Gesicht war bleich und sein verwirrtes Auge blickte bald wild, bald wehmüthig umher. Er hatte sein Haar und seine Brust mit Blumen geziert; einige trug er auch in der Hand. Seid willkommen, sagte er, ich mache heut Hochzeit; ihr seid doch auch meine Gäste? Die Braut wohnt dort in jenem Dorfe; sie heißt

Julie. Ihr Vater ist sehr vornehm, das ganze Dorf gehört ihm, und dieses auch. Aber meine Braut ist nicht stolz, ob sie gleich auf dem schönen Schlosse wohnt. Sie liebt mich auch, obschon ich kein vornehmer Herr bin, weil ich viele schöne Lieder kann. Wollt ihr eins hören? Er sang sogleich, ohne auf ihre Antwort zu warten.

Als ich mein eigen war,
War mir das Herz so klar,
Spielt ich so manches Jahr,
Spielte so frank und frei,
Knaben und Mägdelein,
Das war mir einerlei;
Zeigt ein fein Blümchen sich,
Nahm ich es gleich für mich,
Sprach niemand, nimm es nicht.
Doch als mein Liebchen kam,
Das bracht mir vielen Gram,
Weil sie mein Herze nahm,
Das hätt' ich sonst für mich.
Doch da sie's nahm für sich,
Sagt' ich nicht, nimm es nicht.
Weil's Liebchen war so fein,
Dacht' ich, ach wär es mein,
Wie wollt' ich fröhlich sein!
Fordert' es dreist für mich,
Da zeigt der Vater sich,
Der sagt gleich, nimm es nicht!
Da ward das Herz so schwer,
Da ward die Welt so leer.
Gar keine Freude mehr.

Während des Singens war der Jüngling immer trüber geworden, jetzt standen ihm Thränen im Auge. Es wird doch wohl heut noch nichts aus der Hochzeit, sagte er. Darauf gab er Karln die Blumen, die er in der Hand hatte. Geh zu meiner Braut, sagte er, und gieb ihr die Blumen, und sag ihr, ich würde sie abholen, noch ehe die Blumen verwelkt wären. Karl nickte ihm freundlich und mitleidig zu,

worauf er sich langsam entfernte. — Sie sahen wohl, daß der arme Junge aus Liebe zur schönen Julie seinen Verstand verloren, und erfuhren nachher von den Wirthsleuten, daß er der Sohn des Verwalters von diesem Gute sei, der als Kind viel mit den Fräulein drüben vom Schlosse gespielt habe. Als sie aber älter geworden, habe er das nicht mehr gedurft; darüber sei er ganz tiefsinnig und endlich gar verwirrt im Kopfe geworden, so daß er immerfort Fräulein Julie seine Braut nenne, und jedermann zur Hochzeit einlade.

Es war indessen Mittag geworden, die Gesellschaft bestieg wieder ihre Pferde und eilte dem Schlosse zu, wo sie den Tag zuzubringen dachten. Der alte Besitzer desselben kam ihnen eilig entgegen, als sie abgestiegen waren, und begrüßte den Obristen, als seinen Herzensfreund, mit einer Umarmung. Dieser stellte ihm Karl als seinen Freund vor, und bat ihn um freundschaftliche Aufnahme für denselben, da ihm Gesellschaft und Zerstreuung Bedürfniß seien. Darauf entschuldigte er, nachdem er auch die Damen begrüßt hatte, sein eiliges Aufbrechen und entfernte sich mit dem Versprechen, gegen Abend wieder zu erscheinen.

Karl war von Julien's blendender Schönheit so überrascht, daß er kaum im Stande war, seine Verwirrung zu verbergen. Alles was er vorher gesehen hatte, war bei diesem Anblick verschwunden, der alle seine Kräfte wie ein Zauberschlag lähmte; nicht einmal die traute er sich zu, sie lieben zu können. Aber bald empörte sich sein Sinn gegen diese gewaltsame Einwirkung, und er beschloß ihr zu trotzen. Er fand seinen Platz neben ihr an der Tafel, und ließ sich in die lebhafteste Unterhaltung mit ihr ein. Sie ging gern und unbefangen in alles ein. Der Wein und die Lebhaftigkeit des Gesprächs machten Karl immer heftiger und gespannter. Er sprach über alles mit einem Feuer und einer Kühnheit, mit der man sonst nur gegen ganz bekannte und vertraute Personen redet. Sie schien nichts außer der Ord-

nung zu finden, stimmte in alles ein, ergänzte, lobte, sprach mit gleichem Antheil, und fachte seine Gluth immer noch höher an. Eine herumziehende Musikantenbande ließ den Herrn des Schlosses um Erlaubniß bitten, sich vor der Gesellschaft hören zu lassen. Es ward ihnen erlaubt, im Nebenzimmer zu spielen. Sie spielten Anfangs ganz einfache Melodien, dann immer lebhafter und schöner, und führten endlich die schwersten und trefflichsten Sachen mit einer Kunst und Fertigkeit aus, daß die ganze Gesellschaft in Erstaunen gerieth über diesen hohen Grad von Virtuosität an einer herumziehenden Bande. Karl ward durch die Musik immer heftiger erregt. Er ließ den ganzen Traum dieser Nacht mit den süßen Tönen vor seinem Sinn vorüberziehen; aber als plötzlich die Instrumente schwiegen, und dieselbe Stimme, die er in dieser Nacht gehört hatte, dasselbe Lied sang, was er sogleich wieder erkannte, konnte er sich nicht länger halten. Er eilte hinaus in das Nebenzimmer und fragte die Musikanten heftig, wer das Lied gesungen habe? Sie zeigten auf einen kleinen Knaben in türkischer Kleidung mit schwarzgefärbtem Gesicht, und sagten: da der Mohrenkönig aus Morgenland. Karl war bestürzt, er schämte sich weiter nachzuforschen und verlachte sich selbst. Nachdem er zur Gesellschaft zurückgekehrt war, wollte der Herr des Hauses den Musikanten eine Belohnung senden. Sie wollten aber nichts nehmen, und es fand sich bald, daß es Striezelmeier war, der sich mit einigen Mitstudirenden den Spaß gemacht hatte, den Herrn des Schlosses zu überraschen, auf dessen Kosten er studirte. Man ließ die Studenten hereinkommen, sich an die Tafel setzen, und bewirthete sie mit Wein. Der Mohrenkönig aber, den Striezelmeier für einen Schüler ausgab, war verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Emilie trat hinzu, und löste das Gespräch, das Karl und die Studenten über Musik führten, durch die Nachricht auf, daß die übrige Gesellschaft beschlossen habe, den schönen Nachmittag in dem kühlen Wäldchen zuzubringen, das hinter dem Garten des Schlosses lag. Man ging; Emilie gab dem Adjutanten, der ihr den Arm anbot, ein Paar Handschuhe und ein Tuch zu tragen, damit er, wie sie sagte, nicht zu sehr betrübt wäre wegen ihrer Weigerung, seinen Arm anzunehmen; sie wolle sich heute ganz frei bewegen. Karl hatte seine Freude daran, den Anjutanten seines guten Humors vergessen und in demüthigem Gehorsam sich dem Willen der Dame fügen zu sehen. Julie war noch zurück, und Karl wünschte sehnlichst, wenigstens die eine Seite des schönen Fräuleins zu behaupten, aber indem er auf der Treppe stehen blieb, um zu erwarten, daß sie herabkäme, und dann sich an sie anzuschließen, wollte ihm der Zufall so übel, daß Henriette, zwischen ihn und Julie sich drängend, diese in den Arm faßte, und durch einen freundlichen Blick auf Karl die Höflichkeit von ihm erzwang, an ihrer Seite zu bleiben. Sie waren eben in der Allee angelangt, und er schon entschlossen, mit verständiger List die Tücke des Zufalls auszugleichen, als mit einemmal zwei der Studenten sehr vornehm an Julien's linke Seite traten, eine um so unbegreiflichere Frechheit in Karl's Augen, da sich die zwei andern mit Striezelmeier in eherbietiger Entfernung hielten. O Julie, rief Henriette mit freudigem Gefühl, sieh, wie dort meine Hundsblumen aufgegangen sind, und in einer einzigen Nacht! Gestern, als ich sie besah, fand ich nur lauter Knospen. Sie glauben nicht, fuhr sie fort zu Karl gewandt, wie sehr man ein solches Plätzchen liebgewinnt durch die lange Zeit, die tau-

send flüchtige Erinnerungen daran geknüpft hat. So oft ich dahin blicke, fluthen alle in einer einzigen süßen Empfindung auf. Karl antwortete lächelnd: Es ist sehr schön, daß Sie aus dem großen Garten kleinere Stücke ausgesondert und bestimmterem Besitz geweiht haben, so kann jede Eigenthümlichkeit sich freier abbilden, und um so schöner in die Harmonie des Ganzen zurückfließen. Er dachte an Julien, und fragte, ob nicht auch sie ein eigenes Blumengärtchen habe. Sie verneinte es, und spottete gutmüthig über der Andern Lauben und Beete, die ungeachtet der Eigenthümlichkeit ihrer Besitzer und Besitzerinnen diese doch nicht abspiegelten, und, von ihnen vernachlässigt, wilder und unordentlicher wären, als der allgemeine Garten, indem der Gärtner, kraft eines alten Verbots, um die geweihten Flecke sich nicht bekümmern dürfe. Henriette schien unsern Helden für die erlittene Verhöhnung trösten zu wollen, und sah auf ihn mit einem Blick, der die innigste Zustimmung zu seinen Aeußerungen aus dem tiefsten Gemüth verkündigte. Allein der eine der Studenten, welcher zunächst an Julien's Seite ging, und den wir Friedrich nennen wollen, übernahm sogleich auch mündlich Karl's Vertheidigung. Wenn auch Ihre Behauptung, sagte er zu Julien, vielleicht auf einige nur zu sehr Anwendung findet, so erlauben Sie doch, daß ich durch einige Ausnahmen auch die entgegengesetzte Meinung rechtfertige. Zum Beispiel hier links die Laube, welche Striezelmeier's Namen führt, seit am Neujahrstage sie ihm so feierlich zugesprochen wurde, welche gewaltige Individualität spricht nicht aus ihr! Stachelbeeren rund umher, oben zum Dach die dürren Stangen, um die sich das Laub für keinen Preis winden will, und vor allen Dingen der siebeneckige Tisch, an dem die sieben freien Künste umher eingeschnitten sind. Ein allgemeines Lachen hinderte ihn fortzufahren, und nur in spöttischen Blicken auf Karl redete er weiter. Dieser warf ihm fürchterliche Zornblicke entgegen, welche die boshafte

Laune Friedrich's noch vermehrten, und es wäre ohne Zweifel eine unangenehme Streitigkeit zum Ausbruch gekommen, wenn nicht Julie mit den Studenten die Laube hätte in Augenschein nehmen wollen, die ihnen um so interessanter war, da eben Striezelmeier die beiden andern Studenten in sein Reich eingeführt hatte. Die beiden Gleichgesinnten waren nun allein geblieben, aber so froh Henriette darüber zu sein schien, so verwünscht war es dem unglücklichen Karl, der in den Fesseln der Anständigkeit unsägliche Schmerzen litt. Die übrige Gesellschaft war vorausgeeilt, Karl wollte schneller gehen um sie einzuholen; Henriette aber hielt ihn auch davon zurück, indem sie versicherte, keinen stärkeren Schritt aushalten zu können. Sie hielt ihn jedoch ihrer Meinung nach reichlich schadlos für die Entbehrung, indem sie mit vieler Freundlichkeit ihn auf die einzelnen Parthien aufmerksam machte; sich der Bäume, Blumen und Lauben freute, und eine und die andere Merkwürdigkeit davon erzählte. Ihr Begleiter machte endlich aus der Noth eine Tugend, und wurde gefälliger und gesprächiger, indem er sich innerlich schalt, daß er das gute, edle Mädchen nicht gehörig schätze und seinen eigenen Mißmuth an andern bestrafen wolle. Er nahm lebhaften Antheil an allem was sie erzählte, verwunderte sich freudig, und schien in vollem Ernst auf dem Wege zu der trefflichsten Rührung begriffen. Dabei zeigte er einen großen Reichthum an botanischen Kenntnissen, nannte die Namen der meisten Gewächse nach Linné, und Henriette fand ein großes Behagen an den lateinischen Worten, die sie den einheimischen rohen und ungefälligen Namen der meisten Blumen und Kräuter bei weitem vorzog. In ihrer Freude ging sie sogleich zu den reichsten Beeten, um ihrem neuen Freunde einen Blumenstrauß zu pflücken. Erwarten Sie mich, sagte sie zu Karl und gab ihm ihren Arbeitskorb zu tragen, dort unten auf jener Bank, hier brennt die Sonne zu heiß, als daß es rathsam wäre, still zu stehen. Er schritt langsam auf

die bezeichnete Bank zu, setzte sich, und nahm ein Buch aus dem Körbchen, zu sehen, was es wohl für eines wäre. Der Titel hieß: die Söhne des Thales, erster Theil, und das Ganze schien ein dramatisches Historienstück zu sein; indem er blätterte, fand er, daß auch der zweite Theil dabeigebunden war, wodurch freilich das Buch eine unförmliche Dicke erhielt. Er war eben in das Lesen einer Scene hineingekommen, die ihn interessirte und viel Gutes von dem Buche vermuthen ließ, als Henriette mit einem schönen, großen Strauß anlangte, den sie ihm sehr zierlich überreichte, worauf er sehr verbindlich dankte, und den feinen Geschmack, mit dem sie die Blumen gewählt und geordnet hatte, überaus rühmte. Sie hatte bemerkt, daß er das Buch betrachtet hatte, und fragte lächelnd, ob er es kenne. Als er dies mit Nein beantwortete, ergoß sie sich in vielen Lobreden über das herrliche Gedicht, das, wie sie sagte, eine neue Gattung in der Poesie anhebe, und ein wahrhaft religiöses Kunstwerk sei; noch mehr aber ließ sie sich über den vortrefflichen Verfasser aus, den sie zwar nicht persönlich, aber doch sehr genau durch Briefe einer Freundin kenne, deren gottseliges Gemüth sie gleichfalls anzupreisen nicht ermangelte. Zugleich bot sie Karl'n das Buch zum Lesen, welches er mit Vergnügen annahm. Obgleich wohl fühlend, daß es weder jetzt noch sonst jemals sein Platz sei, eine litterarisch gebildete Dame zu unterhalten, so fand er doch, daß Henriette eine Ausnahme sei von den gewöhnlichen gelehrten Weibern, indem sie bei vielem Verstand ein reines, ungekünsteltes Gefühl bewahrte, ja sogar, was ihn am meisten freute, kaum eine Spur von Eitelkeit auf diese Bildung blicken ließ. Da sie nun noch viel rührende, vortreffliche Dinge über Freundschaft sagte, ihm ihre eigenen Verhältnisse mit Inbrunst darlegte, auch in der Ferne blicken ließ, sie habe geliebt, und ihre jetzige Wehmuth sei der Nachklang einer glücklicheren Zeit, so konnte sich Karl der Thränen kaum enthalten, und

je mehr er früher Unrecht gethan zu haben glaubte, deſto mehr übertrieb er nun auf der andern Seite, um nur ja recht ſeine Schuld ausgetilgt zu fühlen. Das aufrichtige Lob, welches ſie dem von Karl höchſt verehrten Obriſten gab, und die Zuneigung, mit der ſie manche ſeiner Reden wiederholte, beſtätigten jenen in der guten Meinung von ihr ſelber vollkommen. Unter ſolchen und andern Reden kamen ſie an einen großen runden Platz, der von hochlaubigen Bäumen ringsher dicht umſchattet wurde. Die übrige Geſellſchaft, und auch Julie, die mit den Studenten auf einem nähern Wege trotz des Verzugs früher angelangt war, ſaßen bereits alle auf Raſenbänken, oder Stühlen, die aus dem Garten herbeigeſchafft worden, und erwarteten, daß die geſchäftigen Bedienten den Kaffee herumgereicht hätten, um noch tiefer in den Wald einzudringen. Friedrich ſprach vieles mit Henriette, wie es ſchien, luſtige Sachen, und gegen ihre Stimmung gehalten, profane ſogar, wozu ſie nach ihrer Weiſe ſehr ſtill war, aber doch, zum größten Verdruſſe Karl's, mit aller möglichen Freundlichkeit aufmerkte, und wenn es ſich im geringſten ſchicken wollte, mit liebreichen Gefühlen in zarten Ausdrücken nicht ſparte. Durch ſo mannichfaltige Regungen in ſeinem Innern verzerrt, wollte Karl die erſehnte Gelegenheit, mit Julien zu reden oder doch in ihrer Nähe die Ausſtrömungen der hohen Schönheit zur Erquickung des dürſtenden Sinnes einzuſaugen, da ſie jetzt ganz nah und allein ſtand, nicht zu ergreifen wagen, ſondern er blieb abgeſondert von den andern an einen Baum gelehnt, mit wunderlichen Ueberlegungen und Betrachtungen über die Menſchen, die vor ſeinen Augen ſich bewegten, beſchäftigt. Er hatte ein großes Verlangen nach dem Obriſten, der ihm die einzige recht wohlthätige Geſtalt war, indeß die andern alle mehr oder weniger ihm feindlich ſchienen, ſowohl durch Spiele ihn zu necken als durch Tücken ihn zu verderben gleich bereit. Sein Vorſatz war, noch an dieſem Abend

förmlich in Kriegsdienste zu treten und unter den Augen des Obristen sich zum Anführer zu bilden, denn er traute sich kein geringes Talent für das Kriegswesen zu, worin ihn sein geprüfter persönlicher Muth unterstützte. In diesen Betrachtungen wurde er gestört durch das Erscheinen eines jungen Mannes, dem die anwesenden Kinder fröhlich entgegensprangen, und die andern, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu zeigen, freundlich zunickten. Der junge Warner hatte kaum einige Worte dem Gutsherrn gesagt, und sich entschuldigt wegen seines Besuchs, als er sogleich von Fräulein Emilie aufgefordert wurde, seine Kunst auszuüben, und den Kindern sowohl als der andern Gesellschaft durch seine Geschicklichkeit ein Vergnügen zu bereiten. Warner zog eine große, rothe Brieftasche hervor, suchte unter vielen bunten und weißen Papieren mühsam ein Zettelchen heraus, und überreichte, verlegen und bescheiden, dasselbe an Emilien, die es kaum auseinander geschlagen hatte, als sie mit lautem Ausruf der Bewunderung alle die Anwesenden herbeizog. Man sah mit Erstaunen eine kleine Landschaft von schwarzem Papier ausgeschnitten, mit Bäumen, Häusern, Leuten und einer Heerde Schafe, dazu eine Brücke, Wasser, worauf eine Ente schwamm, und mehr dergleichen: alles in größter Kleinheit mit der genauesten Proportion sauber dargestellt. Alle ergossen sich in Lobsprüchen über das kleine Bild; einer lobte die Richtigkeit der Umrisse, ein anderer die hübsche Anordnung, die Damen hatten ihre Freude an den zarten Füßchen der Schäfchen; am meisten aber bewunderte man die feinen, gedrängten Blätter eines Baums, die nicht viel größer waren als Nadelspitzen. Und das alles machen Sie mit der Scheere? Ja, freilich, war die Antwort. Gewiß zeichnen Sie ganz vortrefflich? Verzeihen Sie, versetzte Warner lächelnd, ich kann keinen Strich zeichnen. Diejenigen, die ihn schon früher gekannt hatten, bestätigten seine Aussagen, und man erstaunte nur noch mehr. Diese Fragen, sagte

Warner halb laut zu Karl, der ihm zunächst stand, habe ich schon tausendmal, und noch weit dummere dazu, beantworten müssen, so daß es mich jedesmal brühheiß überläuft, wenn ein Fremder die Dinger sieht. Indem trat ihn ein alter Herr, der wegen seiner Harthörigkeit wenig Antheil an dem Gespräch nahm, aufs neue mit denselben Fragen an, und Warner beantwortete sie mit der größten Bescheidenheit, ging aber sogleich ein und gab verstohlen seine Freude zu erkennen, als Friedrich über den alten Herrn eine zwar witzige aber auch sehr unbescheidene Bemerkung vorbrachte. Er hatte offenbar den Schalk im Nacken und schien nicht ungeneigt, die ganze Gesellschaft innerlich zu verhöhnen, wie Karl deutlich zu erkennen glaubte, während er mit großer Gefälligkeit sich für die andern bemüht zeigte. Dies gefiel Karl'n sehr wohl, er fühlte sich einen Augenblick zu Warner hingezogen, und hoffte in ihm eine Stimmung zu finden, die der seinigen nicht ganz unähnlich wäre. Er rühmte die Ausschnitte sehr, wandte sich dabei sehr freundlich an ihn, und bat ihn um ein kleines Andenken von seiner Arbeit, welches jener sehr bereitwillig versprach. Karl war hiezu noch durch eine andere Triebfeder bewogen; denn Friedrich, welchem er als einem erklärten Gegner allen möglichen Haß zuwarf, behandelte offenbar das Talent Warner's als eine nichtsbedeutende Künstelei, ihn selbst aber schien er noch weniger leiden zu können. Warner mußte nun einige Kleinigkeiten für die Kinder ausschneiden, und jederman war durch die Schnelligkeit, mit der eine ganze papierne Welt geschaffen wurde, höchst erfreut, besonders da die Stücke, ihrer Bestimmung gemäß, etwas größer ausfielen, als die früheren, auch von allerlei buntem Papier waren, und zum Aufrechtstehen durch Umbiegung des Bodens geschickt wurden. Die sentimentalen Gegenstände fanden hauptsächlich Beifall: rosenfarbene Schafe, grüne Hühner und blaue Mädchen mit Körben und Blumen ausgeschmückt. Friedrich sah erbarmungsvoll dazwischen, und

lachte die Leute aus wegen des großen Wesens, das sie aus so kleinen Dingen machten. Es ist ein hübsches Talent, sagte er, dann und wann eine müßige Viertelstunde auszufüllen, darum aber möchte ich es gern von den zarten Händen eines Frauenzimmers ausüben sehen. Man fand ihn ungerecht, und verwies ihm diese Ansicht von allen Seiten. Karl hoffte, Warner's verborgene Gewandtheit würde hervorbrechen, sobald sie einen äußern Stützpunkt finde, und hielt eine sehr preisvolle Gegenrede an Henriette, deren Zartheit sich im schönsten Lichte zeigen konnte. Wider alles Vermuthen aber blickte Warner Friedrichen scharf und freudig an, und gab seinen Aeußerungen den ungemessensten Beifall, indem er gestand, daß diese kleine Fertigkeit, die nie auf Kunst Anspruch machen könne, von ihm nur aus Gefälligkeit gegen die Liebhaberei der andern ausgeübt werde, nie aber zu seiner eigenen Ergötzung, zu der sie nur gedient, als er noch mit den ausgeschnittenen Puppen gespielt habe; Karl war erbittert, daß überall seine Absicht verkannt, und alles was er sagte, von denen selbst, die er zu verbinden glaubte, bestritten und vernichtet wurde. Der Ausschneider schien in einige Laune zu kommen, nahm einige Blätter violettes Papier, und schnitt mit verbissenem Lachen größere Figuren daraus, abentheuerliche, wunderliche Gestalten, denen außer Friedrich aber niemand rechte Aufmerksamkeit zeigte. Desto mehr war dieser mit seinem Lobe jetzt freigebig, und konnte sich vorzüglich an den originellen Juden, worin Warner sehr stark war, nicht satt sehen; dann folgten allerlei Bilder von solchen, die auch außer dem Sprachgebrauche der Studenten, Philister zu heißen vorzüglich werth sind, mit den seltsamsten Gesichtern; zuletzt ein Schneider auf einem Ziegenbock. Das Mißfallen an diesen Bildern war sichtlich; Henriette ersuchte um ländliche Gegenstände, und nur Friedrich trieb in komischen Reden sein Spiel mit den Karikaturen. Man zerstreute sich nach und nach von dem Tische

und schickte sich an, weiter zu gehen; in seinem Muthwillen gab Warner noch mit großer Schnelligkeit einen Teufel zum Besten, welchen Friedrich kaum vor der Zerstörung rettete und nebst den andern Karikaturen aufbewahrte. Warner aber schien es mit den andern verdorben zu haben, obgleich er, nachdem er seine Instrumente eingesteckt, auf das höflichste unter die Gesellschaft sich mengte, und besonders mit den Kindern auf eine liebreiche Art sprach, welches in einer Familie am sichersten Zuneigung erweckt. Es konnte Karl nicht entgehen, daß ungeachtet alles dessen der junge Mann mit großer Vornehmheit behandelt wurde. Höchst unmuthig und innerlich bewegt, war er entschlossen, sich unvermerkt von der Gesellschaft zu entfernen, eine einsame Gegend aufzusuchen, und seinen Gedanken ungestört nachzuhängen. Aber diesmal schien Julie seine Begleitung zu wünschen; sie näherte sich ihm, fing ein Gespräch über den Obristen mit ihm an, und nach einer kleinen Weile, da alle aufbrachen, nahm sie ohne Umstände seinen Arm. Dies ungehoffte Glück hätte Karl wieder aufmuntern können, wenn nicht auch hier Friedrich wie ein böser Feind herbeigekommen wäre, und, worauf Karl doch mit Schadenfreude gerechnet hatte, nicht die kleinste Spur von Eifersucht oder Neid zeigte. Die beißende Kälte, womit dieser alles behandelte, ohne selbst verwundbar zu sein, zerstörte durchaus jedes Gespräch, in welchem tiefe Gefühle und ernste Ansichten Karl's aufducken wollten, zu denen er durch Julien's Gegenwart immer aufs neue begeistert wurde. Unter gleichgültigen Reden waren sie zu einer Schaukel gelangt, die zwischen zwei hohen Bäumen herab hing. Julie eilte, sich auf den Schaukelstuhl zu setzen, und Karl freute sich von Herzen, dem Gegner den Rang abzulaufen, indem er ihm zuvorkam und die Schaukel mit der schönen Last in sanfte Schwingung setzte. Friedrich stand ruhig dabei, nur wenn Julie an ihm vorbeiflog, trieb er allerlei kleine Neckereien, bald ihr die Hand zu küssen be-

müht, bald Handschuhe und Körbchen mit unerwarteter Schnelligkeit raubend. Karl gab vorsätzlich dem Schwung eine schiefe Richtung, in Hoffnung, den verhaßten Gegner wegzustoßen, allein dieser wußte mit großer Leichtigkeit auszuweichen, und schien im geringsten nicht gehindert. Aber ich sehe, sagte Friedrich, der Sitz ist eigentlich für zwei eingerichtet, und es ist unerlaubt, daß Sie allein die Luftfahrt machen. Wenn Sie können, antwortete Julie, so kommen Sie herauf. Karl strengte sich an, um dies durch die Heftigkeit der Bewegung zu verhindern. Sie werden zu sehr ermüden, rief ihm Julie zu, ich will lieber absteigen. O nein, versetzte Karl, Ihr Vergnügen wird zu dem meinigen! In dem Augenblick nahm Friedrich die Gelegenheit wahr und stand mit einem kühnen Sprung auf der Schaukel, die im stärksten Schwunge war. Mit Anmuth setzte er sich neben Julien, und diese munterte Karl'n auf, jetzt nur recht hoch zu werfen. Dieser that's mit entsetzlichem, nur halbverbissenen Grimm, doch plötzlich hielt er die Schaukel mit Gewalt an, verbeugte sich vor Julien, und ersuchte sie, gefälligst abzusteigen, zugleich aber hob er sie herab, ohne ihrer Antwort zu warten. Wie ein Blitz fuhr er sodann gegen die Schaukel an, stieß sie mit aller Kraft in die Höhe, und führte, während Friedrich die Luftfahrt hin und her mehrmahls gezwungen fortsetzte, das Fräulein zu der übrigen Gesellschaft, ohne ein Wort zu reden.

Sechstes Kapitel.

Die Gesellschaft brachte den Rest des Abends in der angenehmen Kühlung mit munteren Gesprächen zu, in welche sich Karl nicht mischte. Er blieb einsilbig und kalt, und seine finstere Miene machte einen schneidenden Kontrast mit der frohen Laune der übrigen, besonders wenn sie über Friedrich's Possen alle in lautes Lachen ausbrachen. Dieser war gleich nach Karl und Julien zur Gesellschaft zurückgekommen; heiterer als je erzählte er, wie das Schaukeln schon in der Kindheit zu seinen Lieblingsvergnügungen gehört habe, und bemerkte, daß es auch jetzt noch immer, und besonders heute, dazu diene, ihn in die frohste Laune zu versetzen; zum Beweise dieser brachte er die drolligsten Einfälle und Wortspiele zum Vorschein, und verfehlte nie seinen Zweck, die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, welches ihm um so leichter gelingen mußte, da diese, schon dazu aufgelegt, nur eines leisen Anstoßes bedurfte. Karl, der alle diese Scherze als kleinlich und fade verachtete, brannte vor Begierde, sich an Friedrich aufs empfindlichste zu rächen, der schon den ganzen Tag ihm die bittersten Kränkungen bereitet hatte, und er beschloß, die ersten Augenblicke der Freiheit dazu anzuwenden, um die besten Mittel zur Vollziehung seiner Rache ausfindig zu machen. Man ging endlich in die Wohnung zurück, um das Abendessen einzunehmen. Auch bei diesem herrschte eine fast ausgelassene Fröhlichkeit, die Karl'n um so mehr verstimmte, je mehr er sich Mühe gab, scheinbar darin einzustimmen. Als man nach der Tafel noch Reichardt'sche Kompositionen zu singen anfing, stahl er sich unvermerkt aus dem Zimmer und eilte in den Garten, um sich ganz ungestört seinen Gefühlen hinzugeben. Kaum war er einige Minuten mit raschen Schritten umhergelaufen, als er in einer andern Allee

in einiger Entfernung Striezelmeier gewahr ward. Dieser hielt mit beiden Händen ein Buch vor die Augen, worin er bei dem ganz hellen Mondscheine mit halblauter Stimme äußerst emsig las. Auf diese Weise war er kaum einige Schritte in der Allee vorwärts gegangen, als er plötzlich unter der Erde verschwand. Zu gleicher Zeit erscholl aus einem offenen Fenster des Schlosses ein lautes Geschrei. Karl, der beides bemerkte, eilte sogleich dem Orte zu, wo Striezelmeier verschwunden war, und fand, daß der Arme in einen Brunnen gestürzt war, den der Gärtner aus Nachlässigkeit zu bedecken vergessen hatte. Voller Bestürzung eilte er sogleich dem Schlosse zu, um Hülfe für den Unglücklichen herbei zu schaffen, aber der Gärtner und mehrere Bediente kamen ihm, schon von dem Vorfalle unterrichtet, auf halbem Wege entgegen, um jenem zu helfen. Henriette hatte nämlich aus dem Fenster zu gleicher Zeit mit Karl den lesenden Striezelmeier verschwinden sehen, war darüber in das erwähnte Geschrei ausgebrochen, und die Gesellschaft, von dem Geschehenen benachrichtigt, schickte den Gärtner und die Bedienten sogleich zu seiner Hülfe ab, worauf die mehresten von ihnen selbst nachkamen, um den Erfolg mit anzusehen. Der Brunnen wurde zum Glück nicht mehr gebraucht, und war also nicht voll Wasser, indessen kostete es doch nicht geringe Mühe, den Versunkenen hervorzuziehen, der endlich zum Vorschein kam ganz mit Schlamm überzogen, ohne einigen Schein des Lebens, und dennoch mit den erstarrten Händen sein Buch so fest haltend, daß keiner im Stande war, es ihm zu entziehen. Die Umstehenden waren jetzt sämmtlich in der größten Verlegenheit, da keiner die Mittel anzugeben wußte, wodurch der entseelte Striezelmeier wieder ins Leben zurückgerufen werden könnte. Man besann sich endlich, daß der Pfarrer des Dorfes immer an der Errettung der Scheintodten den größten Antheil genommen habe, deren schon mehrere ihm die Erhaltung ihres Lebens verdankten, ja daß er

selbst einen Apparat besitze, der alle bei solchen Vorfällen nothwendige Instrumente enthalte. Man lief schnell zum Pfarrhause und weckte den Prediger, der im größten Eifer, bloß seinen Schlafrock umwerfend mit dem Apparat unter dem Arm herzueilte. Indessen waren auch die großen Hunde des Gärtners, die des Nachts losgelassen wurden, herbei gekommen und hatten den mit Schlamm überdeckten ganz schwarzen Striezelmeier sehr heftig angebellt, ohne sich jedoch nahe an ihn heran zu wagen. Jetzt aber, als der Pfarrer in seiner Nachtkleidung erschien, fielen sie mit unbändiger Wuth über diesen her, und rissen ihm vorn und hinten so ungeheure Stücke aus seinem Schlafrock, daß der arme Mann, der in der Eile einzig diese Bedeckung über sich geworfen, in die fürchterlichste Verlegenheit gerieth. Mühsam trieb man die Hunde mit ihrer errungenen Beute hinweg, und half dem Pastor mit einigen Nadeln aus, worauf er die Reste seines Schlafrocks mit der äußersten Oekonomie zusammensteckte. Durch die entstandene Enge seiner Schenkelbedeckung aber ward er gezwungen, die allerkleinsten Schritte zu machen, so daß er mit possirlicher Langsamkeit gegen den verschlämmten Striezelmeier anrückte. Die Anwesenden konnten bei aller Mühe, die sie sich gaben, ernsthaft zu bleiben, doch ein leises Kichern nicht unterdrücken, das hie und da ausbrach. Nachdem der Pastor durch die gewöhnlichen Versuche herausgebracht, daß der Patient noch leise athme, ließ er ihn nach dem Schlosse zurück tragen, und folgte selbst sehr langsam nach. Auch die übrigen gingen zur Gesellschaft zurück, und überließen den Verunglückten der Sorgfalt des Predigers, der versicherte, daß die Sache durchaus ohne üble Folgen bleiben und die Genesung des Kranken das Werk einiger Stunden sein werde.

Es war indessen so spät geworden, daß die Gesellschaft sich zu trennen beschloß. Karl ward höflich eingeladen, die Nacht im Schlosse zu bleiben und die Ankunft des Obristen

zu erwarten, über dessen heutiges Ausbleiben man sich wunderte. Einer der Studenten, der ein dem Hause empfohlener war, ward ebenfalls dort behalten, und beide mußten sich mit einem Zimmer begnügen, da das andere zur Aufnahme von Fremden eingerichtete von Striezelmeier bereits eingenommen war. Die übrigen Studirenden brachten die Nacht bei Friedrich zu, der eine Sommerwohnung im Dorfe hatte. Der Student, der jetzt mit Karl auf einem Zimmer war, hatte den Tag über in der Gesellschaft ziemlich schüchtern, ja verlegen und genirt geschienen, jetzt aber, da er sich mit Karl allein sah, den er ebenfalls für einen Studenten hielt, ward er ganz munter und zutraulich, und Karl freute sich, trotz der rauhen, beinah ungezogenen Manieren, doch sehr an der unbefangenen Offenheit und ganz sorglosen Freimüthigkeit, mit der er gegen einen ihm völlig Unbekannten über den vornehmen Hofton, der dieser Familie eigen war, über die Protektionsmiene des Gutsherrn, und über die Sentimentalität Henriettens in ziemlich derben Ausdrücken, aber doch immer äußerst treffend, loszog. Ueber die letztere besonders machte er in seinem burschikosen Style gar lächerliche Glossen, und entdeckte endlich Karln lachend, aber mit der Bitte, sich nichts merken zu lassen, daß er sie einst in einer sehr zweideutigen oder vielmehr ganz unzweideutigen Vertraulichkeit mit Striezelmeier überrascht habe. Seitdem ist mir, fügte er hinzu, ihr empfindsames zartes Wesen ganz unausstehlich geworden, aber heute hätte ich beinahe laut aufgelacht, da ich sie ansah, denn der Teufel soll mich holen, wenn sie nicht schwanger ist. Karl, der diesem Berichte durchaus nicht Glauben beimessen wollte, versuchte alles Mögliche, ihm diesen unanständigen Verdacht auszureden, er aber ließ sich durch nichts von seiner Meinung abwendig machen. Ich studire Medicin, sagte er, und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn ich nicht schon soviel davon los hätte, um eine Schwangerschaft im sechsten Mo-

nat zu erkennen, und so lange ist es auch gerade her, daß ich die beiden beisammen sah. Ein Hundsfott, wenns nicht wahr ist! Geben Sie morgen nur selber Achtung. Karl mußte über diese Entdeckung herzlich lachen. Er konnte ihr indeß noch immer nicht vollen Glauben beimessen und beschloß, am morgenden Tage wo möglich die Wahrheit mit genauer Aufmerksamkeit zu erforschen. Die übertriebene Aengstlichkeit Henriettens bei Striezelmeiers Unfall, die Karl anfangs nur für allgemeine Theilnahme genommen, schien ihm jetzt sehr für seines Stubengenossen Meinung zu sprechen, doch verschob er den Ausspruch darüber bis auf morgen, und bat auch jenen, ihn für jetzt der Ruhe zu überlassen, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen.

Siebentes Kapitel.

Am folgenden Morgen hörte Karl zu seinem großen Verdruß, daß ein früher und eilfertiger Bote aus der Stadt den Adjutanten abgerufen habe, um den Obristen, der auf erhaltene Depeschen noch in der Nacht von dort abgereist wäre, man wisse nicht wohin, wo möglich einzuholen. Ein kleines Billet, das der Gutsherr von dem Obristen bekommen hatte, enthielt nichts als einen höflichen Abschied, und erwähnte Karls mit keiner Sylbe. In der Umgebung, worin er sich befand, konnte er unmöglich bleiben, ohne sich aufzudringen, was er um so weniger thun wollte, da auch ihrerseits diese Leute ihm lästig waren; dem Obristen zu folgen, was ihm das Wünschenswertheste schien, hielt er gleichfalls für aufdringlich, außer dem, daß es aus Mangel an näheren Nachrichten unthunlich blieb. Dennoch hoffte er

noch immer, es würde der Obrist an ihn geschrieben haben, oder doch bald schreiben, um ihm sowohl die Ursache, warum er ihn zurückgelassen, als auch den Ort anzuzeigen, wo er sich wieder mit ihm vereinigen könne. Von allem diesen geschah nichts; man erwähnte des Obristen wenig und schien als bekannt anzunehmen, daß die politischen Verhältnisse ihn fortgerissen hätten, welche in diesem Augenblick mehr als je gespannt waren. Es vergingen einige Tage, ohne daß Karl einen Entschluß fassen konnte; das gesellige Leben bewegte sich leicht und vielfach um ihn, und gab ihm, da er jedes einzelne Vorübergehende mit seiner dunkeln Schwere festhielt, genug Beschäftigung, die ihn desto länger zurückhielt, je weniger er aufs Reine kommen konnte, und bald, alles in dem schlechtesten Lichte sehend, das ganze Wesen als gemein und heuchlerisch verachtete, bald wieder umkehrend, in der Gewissensangst den Leuten das schreiendste Unrecht gethan zu haben, sie in hellerem Glanze und weit vortrefflicher sah, als sie wohl selbst sich glauben mochten. Selbst Henrietten, über deren Umstände ihm je länger je weniger Zweifel bleiben konnte, mußte er dann mehr bedauern, als hart verdammen, und ein gewisser Zug wechselseitiger Theilnahme zog ihn immer auf's neue zu ihr hin. Warner, der fast täglich die Familie besuchte, zeigte ebenfalls für das arme Mädchen eine große Aufmerksamkeit, und Karl, auf Warner's Urtheil etwas haltend, wurde in seiner guten Meinung leicht befestigt. Er fand eines Morgens Henrietten sehr gerührt, indem sie von Zeit zu Zeit ein Papier durchlas, und dazwischen viele Lobreden auf Warner's schönes Gemüth, sein bescheidenes Jugendfeuer und sein mächtig quillendes Dichtertalent einflocht. Sie theilte unserem Helden sehr bald das Papier mit, indem sie ihn zum Vorlesen aufforderte. Er las ein Sonett an Olympia, und hatte kaum geendet, als Henriette ausrief: O wie zart! indem sie das Blatt zurücknahm. Auf Karl's Frage, wer unter dem Namen Olympia verstanden sei, wurde ihm die

würdige Tante gezeigt, die in reiferen Jahren noch einige Ansprüche auf Jugend machen konnte, wenigstens gestand man ihr zu, daß sie sich vortrefflich konservirt habe. Karl erinnerte sich nun, daß der Student, mit dem er vor einigen Tagen in demselben Zimmer schlief und der das ganze Haus so übel kannte und schilderte, diese Tante Olympia Wintergrün genannt hatte, und so war ihm auch diese Figur durch Verspottung im voraus verleidet. Bald nachher trat Warner ein, und Karl, der in's Freie zu kommen wünschte, forderte ihn zu einem Spaziergang in das Gehölz auf. Er ließ sich von Warner, zu dem er jeden Augenblick mehr Neigung faßte und dessen Karakter, ein Gemisch von Sentimentalität und Schalkheit, auf ihn erweckend wirkte, alle Verhältnisse und Geschichten, in denen er bis jetzt gelebt, erzählen. Er fand ihn der Fesseln, die man geistig und ökonomisch ihm anlegen wollen, höchst überdrüssig, und voll Verachtung gegen den Gesellschaftskreis, in welchem sie sich befanden. Nein! sagte Warner, diese Leute sollen mich nicht länger täuschen, ich konnte sie wohl eine Zeit lang mit göttlichem Zauber bekleiden, aber die Augen gehen mir auf, diese nicht sind die hohen Gestalten, die mir in der Brust leben! Ich gebe sie hin der Gewöhnlichkeit und Gemeinheit, aus der ich verblendet sie genommen habe. Karl drückte Warnern innig die Hand, und dieser erwiederte seine Herzlichkeit mit einem durchdringenden Blick, als wollte er sagen, daß er das Bessere gefunden habe. Mein theurer Freund, sagte Karl bewegt, denn Sie also zu nennen fühl' ich mich unwiderstehlich gezwungen, lassen Sie uns nie einander verlieren auf den verschlungenen Lebenspfaden! Ich bedarf eines Herzens, wie das Ihrige ist, und eine tröstende Ahnung läßt mich hoffen, daß auch Sie durch irgend ein sympathetisches Gefühl mir angehören. Wenn Sie wollen, kehren wir bald in die Stadt zurück, Sie ordnen Ihre Geschäfte und benutzen zuvörderst die gegenwärtigen Ferien, mich auf einer Reise zu

begleiten, die auch für Sie nicht ohne Frucht sein wird. Warner war entzückt, er schaute in ein Leben reich an Begebenheiten, geschützt und erhöht durch eine mächtige Freundschaft, und auf alle Art seinem Ziele ihm entgegenführend, welches nicht in der Bildung zu einer einzigen Tüchtigkeit, sondern in der zu einer allgemeinen Geisterhellung ihm aufgesteckt war. Indeß die beiden noch tausend Opfer dem neuen Bund in Erzählungen und Hoffnungen brachten und in süßer Vertraulichkeit schwelgten, war Friedrich herbeigekommen, der Karl'n allein zu sprechen wünschte. Da dieser aber versicherte, daß er ihm nichts würde sagen können, was vor Warner'n, seinem neuen Freunde, ein Geheimniß bleiben müßte, so eröffnete Friedrich dem mit jedem Augenblick aufmerksamer gespannten Karl, daß ein Brief ihn so eben benachrichtige, wie der Bruder von Sophien's Gemahl mit unendlicher Wuth seine Verhaftnehmung betreibe, die um so gefährlicher sein werde, da der Baron am Tage nach jener nächtlichen Scene an seiner Wunde gestorben wäre; auch sei jenem Karl's Aufenthalt auf dem Schlosse wohl bekannt, er rathe ihm daher, keine Zeit zu verlieren, sondern sobald als möglich sich zu entfernen, wenn er nicht einer schimpflichen Behandlung für diesen dummen Streich ausgesetzt sein wolle. Nicht eher, rief Karl, der sich von seinem Erstaunen kaum erholt und durch die letzten Worte Friedrichs in den heftigsten Zorn versetzt fühlte, nicht eher werde ich dieses Schloß verlassen, bis Sie mit Ihrem Blute die Beleidigungen getilgt haben, welche Sie diese ganze Zeit über gegen mich auf eine jedes Edelmanns unwürdige Art in halbverdecktem Spiele ausgeübt, und nur eben jetzt, da Sie mich flüchtig und geängstet glauben, grade heraus zu sagen kühn genug sind. Wir wechseln in der nächsten Stunde ein Paar Kugeln, und ich hoffe, diesen verhaßten Mund schweigen zu lehren. Es thut mir Leid, versetzte Friedrich mit großer Kälte, daß ich in einer Stunde nicht zurück sein kann von einer Zusam-

menkunft, die früher als die Ihrige verabredet wurde und daher frühere Ansprüche auf mich hat; da Sie jedoch nicht so große Eile haben, als billig wäre, so kann es Ihnen nicht darauf ankommen, etwas länger zu warten, und ohne Zweifel werden Sie mich kommen sehen; wo nicht, so wird es Ihnen doch keineswegs an einem Gegner fehlen, der statt meiner Ihnen annehmlich sein kann. Auf Wiedersehen, leben Sie wohl! Mit diesen Worten entfernte er sich schnell und ließ Karl'n in großer Verwirrung zurück, der mit Warner schweigend und langsam nach dem Schloß zurück ging.

Achtes Kapitel.

Als die beiden Freunde auf Karl's Zimmer zurückgekommen waren, blieben sie noch eine Zeit lang still in der Betrachtung so vieler wunderbaren Zufälle, durch deren plötzliches Zusammentreffen sie in eine solche Lage gesetzt wurden, daß sie die Auflösung des Knotens weder voraussehen, noch durch eignes Handeln etwas darin bestimmen konnten. Warner, fest entschlossen, sich von Karl auf keine Weise zu trennen und jedes Loos mit ihm zu theilen, war über die höchst gefährliche Lage, in der sich sein neuer Freund befand, in der heftigsten Unruhe. Karl hingegen war dadurch, daß er alles auf die Entscheidung der nächsten Stunde ankommen lassen mußte, ohne vorher auch nur einen willkührlichen Schritt thun zu können, viel ruhiger, als jemals vorher, denn von tausendfachen Wünschen und Trieben hin und hergeworfen, wie er es immer war, brachte ihm jeder Entschluß, den er zur Bestimmung seines Lebens fassen sollte, die heftigsten Qualen, wogegen er jetzt, da er sein Loos ganz aus der Hand des Schicksals annehmen mußte, mit der größten

Ruhe den Ausgang erwartete. Ueberdies fand er in seiner neuen Verbindung mit Warner eine Freude, die er noch nie genossen; denn einen so vielseitig ausgebildeten, so zartfühlenden Freund zu finden, der alle jene Gefühle, die bisher, in seinem Busen verschlossen, ihm zu doppelten Schwerzen geworden waren, ganz zu fassen und aufzunehmen vermöchte, dies war ein Wunsch, der um so heftiger in ihm geworden war, je länger er unerfüllt geblieben, und je öfter er, durch äußern Schein getäuscht, der Erfüllung schon sich nahe glaubend, sich betrogen gesehen hatte. Sie haben, sagte Karl, eine Verbindung geschlossen, lieber Warner, die schon in ihrem Beginnen statt des erwarteten Genusses Ihnen trübe Stunden bringt, und dies ist das Einzige, was mir bei den widrigen Begebenheiten, die Sie auf mich eindringen sehen, wahrhaft schmerzlich ist. Doch kann dieser Zustand zum Glück nicht von langer Dauer sein, denn wenn die Verhältnisse mich dahin raffen, so werden Sie bald einen Freund vergessen, der Ihnen noch so wenig zu sein vermochte, und werde ich gerettet, so hoffe ich durch meine Liebe Sie die Schmerzen vergessen zu machen, die ich Ihnen jetzt verursache. Ich bitte Sie, die kurze Zeit, die uns übrig bleibt, dazu anzuwenden, daß Sie alles zu unserer Abreise in Bereitschaft setzen, denn Ihren Entschluß, mich zu begleiten, mir Freund und Bruder zu sein, dürfen Sie wahrlich nicht aufgeben. Geliebter Freund, sagte Warner, ihn umarmend, ich werde dich nie, nie verlassen. Ich eile, um noch vor der bestimmten Zeit wieder hier zu sein, und du wirst nichts thun, bevor ich zurück bin. Mit diesen Worten eilte er hinweg, um für sich und Karl Pferde zu besorgen und seine Angelegenheiten so schnell als möglich in Ordnung zu bringen. Karl schrieb in der ihm noch übrigen Zeit einige Briefe an die Seinigen, die, im Fall er im Zweikampf bliebe, an sie abgesandt werden sollten. Er hatte sie kaum beendigt, als zwei junge Leute in das Zimmer traten, deren einer ihm folgende Zeilen von Friedrich übergab:

Ein verhaßter Zufall hindert mich, Ihnen selbst gegenüber zu treten, wie ich es wünschte. Der Ueberbringer wird meine Sache gegen Sie übernehmen. Sie werden nichts einzuwenden haben gegen einen Gegner, mit welchem der Kampf Sie nur zu hoch beehrt. Indessen hoffe ich, daß nicht für immer mir die Gelegenheit geraubt sein wird, Ihnen zu zeigen, daß ich es nicht scheue, mich Ihnen gegenüber zu stellen.

Auf die Frage Karl's, welches denn der Zufall sei, der, wie Friedrich in seinem Briefe sagte, ihn selbst zu erscheinen abhalte, erwiederte der junge Mann, der sich Theodor nannte, der Kommandant der Hauptstadt habe, man wisse nicht, durch wen, erfahren, daß Friedrich im Begriff gewesen, zu einem Duell zu gehen, worauf er ihm sogleich Wache auf sein Zimmer gesandt habe. Er gab hierauf seinen Stand und Namen zu erkennen, und bestand darauf, daß sie augenblicklich zum Zweikampf schreiten sollten. Ich bin bereit, sagte Karl, sobald ein Freund hier ist, den ich jeden Augenblick erwarte, und der als mein Sekundant bei dem Kampfe zugegen sein wird. Theodor stellte seinen Begleiter Eduard als den seinigen vor. Bald darauf erschien Warner und versicherte, daß er alles angeordnet habe. Die vier jungen Leute gingen sodann in das nahe gelegene Gehölz, worauf die Sekundanten die Entfernung abmaßen und die beiden Kämpfer ihre Stellen einnahmen. Theodor, der als der Geforderte den ersten Schuß hatte, fehlte; Karl aber traf seinen Gegner durch die linke Brust, so daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt niedersank. Eduard, da er seinen Freund fallen sah, eilte herbei, stürzte sich auf ihn, bedeckte sein blasses Gesicht mit Küssen und Thränen und überließ sich ganz seinem unmäßigen Schmerz. Karl und Warner suchten ihn mit Gewalt von der Leiche zu entfernen; sie stellten ihm die Gefahr vor, der er durch sein Verweilen sich aussetze, und baten ihn inständig, sogleich mit ihnen zu

entfliehen. Ja, sagte er aufstehend zu Karl, ich komme! Noch eine Zeitlang will ich Ihre Gesellschaft dulden, damit auch Sie nun Ihren Antheil hinnehmen an dem Unglück, das Sie um sich her verbreitet haben. Die Wunde, die Sie Ihrem Gegner versetzt haben, trifft viele Herzen, aber ich hoffe, dem Ihrigen wird sie am schmerzhaftesten sein, und unheilbar, wenn Sie erfahren werden, wessen Leben Sie zerstört haben. Er setzte sich jetzt schweigend auf sein Pferd, das in der Nähe stand; auch die andern bestiegen die ihrigen, und so eilten sie schnell der Gränze zu, die sie noch am nämlichen Abend erreichten. Als sie in einem Wirthshause angekommen waren, wo sie keine Verfolgung mehr zu fürchten hatten, und wo sie die Nacht zuzubringen beschlossen, sagte Eduard, indem er sich zu Karl wandte: Ich eile jetzt, Sie mit der Geschichte des unglücklichen Theodor bekannt zu machen, mich dann auf immer von Ihnen zu trennen.

Theodor ist aus einer edlen Familie am Hofe des Fürsten, dessen Land wir so eben verlassen haben. Seine Stiefschwester Sophie ward in Ihrer Vaterstadt verheirathet. Von ungefähr gleichem Alter und seit meiner frühesten Jugend mit ihm auferzogen, faßte ich schon früh die wärmste Zuneigung für Theodor, dessen sanfter, zur Melancholie geneigter Karakter mich zu ihm hinzog; auch er liebte mich zärtlich, und unsere Freundschaft wuchs mit den Jahren so sehr, daß wir uns niemals von einander getrennt haben, als durch den Tod, und daß einer dem andern nichts geheim hielt, als was ihm hätte Schmerz bringen können. Aber die Brust Theodor's hatte Raum für mehr als eine Liebe. So hing er mit der heißesten Zärtlichkeit an seiner Schwester Sophie, so liebte er auch schon seit früher Jugend aufs innigste seinen Freund Friedrich, dessen Kampf gegen Sie er übernahm. Bald aber sollte er eine Liebe kennen lernen, die ihm auch Schmerzen und endlich den Tod brachte. Wir hatten beide die Universität verlassen, und waren im Fache

der auswärtigen Geschäfte angestellt, welches unter der Leitung des Grafen Bila stand. Täglich in dem Hause dieses Ministers, der Theodor wegen seiner Kenntnisse und seines Verstandes ungemein vorzog, hatten wir oft Gelegenheit, die einzige Tochter desselben, Gräfin Luise, zu sehen, die von einer in der That bewundernswürdigen Schönheit und so liebenswürdig war, daß trotz dieser Schönheit auch die Damen des Hofes gern in ihr Lob einstimmten. Theodor entbrannte für sie, und gestand ihr seine Neigung, die sie erwiederte. Er wagte es, bei dem Minister um sie anzuhalten; dieser aber, ein Mann von ungemessenem Ehrgeiz, wies ihn stolz zurück, weil er seine Tochter, die einzige Erbin unermeßlicher Reichthümer, mit einem der ersten und mächtigsten des Staates, nicht aber mit einem wenig begüterten, noch mit keinem Amt und keinem Ansehen geschmückten jungen Edelmann verbinden wollte. Er verbot seiner Tochter, Theodor zu sehen, und sie, nicht stark genug ihm ungehorsam zu sein, bat Theodor, sie nicht ferner aufzusuchen. Die Liebenden schieden mit dem Versprechen der Treue und mit der Hoffnung, sich einst zu besitzen. Theodor empfand jetzt das heftigste Verlangen, ein Land zu verlassen, das ihm zur Einöde ward, seit ihm Luisen's Anblick nicht mehr vergönnt war. Aber auch noch ein anderer Umstand erhöhte diesen Wunsch. Eine junge Dame, Elise genannt, hatte sich so heftig in Liebe zu Theodor entzündet, daß sie sich nicht scheute, allen Regeln des Anstandes, aller Schamhaftigkeit und der Zurückhaltung, die den Frauen angeboren ist, zum Trotz, ganz öffentlich um seine Liebe sich zu bewerben, und als sie sein Verhältniß mit Luisen entdeckte, ihre glühende Eifersucht und ihre Begierde sich an ihm zu rächen, eben so frei zur Schau zu tragen. Diese Verhältnisse machten Theodor seinen Aufenthalt in der Vaterstadt verhaßt; wir gingen nach Italien, wo ich sein steter Begleiter, der Vertraute seiner verborgensten Gedanken blieb. Wir hatten

wenige Jahre in jenen schönen Gegenden verlebt, als ein Brief meinen Freund unterrichtete, daß dringende Familienangelegenheiten seine Anwesenheit im Vaterlande durchaus nothwendig machten. Er sah bei seiner Zurückkunft zuerst seine geliebte Schwester Sophie in den Leiden, die Ihr Leichtsinn ihr bereitet hatte. Dies war die erste Wunde, die er bei seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt. Er schied von seiner Schwester mit dem Entschluß, zu ihr zurückzukehren, sobald er die Angelegenheiten der Familie geordnet hätte, und ihr zu Trost und Hülfe immer gegenwärtig zu bleiben. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Vaterstadt besuchte er die Messe, um dort vielleicht zufällig seine geliebte Luise zu sehen, die er an andern Orten aufzusuchen noch nicht gewagt hatte, aus Furcht, ihr Verdruß zu erregen. Er hatte sich lange vergebens nach ihr umgesehen, als er Elisen erblickte, die, wie es schien, allen vorigen Groll vergessend, freundlich und gelassen auf ihn zukam, und ganz vernünftig und unbefangen mit ihm sich unterhielt. Als sie kurze Zeit mit ihm gesprochen, faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn wenige Schritte vorwärts, so daß er, ohne es zu bemerken, auf einem Grabstein zu stehen kam, und als sie noch einige Worte gewechselt hatten, fragte sie ihn, ob er nichts unter seinen Füßen sich regen fühle. Er antwortete, nein. Geben Sie wohl darauf Achtung, fuhr sie fort; und da er versicherte, daß er durchaus nichts bemerke, so sagte sie: Nun, so benachrichtige ich Sie denn, daß Sie auf dem Grabmal und auf dem Körper der Gräfin Luise stehen, die unter diesem Steine begraben liegt. Die Grausame entfernte sich eilig bei diesen Worten, sichtlich erfreut über ihre Rache. Theodor schwankte, kaum seiner Sinne mächtig, aus dem Gewühl der Kirche nach Hause. Mehrere Tage hindurch hat er nicht eine Sylbe gesprochen; auch das Wiedersehen seines Freundes Friedrich, der auf die Nachricht von seiner Ankunft diesen Morgen aus der Gesellschaft vom

Schlosse nach der Stadt eilte, um ihn noch zu umarmen, ehe er Ihrer Ausforderung begegnete, wirkte fast gar nicht auf sein zerrissenes Gemüth. Erst als er von diesem das Duell, zu welchem er gehen wollte, und die Veranlassung dazu erfuhr, schien sich ein Schimmer von Licht über sein finsteres Gesicht zu verbreiten. Er eilte hinweg, und in wenigen Minuten bekam Friedrich eine Wache auf sein Zimmer. Theodor hatte den Kommendanten von dem Duell unterrichtet und sich von demselben das Ehrenwort geben lassen, daß er ihn gegen Friedrich nicht als den Anzeiger verrathen wolle. Als er wußte, daß Friedrich genau bewacht wurde, ging er zu ihm, zeigte sich verwundert über diesen unbegreiflichen Verrath, und bat ihn auf das anhaltendste und dringendste, ihm die Ausführung seiner Sache gegen Sie zu überlassen. Friedrich, der sich in der Unmöglichkeit sah, Ihrer Ausforderung Genüge zu leisten, da er gewiß nicht aus der Haft entlassen wird, bevor er sein Ehrenwort gibt, sich nicht mit Ihnen schlagen zu wollen, gab endlich nach, und Theodor eilte zu mir, um mich von allem zu unterrichten; worauf er mich bat, ihn als Sekundant zu begleiten. Für mich, sagte er, paßt sich dieser Kampf viel besser, als für Friedrich; mein Leben, an seiner innersten Wurzel verletzt und zerstört, ist nichts gegen das Leben Friedrichs, der mit seinen reichen Kenntnissen, seiner jugendlichen Kraft und seinem heitern Sinne noch mächtig eingreifen kann in die Welt. Ueberdies wünsche ich herzlich, den Peiniger Sophiens, der ihre Liebe erschlichen hat, den Beleidiger meiner Familie zu bestrafen, und diese Veranlassung dazu ist die beste, da ich ihn sonst nicht wohl herausfordern kann, ohne dem Rufe meiner Schwester zu schaden.

Wohl sah ich, daß ihm die Rache weniger erwünscht war, als der Tod; aber ich hoffte nicht, daß ihm dieser Wunsch würde gewährt werden, wie es leider geschehen ist. Er trug mir noch vieles für seine geliebte Schwester auf,

im Fall ein Unglück ihn träfe. Ich eile, seinen Auftrag zu vollziehen. Mit diesen Worten ging Eduard rasch in sein Zimmer, das er hinter sich verschloß.

Neuntes Kapitel.

Warner und Karl blieben allein zurück, in einer Stimmung, die mehr geschickt war, jeden in sich selber zu verschließen, als zu freier Ergießung aufzufordern. Schon waren sie im Begriff, sich zu trennen und der Ruhe zu pflegen, die ihnen, obwohl innerlich weit entfernt, doch äußerlich durch die große Anstrengung und darauf erfolgte Ermüdung geboten wurde. Karl ergriff ein Licht, und wollte eben in sein Schlafgemach gehen, das auf der andern Seite der Treppe gelegen war, als er unten im Hause Stimmen hörte, die ihn wunderbar bewegten. Da er früher einen Wagen vorfahren gehört hatte, so vermuthete er gleich, daß es Fremde wären, und unwillkürlich lehnte er sich über das Geländer, um zu lauschen. Auf den ersten Blick erkannte er mit dem größten Erschrecken Julie und Sophie, die, begleitet von Friedrich und Striezelmeier, die Treppe heraufkamen, ohne ihn zu erblicken, da das Steigen sie die Augen herabsenken machte. Karl eilte sogleich verstört und wild zu Warner zurück, der unruhig im Zimmer auf und nieder ging, nachdem er den Augenblick vorher das zurückgebliebene Licht ausgelöscht hatte, da der Mond hell genug durch die offenen Fenster hereinschien. Als Karl mit dem Licht eintrat, erschrak Warner heftig über das wilde Aussehen desselben; er trat ihm entgegen, faßte ihn bei der Hand, und fragte mit bebender Stimme: Um Gotteswillen! Karl, was ist dir?

Deine Hand ist kalt wie Eis, deine Augen sind fürchterlich bewegt! Ich bitte dich, rede, was ist vorgefallen?

O laß, laß! erwiederte Karl, indem er sich losriß, das Licht an den Boden warf und heftig umherging. Die Dunkelheit ist schön! aber es bleibt noch zu viel Licht, weil es zu wenig ist, mein Leben zu erhellen, und nur wie der Schein eines Irrwisch über Sümpfen schwebt, lockend ohne Warnung. Warner, wir müssen fort, noch diese Nacht, jetzt gleich! Wir finden hier weder innere noch äußere Sicherheit.

Warner wollte hinaus, um schleunigst Eduard herbeizurufen, der mit ihnen gemeinschaftliche Gefahr zu bestehen hatte. Bleib, sagte Karl ihn zurückhaltend, wir dürfen uns noch nicht zeigen; draußen ist es noch nicht stille; hörst du die seidenen Kleider rauschen? Julie ist hier und Sophie ist hier! O und wenn die Anwesenheit dieser beiden mich mit dem peinlichsten Schmerz durchschneidet, so durchwüthet mich der rasendste Zorn, daß mein Feind, mein Verfolger, Friedrich, der verhaßte Teufel, mit jenen gekommen ist! Ha! sollte Eduard uns verrathen, in Verabredung mit Friedrich uns hieher geführt, und Mährchen erzählt haben, uns desto sicherer einzuwiegen, von jenes Verhaftnehmung? Doch unbegreiflich ist auch dann, wie Julie und Sophie mit Friedrich zusammentreffen an diesem Ort!

In diesem Augenblick trat Eduard herein, völlig reisefertig, und in dem Schimmer, der bei Eröffnung der Thüre in das Zimmer fiel, erkannte Striezelmeier im Vorbeigehen Warnern, welcher sich gerade der Thüre näherte. Freudig und verwundert sprang Striezelmeier herein, fragte, was ihn hieher führe und wer noch in dem dunkeln Zimmer sei? Das muß ich gleich sagen, rief er aus ohne die Antwort abzuwarten, daß Herr Warner hier ist; Fräulein Julie hat ohnedies, ehe wir vom Schlosse abfuhren, oft nach Ihnen gefragt. Somit wollte er wieder fort, aber Karl, der sich

so viel als möglich gefaßt hatte, ergriff Striezelmeier am Arm und hielt ihn zurück, indem er sich ihm zu erkennen gab, und sehr verwundert fragte, wie so die Damen diese späte Fahrt unternommen hätten? Warner hatte indeß wieder Licht besorgt, und bekam von Karl einen Wink, die Pferde satteln zu lassen. Eduard stand verlegen und unruhig; besonders aber wenn Striezelmeier sich nicht wollte halten lassen, sondern die Neuigkeit den Andern mitzutheilen begehrte, gerieth jener in sichtliche Besorgniß, und sprach leise mit Warner, der hineintrat und durch Zeichen zu verstehen gab, daß alles bereit sei. Striezelmeier wußte eben nichts zu sagen, als daß man ihn mitgenommen, er wisse nicht warum, wenn es nicht sei, um in der Kutsche das Gleichgewicht herzustellen; auch wohin, und ob man die Nacht da zu bleiben gedenke, konnte er nicht bestimmen. Nur soviel war klar, daß die Damen noch nichts von dem Zweikampf erfahren hatten, und Friedrich, wenn er auch den Ausgang wisse, doch keineswegs die Vermuthung habe, die Flüchtigen hier anzutreffen. Es ist alles fertig, unterbrach Eduard plötzlich das Gespräch: wir dürfen nicht säumen, und damit dieser dumme Schwätzer, fuhr Warner fort, uns nicht durch seine Unvernunft einige Verdrießlichkeiten mache, so wollen wir Sorge tragen, daß er die erste Zeit abgesondert bleibe von der menschlichen Gesellschaft. Damit ergriffen er und Eduard den erschrockenen Striezelmeier, banden ihm, da er ungeachtet aller Drohungen ein erbärmliches Geschrei erhob, ein Tuch vor den Mund, und warfen ihn in den Kamin, dessen Thüre sie zuriegelten. Dann verließen sie eilig das Zimmer, flogen die Treppe hinab in den Hof und bestiegen ihre Pferde, während dessen Eduard es so geschickt zu machen wußte, daß der Stubenschlüssel, indem er ihn dem Markör hinreichte, in die Mistpfütze fiel, so daß man hoffen konnte, Striezelmeier werde wenigstens in der nächsten Zeit, selbst im Fall er schrie, nicht erlöst werden. Ihr Aufbrechen

mit einbrechender Nacht war dem Gastwirth zwar anfangs verwunderlich gewesen; indeß hatte er seinen Gedanken darüber bald Schranken gesetzt, als Warner im Namen der Andern die unbillige Zeche sehr freigebig bezahlte. Sie ritten also ungehindert davon, und befanden sich bald auf dem freien Felde, wo sie still hielten, und Eduard endlich das Schweigen brach mit der Frage, welchen Weg sie einzuschlagen hätten, um die gefürchteten Abenteuer am sichersten zu vermeiden. Warner, der wohl im Anfange heftig genug von allen Vorfällen war getroffen worden, hatte doch bereits, da er persönlich nicht, sondern nur durch Theilnahme an den fremden Leiden sich verwundet fühlte, allmälig einige Besonnenheit, und zuletzt gar einige Laune wieder erlangt. Er bedauerte, daß Striezelmeier ihnen im Kamin bei weitem nicht so nützlich sein könne, als hier auf dem Felde, weil er in früherer Zeit, ehe der Gutsherr sich seiner angenommen, in der Gegend umher sehr häufig habe Botengehen müssen, woher er noch jetzt auf zehn Meilen in die Runde alle Pfade kenne. Noch hatten sie Mondschein, aber der Himmel hatte es kein Hehl, daß er in kurzer Zeit von finsteren Wolken, die in mächtigen Zügen aufdrangen, ganz würde umhüllt sein. Nur Warner indeß machte einige Bemerkungen hierüber, Eduard saß in Wehmuth versunken auf seinem Pferde, und folgte ohne sich zu kümmern, wohin es gehen sollte; Karl aber war noch tieferer Traurigkeit hingegeben, sein Inneres lag zerrissen vor seinen Augen, und er entsetzte sich über seinen grauenvollen Zustand um so mehr, da ihm zugleich das helle, männliche Leben des Obristen und die sichere, nie verlegene Heiterkeit Friedrichs lebhaft vor der Seele standen, und seinen bittersten Neid erregten. Dann blutete ihm das Herz, wenn er an Sophiens Unglück gedachte, der er sich selbst, den Geliebten, den Gemahl und den Bruder geraubt hatte. Aber plötzlich stieg dann Haß in ihm auf gegen das unglückselige Weib, die er jetzt durch ihr

Dasein alle seine Hoffnungen vernichten sah; der Zweikampf, den er ihretwegen mit dem Baron bestanden hatte, war die Wurzel des neuen mit Theodor, und dieser hatte ihn zu neuer Flucht gezwungen, die ihm schrecklicher war als alles andere, denn sie trennte ihn vielleicht auf immer von Julien, deren Schönheit und Liebreiz einen größern Eindruck auf ihn gemacht hatten, als er selber sich gestehen wollte; und jetzt gar Sophie und Friedrich bei Julien in so unerklärlichen Verhältnissen, auf einer Reise begriffen zu sehen, zerstörte ihm alle Lust und Freude am Leben, das ihm nur ein vielfach geschlungenes Netz von Mißverhältnissen dünkte. Die jungen Männer hatten die Richtung auf einen Wald genommen, der nordwärts sich schwarz erhob und ihnen Schutz vor dem kalten Regen versprach, der nur erst in einzelnen Tropfen kam, bald aber in vollen Güssen strömen sollte. Sie hatten sich schon oft getäuscht gesehen, indem sie den Wald ganz nahe glaubten, während sie auf einer Anhöhe waren, und mit Unlust dann im Hinunterreiten noch weite Felder sahen dazwischen liegen. Ihre Eile war vergebens, und sie befanden sich noch in ziemlicher Entfernung von den ersten Bäumen, als es stärker und stärker anfing zu regnen. Da sie nur leichte Kleider anhatten, so wurden sie bald durchnäßt bis auf die Haut, der Wind wehte ihnen die Tropfen entgegen, und die Kälte war sehr empfindlich. Die Pferde schüttelten ihre nassen Mähnen, mit Anstrengung durch die morastigen Wege fortarbeitend. In der Dunkelheit konnte man sich nicht sehen, und sie mußten sich von Zeit zu Zeit anrufen, um sich nicht zu weit von einander zu verlieren. Warner war am weitesten voraus, und Karl folgte in weiter Entfernung hinter Eduard, welcher Warnern einzuholen suchte. Das Niederströmen des Regens, das Sausen des Windes und das ferne Murren des Donners verschlangen oft die rufenden Stimmen, und Karl fiel, da ihn jene nicht mehr weckten, nach und nach in ein völliges

Träumen, tausend Schmerzen und tausend wilde Gedanken in sich wälzend, die an seinem Gemüthe zehrten mit giftigem Zahn. Er hatte seinem Pferde freien Willen gelassen, das zwar auf der rechten Straße blieb, aber vor Ermüdung so langsam fortschritt, daß jedes Rufen der Vorderen ihn nicht mehr erreichen konnte. Plötzlich erwachte er aus seinem Hinbrüten durch das helle Knallen einer Peitsche hinter ihm, zugleich glaubte er in seiner Nähe zwei Reiter zu bemerken, die er für seine Begleiter hielt. Seid Ihr es, Freunde? rief er mit dumpfer Stimme aus der bedrängten Brust ihnen zu. Ja freilich sind wir's, war die Antwort, wir glaubten aber, du wärst hinter dem Wagen zurückgeblieben.

Wir sind nun Gottlob nicht weit mehr vom Wald, sagte der Andere. Karl erbebte in grenzenloser Verwirrung, er verfluchte sein Schicksal, das nicht aufhörte, ihn zu peinigen. Es war Friedrich, der die ersten Worte gesagt hatte, den Begleiter wußte Karl nicht an der Stimme zu erkennen; daß noch ein dritter bei ihnen sein müsse, sah er daraus, daß sie ihn durch ein leicht begreifliches Mißverständniß in der Dunkelheit dafür hielten; er hörte jetzt nahe hinter ihnen einen Wagen fahren, der, wie es schien, mit vier Pferden bespannt war. Karls Lage war gefährlich genug, es bedurfte nur, daß der dritte Begleiter des Wagens herbeikomme, der gewiß nicht weit sein konnte, oder daß irgend einer ihn anrede, um sogleich verrathen zu sein. Glücklicher Weise geschah keins von beidem, sondern vielmehr fuhr Friedrich fort allerlei Reden zu führen, die Karln immer mehr verwirrten. Der dumme Striezelmeier wäre hier zu gebrauchen, sagte jener, er kennt hier Weg und Steg, und wir, fürchte ich fast, sind nicht auf dem rechten. Wo mag er aber nur geblieben sein? fragte der Andere. Einer von seinen gewöhnlichen Streichen! erwiederte Friedrich; er macht's wie die Hunde, die wohl oft ihren Herrn eine Strecke weit begleiten, aber wenn es ihnen nicht gefällt, wieder zurück nach Hause

laufen. Also noch im Kamin! dachte Karl; nicht ohne Besorgniß, daß der Arme dort ersticken möchte. Im Vertrauen will ich dir nur sagen, unterbrach der Andere wieder das Schweigen, ich wollte, die beiden Damen, die wir hier zubekommen haben, säßen beim Teufel und wir im Wagen wie vorher! Bei Gott, das ist ein Wetter, um durch Mark und Bein zu dringen. Naß und kalt und dunkel wie es ist, bin ich noch sehr verwundert über unsre Munterkeit. So zeigen wir uns, versetzte Friedrich, am feindseligsten gegen das Wetter, indem wir hinein lachen, aber ich gestehe, daß ich wohl bitten möchte, wenn wir nicht im voraus überzeugt sein müßten, es mit einem so ungemein gemeinen Herrn zu thun zu haben, daß weder Großmuth noch Gnade in ihm zu finden ist. In diesem Augenblick rief der Kutscher den Reitern zu: die Damen, tiefgerührt von den Mühseligkeiten, welche die Herren ihretwegen ausständen, wollten wohl für einen derselben noch Platz im Wagen schaffen, nur thäte es ihnen leid um die beiden andern; sie müßten nun losen, oder sich auf andere Weise verständigen, welcher von ihnen zuerst in den Wagen solle aufgenommen werden. Das ist wohl ein sehr gütiger Vorschlag, gab Friedrich zur Antwort, aber ich für mein Theil kann ihn nicht annehmen, und ich denke, ihr Freunde seid auch der Meinung, daß wir zusammen aushalten. Dulde nur aus, mein Herz, noch härteres hast du geduldet! rief der Andere muthig und frisch. Ja freilich sag' ich das auch, versetzte Friedrich, denn seitdem ich die Gesellschaft und das sentimentale Geschwätz des Herrn Karl ausgestanden habe, kann mir nichts Beschwerlicheres mehr geschehen. Der Obrist, entgegnete der Andere, hatte wohl Recht in dem, was er von dem Menschen sagte. Karln sank der Muth bei diesen letzten Worten, so gern er auch, gereizt durch Friedrichs Rede, diesen im Ausbruch seines Zorns vom Pferde geschossen hätte, und wirklich hatte er schon die Hand nach einem Terzerol ausgestreckt, als eine

solche Erwähnung des Obristen ihn mit einemmal vernichtete. Er sah auch diesen von ihm abgefallen, auf dessen Zuneigung er einen großen Theil der Ueberzeugung von seinem eigenen Werthe gebaut hatte. Seine Begierde, mehr davon, vielleicht die eigenen Worte des Obristen wiederholen zu hören, wur nicht befriedigt; beide ließen den Stoff fallen, und Friedrich ritt nach dem Kutschenschlage, um den Damen für ihre Höflichkeit gebührend zu danken. Als er wieder bei den Andern eintraf, rief ihm der junge Mann, dessen Stimme unserm Helden unbekannt war, und den wir Franz nennen wollen, munter scherzend entgegen: Gut, daß du dich wieder einfindest, denn wahrhaftig, ich glaubte schon, du wärst im Stillen eingestiegen, und ließest uns in Gottesnamen reiten. Ich habe das nicht gethan, versetzte Friedrich, aber ich sehe, daß du es wohl zu thun im Stande wärest, denn wer andern eine solche Schalkheit ersinnt und ansinnt, muß mindestens eben solch ein Schalk sein. Mit nichten, versetzte der Andere, die Schalkheit habe ich nicht ersonnen, sondern nur einer ähnlichen nachgebildet, die ich dieser Tage mit großer Ergötzung in einem alten Buche gelesen habe. Indeß habe ich nichts dagegen, daß wir uns wechselsweise wohl bewachen, und keiner den Andern entwischen läßt! Karl wurde sehr unruhig wegen seines Wegkommens, ihm war schrecklich unter diesen Leuten zu Muthe, und eine Entdeckung mußte für alle die unangenehmsten Folgen haben. Es wird keine weitere Bewachung nöthig sein, nahm Friedrich wieder das Wort, wenn wir uns durch interessante Geschichten fesseln. Du, fange an, und erzähle uns das, was du gelesen hast, aber sprich laut und hell, daß nicht der Regen den Hörern hie und da ein Wort wegspüle. Es ist nur ein kleiner Schwank, versetzte Franz, was ich zu erzählen habe, indeß will ich mich freuen, wenn ich deine Geschichten damit hervorlocken kann. Höret denn zu! Einsmals gingen drei Gesellen mit einander über Land, und konnten

einen ganzen Tag hindurch nichts zu essen finden, als nur ein Brot, obgleich sie sehr hungrig waren. Und einer unter ihnen sagte zu den Andern: hört, wird das Brot in drei getheilt, so wird jedem sein Theil zu klein und keiner satt; und so wurden sie des überein, daß sie sich schlafen legten, und welchem unter ihnen der seltsamste Traum träumte, der sollte das Brod allein haben. Das geschah: sie legten sich schlafen. Bald aber weckte derjenige, welcher diesen Rathschlag gegeben hatte, seine Gesellen, und forderte sie auf, daß jeder seinen Traum erzähle. Da sprach der Erste, mir träumte so: ich sah eine goldene Leiter herabgehen, auf dieser stiegen Engel auf und ab, und nahmen meine Seele aus meinem Leib, und führten sie mit sich gen Himmel; daselbst sah ich den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, und so viel Freude, wie noch nie ein Auge gesehen oder ein Ohr gehört hat; und das ist mein Traum. Da sprach der Andere: ich habe einen gar furchtbaren Traum gesehen, wie ich euch jetzt erzählen will. Ich habe viele Teufel gesehen, die kamen mit eisernem und feurigem Gezeug, und nahmen meine Seele, und führten sie zur Hölle. Da setzten sie meine Seele in einen Pfuhl von brennendem Schwefel und Pech, und sagten: so lange Gott in dem Himmel herrscher, so lange mußt du an der Stelle bleiben. Und das ist der Traum, den ich gesehen habe! Da sprach der schlaue Rathgeber: so höret nun auch meinen Traum! Es kam ein Engel zu mir, der sprach: willst du sehen, wo deine Gesellen sind? da sprach ich: gern, lieber Herr, denn wir haben ein Brot unter uns zu theilen, und ich fürchte, sie haben's mitgenommen. Der Engel aber sagte: nein, dem ist nicht also, denn das Brot liegt hier bei dir, komm denn und folge mir nach; und somit führte er mich vor das Thor des Himmels, und als ich hineinsah, erblickte ich dich, wie du, in den Himmel versetzt, auf einem goldenen Sessel ruhtest, und auf einem Tisch mancherlei kostbares Essen vor dir hat-

test; da sagte der Engel zu mir: sieh, dein Gesell läßt sich's hier wohl sein mit Essen und Trinken, und lebt in dieser Fülle fortan ewiglich. Nun geh mit mir, daß ich dir auch deinen andern Gesellen zeige. Und da ich nun mit ihm ging, führte er mich zu dem Thor der Hölle, und ich sah dich daselbst, wie du gesagt hast, in einem Pfuhl von brennendem Schwefel und Pech. Da sagte ich zu dir: O lieber Gesell; mir ist es sehr leid, dich an solcher Stelle zu finden! sag mir doch, wie lang du hier bleiben mußt? und du antwortetest: so lange Gott in dem Himmel herrschet; drum geh nur, und iß das Brot auf, denn mich und meinen Gesellen siehst du nimmer wieder. Und da ich das von dir hörte, da stand ich auf, und aß das Brot ganz und gar.

Der Erzähler schloß mit Friedrichs vollem Beifall seinen Schwank. Karl blieb still, seine Unruhe stieg mit jedem Augenblick. —

Zehntes Kapitel.

Franz versicherte, daß es keine geringe Anstrengung sei, so gegen Regen und Wind, an und bei dem nicht allzu sanften Gang seines Pferdes, Geschichten zu erzählen, und er hoffe für diese überstandene Mühseligkeit nunmehr durch eine interessante Erzählung von Seiten Friedrichs entschädigt zu werden, den jetzt die Reihe treffe. Sehr gern, sagte Friedrich, will ich eine Begebenheit euch mittheilen, die ich neulich gelesen habe, und die viel länger ist, als die so eben erzählte. Regen und Wind sollen mich nicht abhalten, ich will sie übertönen, wie Demosthenes das Rauschen der Meereswogen, und wenn ihr wollt, auch, wie er, noch Kiesel

in den Mund nehmen. Das soll dir erlassen sein, erwiederte jener, weil Demosthenes nicht zu Pferde saß, wie du. Wohlan denn, sprach Friedrich, so hört.

Zu den ersten der edelsten Geschlechter von Pistoja gehörte vor Zeiten die Familie der Cancellieri. Die beiden Häupter dieser ausgebreiteten und zahlreichen Familie waren Messer Guglielmo und Messer Bertaccio. Jener hatte einen Sohn Namens Lore, dieser eine Tochter, Beatrice, und einen Sohn Geri genannt. Als diese Kinder, die an Jahren wenig verschieden, und seit ihrer frühesten Kindheit mit einander aufgewachsen waren, das Jünglingsalter erreichten, verwandelte sich die kindische Neigung, die Lore gegen Beatrice immer gehabt hatte, in eine heftige Liebe. Er hielt diese seine Leidenschaft keineswegs geheim, sondern verfolgte Beatricen, nach seiner heftigen Gemüthsart, auf allen Wegen, mit immer steigender Zudringlichkeit; ja er ließ sogar seine Eifersucht oftmals in helle Flammen auflodern, wenn er sie mit andern jungen Leuten in freundlichem Gespräche fand. Sie aber fand keinen Gefallen an der rauhen und hitzigen Weise, womit er ihre Gegenliebe mehr zu ertrotzen als zu verdienen strebte, und begegnete ihm mit Neckereien und scheinbarer Kälte. Auch ihr Bruder Geri fand seine Art, sich um sie zu bewerben, sehr spaßhaft, aber keineswegs anständig, und suchte ihn daher durch Spott von dem eingeschlagenen Wege abzulenken und zu bessern Maßregeln zu leiten. Oftmals schon waren die beiden jungen Leute bei solchen Veranlassungen miteinander in Streit gerathen, aber die Vorsorge der Verwandten und die Macht der Liebe, die in Lores Gemüth immer wieder die Oberhand gewann, hatten bisher noch immer jeden allzuheftigen und öffentlichen Ausbruch der Leidenschaft gehemmt. Endlich aber, da Lores Ungeduld auf's höchste stieg, und Geri seinen Scherz einst weiter als gewöhnlich trieb, geriethen sie beide so heftig an einander, daß sie sich mit den bittersten Worten angriffen, und da Geri

hierin dem Lore bei weitem überlegen war, so gerieth dieser zuletzt in eine so unmäßige Wuth, daß er ein Messer ergriff, und auf den unbewaffneten Geri damit eindrang. Die Anwesenden sprangen sogleich hinzu, um die Streitenden auseinander zu bringen, indessen konnten sie nicht verhindern, daß Geri eine leichte Wunde am Arm bekam, womit er sich nach Hause entfernte; Lore aber ward von ihnen nach seiner Wohnung gebracht, und sein Vater von dem Vorgefallenen unterrichtet. Messer Guglielmo empfand sehr großen Verdruß über diese Begebenheit; nichts konnte ihm schmerzlicher sein, als in einer so angesehenen Familie Zwiespalt entstehen zu sehen, der von seinem Hause ausgegangen sein sollte, und von welchem er die unangenehmsten Folgen, selbst für den Staat, mit Recht besorgte. Er wünschte daher, die Sache auf alle Weise gütlich beigelegt zu sehen, und suchte alles fernere Aufsehen durch ein mildes und nachgiebiges Betragen von seiner Seite zu vermeiden. Nachdem er seinem Sohne das begangene Vergehen auf das härteste verwiesen, befahl er ihm, in Messer Bertaccios Haus zu gehen, und nicht eher zurück zu kehren, bis er von ihm und Geri Verzeihung seines Fehlers erlangt hätte. Der Jüngling, der, nachdem sein Zorn sich abgekühlt hatte, schon selbst die bitterste Reue fühlte, und den seine glühende Liebe zu Beatrice zu diesem Schritte noch geneigter machte, erfüllte gern den Befehl seines Vaters, und eilte sogleich zu Messer Bertaccio, den er mit Thränen und in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung anflehte. Aber weder die Thränen des armen Jünglings, noch die unverkennbaren Zeichen ungeheuchelter Reue, die er an den Tag legte, waren im Stande, das harte und rachgierige Gemüth des Alten zu besänftigen, obgleich Geri, der zugegen war, versicherte, daß er gern das Geschehene vergesse, und seinen Vater zur Verzeihung zu bewegen suchte. Bertaccio ließ sogleich den Unglücklichen von seinen Dienern ergreifen, und ihm auf einem Eßtische, der im Zimmer

ſtand, erbarmungslos die Hand abſchlagen, worauf er zu ihm ſagte: geh' hin zu deinem Vater und ſag' ihm, daß man Wunden nicht mit Worten, ſondern mit dem Eiſen heile. Der Verſtümmelte kehrte zurück zu ſeinem Vater, der bei dieſem Anblick vor Wuth und Rachſucht außer ſich, ſogleich alle ſeine Angehörigen bewaffnete, um die empfangene Schmach aufs empfindlichſte zu ahnden. Auch Bertaccio ergriff zu ſeiner Vertheidigung die Waffen, und bald theilte ganz Piſtoja ſich in zwei Partheien, um an dem unglücklichen Zwiſte dieſer Familie Antheil zu nehmen. Schon berathſchlagte ſich Meſſer Guglielmo mit ſeinen Freunden, wie er am beſten ſeinem Feinde beikommen, und über die Gegenparthei Herr werden könnte, als ein unerwarteter Zufall ihm eine Gelegenheit darbot, die Rache an ſeinem Feinde noch empfindlicher, ja dreifach ſchmerzhafter zu machen, als die erlittene Schmach. Beatrice, die ihr Vater zur Zeugin ſeiner Grauſamkeit gemacht hatte, ward von dem bitterſten Schmerz ergriffen, als ſie den unglücklichen Lore ſo ſchändlich behandeln ſah; ſie erkannte, daß ſie ihn liebe, und machte ſich um ſo härtere Vorwürfe über den leichtſinnigen Stolz, mit dem ſie ihn behandelt hatte, je größer das Unglück war, das einzig ſeine große Liebe zu ihr über ihn gebracht hatte. Sie beſchloß, ihm durch ihren Beſitz den Verluſt zu mildern, den er um ihres Beſitzes willen erlitten, und ihm die Liebe ihres Vaters, ja, wenn es ſein müßte, die Ehre ihrer ganzen Familie zum Opfer zu bringen, für das erzwungene Opfer, das er ihr gebracht; ſie wollte ihm ſeine Hand erſetzen durch die ihrige. In männlicher Kleidung entwich ſie aus dem Hauſe ihres Vaters und eilte zu Meſſer Guglielmo's Palaſt. Auf ihr Begehren ward ſie ſogleich zu Lore geführt, der an ſeiner Wunde krank im Bette lag, und da ſie ihn allein zu ſprechen verlangte, entfernten ſich die Anweſenden ſogleich, worauf ſie, an ſeinem Lager ſich niederwerfend, ſich ihm zu erkennen gab, indem ſie ſagte: o Lore, erkenne die

unglückliche Beatrice, die alle deine Schmerzen doppelt fühlt, weil du sie um ihretwillen leidest. Schwer büße ich den Antheil, den ich trage an meines Vaters Schuld; aber wenn es wahr ist, was du so oft mir betheuert hast, daß mein Besitz dir jede Pein versüßen und aller Schmerzen dich entledigen würde, so wirst du mich auch jetzt nicht von dir stoßen, und ich darf dir sagen, daß mein ganzes Leben von nun an dein ist, einzig bestimmt, dich zu trösten und deinen Schmerz zu mildern. Heiße Thränen entquollen bei diesen Worten ihren Augen, und da sie ihre Rede geendet, lehnte sie ihr bekümmertes Haupt auf das Bett, ängstlich das Urtheil erwartend, das der gemißhandelte Jüngling über sie aussprechen würde. Lore konnte sich wegen seiner Wunde nicht aufrichten, aber die Röthe, die auf seine blassen Wangen, und die Thränen, die in seine Augen stiegen, zeigten deutlich die Bewegung seines Gemüths, und das Lächeln seiner Lippen verkündete die Freude, die in seiner Brust erwachte. Geliebte Beatrice, sagte er, wenn ich mit allem Blute, das in meinen Adern rinnt, mit allen Jahren, die ich zu leben habe, und mit allen Freuden, die mir noch aufbehalten sein mögen, das Glück dieses einzigen Augenblicks hätte erkaufen sollen, so würde ich das alles mit Freuden dahin gegeben haben; glaube also, daß das erlittene Uebel jetzo, weit entfernt, mir Schmerzen zu bringen, vielmehr mit der innigsten Freude mich erfüllt, da es dich mir zuführt, auf der einzig die Hoffnung und das Glück meines Lebens ruht.

Beatrice richtete sich freudig auf, und küßte ihn feurig, und die Liebenden genossen des Glücks, das sie durch Leiden errungen hatten. Hierauf rief Lore einem Diener, durch den er seinen Vater zu sich bitten ließ. Mein Vater, sagte er, mit Dankbarkeit erkenne ich die Liebe, die Ihr mir beweist, indem Ihr die kräftigsten Anstalten trefft, die Schmach zu rächen, welche Messer Bertaccio mir, und Euch

in mir, angethan hat; aber von dieser Eurer Liebe darf ich auch hoffen, daß Ihr den Schmerz, den ich erlitten, nicht bloß zu rächen, sondern auch auf alle Weise zu mildern und mir zu vergüten bereit sein werdet, und bin also gewiß, keine abschlägige Antwort zu hören, auf die Bitte, die ich an Euch thun werde, und von deren Erfüllung das Glück meiner Zukunft abhängt. Seht hier Beatrice, die Vater, Bruder und alles, was bisher ihr theuer war, aufgiebt, um ihres Vaters Unrecht an mir gut zu machen. Sie will die Meinige sein, und da Ihr wißt, daß ich sie von meiner frühen Jugend an aufs innigste geliebt habe, so könnt Ihr Eure Rache nicht auf sie ausdehnen, ohne mich selbst auf das schmerzlichste zu verletzen. Betrachtet sie als gänzlich abgetrennt von der Familie Eures Feindes, und seht sie an als Eure Tochter, da sie gekommen ist, um Eures Sohnes Glück zu sein." Beatrice warf sich zu Messer Guglielmo's Füßen; sie bat ihn, ihres Ursprungs zu vergessen, und sie als sein zu betrachten, da sie der Ihrigen vergessen wolle, um ihm anzugehören. So wenig er auch geneigt war, diese Wünsche zu erfüllen, so stellte sich Messer Guglielmo doch, als wäre es seine Absicht, Beatrice mit seinem Sohne zu verbinden. Er verbarg den Haß, den er gegen sie fühlte, und bildete in seinem Herzen den Plan zur Rache, den er auf die Gewalt, die er jetzt über ihre Person hatte, gründete. Er hob sie gütig auf und umarmte sie; er nannte sie seine Tochter, und versicherte, daß ihren und Lore's Wünschen nichts im Wege stehe, sobald dieser von seiner Krankheit geheilt sei, und seine vorigen Kräfte wieder erlangt habe. Bis dahin wolle er sie in seinem Hause mit allen seinen Kräften gegen die Angriffe der Feinde vertheidigen, an denen es gewiß nicht fehlen werde, weil ihr Vater und Bruder, sie vermissend, wohl glauben würden, daß er sie geraubt habe, um sie als Werkzeug seiner Rache zu brauchen. Mit diesen

Worten verließ er die Liebenden, die sich von diesem Augenblick an schon als Gatten betrachteten, und unzertrennlich von einander in der süßen Erwartung ihres nahen Glücks die schönsten Tage verlebten. Die Freude, die Lore's Gemüth bewegte, wirkte gleich vortheilhaft auf seine Gesundheit und beförderte die Vollendung seiner Heilung; er hatte bereits das Bett verlassen, und schon ward alles zur Erfüllung seiner Wünsche vorbereitet. Indessen hatte Messer Bertaccio und sein Sohn Geri, da sie mit bittern Schmerzen ihre geliebte Beatrice vermißten, sogleich die Vermuthung gefaßt, daß Messer Guglielmo diesen Streich gegen ihr Haus geführt habe, und zweifelten keinen Augenlick, daß er an der Person der Unglücklichen die schmählichste Rache für die Mißhandlung seines Sohnes nehmen werde. Sie waren in Verzweiflung über den schrecklichen Unfall, und beschlossen, alle Kräfte ihrer Personen und ihrer ganzen Parthei daran zu setzen, um die Arme entweder noch zu retten, oder doch mit dem Blute ihrer Feinde auf das fürchterlichste zu rächen. Mehreremal schon waren die beiden feindlichen Partheien in Pistojas Straßen auf einander gestoßen und Ströme von Blut waren auf beiden Seiten geflossen. Immer noch hatte sich der Sieg auf Messer Bertaccio's Seite geneigt; denn er und Geri, entflammt von Wuth und Rachgier, warfen mit unwiderstehlichem Feuer alles vor sich her zu Boden; oft schon waren sie bis zu Guglielmo's Wohnung gedrungen, und hatten gestrebt, den Eingang zu erstürmen, doch hatte ihnen dies die tapferste Vertheidigung bisher verwehrt. Endlich aber erkannte Messer Guglielmo, daß seine Parthei die schwächere sei, und daß er nicht im Stande sein werde, sich gegen die Uebermacht seiner Gegner zu halten. Er beschloß daher, die Vollziehung seiner Rache zu beschleunigen, und alsdann Pistoja mit seinen besten Schätzen zu verlassen, um an einem an-

dern Orte vor den Nachstellungen seiner Feinde Sicherheit zu suchen. Lore war jetzt völlig wieder hergestellt und erwartete mit Ungeduld den Tag seiner Verbindung mit Beatrice. Unaussprechliche Freude ergriff die Liebenden, als Messer Guglielmo sie benachrichtigte, daß schon der morgende Tag bestimmt sei, ihre Vermählung zu vollziehen; er fügte hinzu, daß dies in aller Stille geschehen müsse, indem er wünsche, daß es auch vor seiner eigenen Parthei noch geheim bleibe, weil sie leicht an der Verbindung seines Sohnes mit der Tochter seines Feindes Anstoß nehmen könnte. Hernach wollten sie Pistoja gemeinschaftlich verlassen, da sie nicht im Stande wären, der andringenden Macht ihrer Feinde zu widerstehen. Der Tag der Vermählung erschien endlich den Ungeduldigen; die Trauung ward in Gegenwart Guglielmo's und weniger Zeugen vollzogen, aber hinter dieser heiligen Feierlichkeit lauerte ein schwarzer Trug. Ein Diener Guglielmo's ward als Priester verkleidet, und während die jungen Leute glaubten, vor dem Altare des Herrn von der Hand seines Dieners den ehelichen Segen zu empfangen, wurden sie getäuscht durch eine schändliche Gaukelei, die Messer Guglielmo veranstaltet hatte, um Beatrice ihrer Ehre beraubt ihrem Vater zurückzusenden. Am Morgen nach dieser trüglichen Hochzeit ward sie von den Dienern Guglielmo's aus Lore's Armen gerissen, er selbst, der sie vertheidigen wollte, ward von ihnen überwältigt und zurück gehalten, die unglückliche Beatrice aber halb entkleidet aus dem Hause gestoßen. Einige Bewaffnete von Guglielmo's Parthei übergaben die Wehklagende Bertaccio's Leuten, nebst einem Briefe von jenem an diesen, warauf sie sich in guter Ordnung nach ihrem Hause zurückzogen. Der Brief enthielt Folgendes.

Ich wollte den Fehler einer leidenschaftlichen Uebereilung, zu der dein Sohn die Veranlassung gab, durch Milde aus-

zutilgen suchen. Du gabst das Beispiel der Unversöhnlichkeit. Das Schicksal hat mir das Mittel überschwenglicher Vergeltung in die Hand gegeben; so wundre dich denn nicht, wenn ich's gebrauchte. Deine Tochter hat mit ihrer Ehre deinen Frevel gebüßt. Sie wird dir sagen, gestern sei sie mit meinem Sohn getraut. Wisse, daß mein Kammerdiener diese heilige Handlung vollzogen hat. Er war es, der in Priesterkleidung sie mit ihm verband, wie sie selbst gewünscht hat, freilich nur auf eine Nacht. Verfolge nun deine Rache; doch schwerlich wirst du uns schlimmeres anthun können, als du erduldet hast.

Guglielmo.

Als Bertaccio diesen Brief gelesen, riß er in unsäglicher Wuth sein Schwerdt von der Seite, und durchbohrte auf der Stelle sein unglückliches Kind. Hierauf ließ er seinen Sohn Geri zu sich kommen, seine ganze Parthei zu den Waffen rufen, alle Ausgänge von Guglielmo's Hause besetzen, und machte einen heftigen Angriff auf dasselbe. Er drang hinein, durchsuchte jedes Zimmer, jeden Schlupfwinkel, aber zu spät. Messer Guglielmo war früher mit seinem Sohne nach Florenz geeilt. Messer Bertaccio folgte ihnen bald nach. Beide Partheien fanden mächtige Familien, die sie unterstützten, und auch diese Stadt nahm bald Antheil an dem unglücklichen Zwist, und ward in ihrem Innersten zerrüttet durch den Zwiespalt einer rachsüchtigen Familie.

Eilftes Kapitel.

Deine Geſchichte iſt wild und ſtürmiſch wie die Nacht ſelbſt, ſagte Franz zu Friedrich, und es iſt daher eben nicht zu verwundern, daß dich das Unwetter für ſeines Gleichen angeſehen hat, dir vergönnend, die lange Erzählung zu beendigen. Aber wir ſind dir deshalb doch nicht weniger Dank ſchuldig, und du haſt wie ein recht geſcheidter Feldherr den Feind auf ſeine eigene Manier beſiegt. Dacht' ich's doch, antwortete Friedrich, daß deine Degenquaſte über kurz oder lang zum Hohn der Dunkelheit hervor gucken würde, du eingefleiſchter Folard, Puiſegür, Tempelhof, und wie die andern Lehrmeiſter der Militarien heißen! Nun aber iſt's an dir, fuhr er, ſich gegen Karl wendend, fort; wir haben lange genug deiner Stummheit nachgeſehen. So ein Zuhörer wie du ſtände dem Striezelmeier zu wünſchen, wenn ihn die Wuth anfällt, ſeine Biographie abzuleſen; aber wir brauchen zugleich einen Redner. Allons! Angefangen! Karl, in der entſetzlichſten Beſtürzung, verſuchte, indem er beide Sporen andrückte, den läſtigen Begleitern durch eine unverſehene Flucht zu entkommen, aber das ermüdete Thier ſtöhnte unter ihm, ohne ſeinen Gang in dem tiefen Wege auch nur merklich zu beſchleunigen. Nein, ſagte Franz, nun kommt mir's ernſthaft vor. Er muß krank ſein, denn die bloße Verliebtheit kann ihn unmöglich ſo ganz um die Sprache gebracht haben. Sag', fühlſt du dich übel? Faſt ohnmächtig, antwortete Karl mit gepreßter Stimme. Die Beiden beſchloſſen nun alsbald, von dem Anerbieten der Damen zum Beſten ihres kranken Gefährten Gebrauch zu machen. Er durfte ſich nicht auf viele Worte einlaſſen, wenn er nicht der Entdeckung ausgeſetzt ſein wollte, und mußte ſich daher geruhig in alles ergeben, was man mit ihm vor-

zunehmen beliebte. Der Wagen hielt auf Friedrich's Bitte, Karl ward durch seine mitleidigen Begleiter vom Pferde gehoben, und erhielt in dem geräumigen Fond der Kutsche zwischen Julien und Sophien seinen Platz.

Armer, guter Adolf, sagte Julie, als der Wagen wieder im Gange war, ist's denn wirklich so schlimm? Indem zog sie ihren Handschuh aus, und fuhr, seine Stirne befühlend, fort: Wahrhaftig, fieberhafte Gluth! Und Sie kommen doch erst eben aus der naßkalten Luft. Da griff er unwillkührlich nach der schönen Hand, und führte sie an seinen Mund. Er glaubte einen freundlichen Gegendruck zu verspüren, und fühlte sich aus dem Himmel in die Hölle gestürzt, als Julie ausrief: Und das alles meinethalb, lieber, getreuer Adolf!

Einem Andern, einem Bräutigam vielleicht galt diese berauschende Huld; ein Unglück, welches er im süßen Taumel vergessen hatte, bis er den fremden Namen zum zweitenmal von ihren Lippen hörte.

Das kommt von dem unbändigen Reiten her, sagte die ihr Gegenübersitzende, mit einer Stimme, die sein ganzes Herz bewegte, ohne daß er sich doch recht besinnen konnte, wo er sie früher gehört habe. Ich wußte es gleich, daß du nicht warten würdest, fuhr sie fort, bis wir an dich schrieben, aber daß dich eine so tolle Ungeduld jagen würde, dacht' ich doch auch nicht. Dreißig Meilen, ohne auszuruhen, auf Courierpferden! Nein, wahrhaftig, Bruder, das ist recht sündlich, und ich könnte böse auf dich werden, hätte ich dich nur nicht gar zu lieb. In der That, sagte Sophie, Sie thaten nicht gut, und wir alle können noch zufrieden sein, daß eine hoffentlich vorübergehende Unpäßlichkeit die schlimmste Folge Ihrer Eile geblieben ist. Eine ähnliche Ueberraschung kostet mich das Glück meines Lebens.

Ich muß unsern kranken Freund wider Sie in Schutz nehmen, liebe Sophie, sprach Julie dazwischen. Er hat frei-

lich nicht eben nach allen Klugheitsregeln gehandelt, aber bedenken Sie auch seine Lage, und vorzüglich, daß unser lieber Adolf (sie drückte hierbei Karl's Hand mit den zarten Fingern), daß unser lieber Adolf ein anderer ist, als Ihr fataler Karl. Man sollte Sie nicht in Ihrer Gegenwart loben, Adolf, aber wahr ist es, daß Ihr besonnener Muth, Ihr klarer Blick, Ihr festes Benehmen überall einen Ausweg finden würden, und der kindischen Waghalsigkeit, der tollen Blindheit, dem schwankenden Treiben jenes Menschen grade entgegen gesetzt sind. Ich danke Gott, daß mich jedes Umdrehen der Räder weiter von ihm entfernt. Sie hätten ihn sehen sollen, Adolf, er wär' Ihnen in der innersten Seele zuwider geworden. Sie vergessen, sagte Sophie, daß Sie von einem Menschen reden, der mir ehemals sehr theuer war. Meine gänzliche Abgeschiedenheit von allen liebenswürdigen und verständigen Leuten war freilich eine Hauptursache seines Sieges über mein Herz, und in der letztern Zeit gab es Augenblicke, wo mir seine Beschränktheit und Mittelmäßigkeit durch die sinkenden Schleier der Liebe ganz klar ins Gesicht kam; aber er ist doch auch so gar übel nicht, als Sie ihn machen, und ich empfinde herzliches Mitleiden über die Betrübniß, welche ihm die Trennung von mir erwecken muß. Damit paradirt er, antwortete Julie lachend, und staffirt sein zerbrechliches Dasein heraus, indem er auf eine höchst widrige Art vor sich und andern den interessanten, unglücklichen Liebhaber spielt, den Herzensgewinner, welchen aber die Götter verfolgen, weil sie eifersüchtig auf seine brillanten Successe sind. Gutmüthig ist er doch, sagte Sophie, und persönlich tapfer. Verzeihen Sie, Adolf, wenn ich Sie mit der Vertheidigung eines Menschen kränke, den Julie schilt. Sie seufzten eben recht unmuthig auf?

Laßt uns lieber das ganze Gespräch abbrechen, rief Julie. Wir haben glücklicher Weise den Wald und den bessern Weg erreicht. In den Wipfeln rauscht der Sturm-

wind melodiſcher und vertraulicher, als vorhin über die öde Haide fort. Es wäre wohl an der Zeit, daß Sie, artige Mohrenkönigin, uns eine hübſche Romanze ſängen.

Recht gern, ſagte die, welche Karl'n gegenüberſaß; und bei den erſten Tönen ihres Liedes erkannte er die Stimme, die ſich vor einigen Tagen ſo wunderlich in ſeine Träume verwebt hatte. Er fand ſich nun in der That wie in einem ſchrecklichen Fiebertraume. Grimm wider Julien und den Adolf, für welchen er galt, der bitterſte Haß gegen Sophien, und eine innerliche Sehnſucht nach der lieblichen Stimme, das Alles kämpfte und toſete durch ſein Inneres auf und ab, während die Unbekannte folgende Worte ſang:

Flüchtig roll'n des Wagens Räder
Durch den nächt'gen Wieſengrund,
Mit ſich fort Zaiden tragend,
Andaluſiens Stolz und Luſt.
Wie ſo ſpät, o Mohrenfürſtin,
Wie ſo ſpät in feuchter Luft?
Weit zurück die prächt'gen Hallen,
Fern des Gartens ſichrer Rund,
Du ſchon nah' caſtil'ſchen Gränzen
Und im wachſend ſchnellen Flug!
Raufen wird ſein Haar der Vater,
Mutter ſchlagen an die Bruſt,
Wenn nun kommt die arge Botſchaft,
Morgen thut ihr Elend kund;
Und der kriegerfahr'nen Brüder
Zorn in wilder Jugendgluth! —
Kühnes haſt du angefangen,
Schönes Bild, um Amor's Trug.
Don Fadrique, ſpan'ſcher Ritter,
Groß an Stamm und eignem Ruhm,
Don Fadrique ſchoß mit Blicken
Süßer Lieb' ihr Herze wund,
Als er auf Sevillas Ebnen
Härtern Kampf mit Mohren ſchlug.

Was sind Riegel? Was sind Wächter?
List und Liebe drang hindurch,
Lockte dann mit süßen Bitten
Liebchen fort auf nächt'ge Flur,
Flüchtend nach Castiliens Schlössern,
Zum Verein im heil'gen Bund;
Fernher folgt der wackre Ritter
Schirmend der Geliebten Flucht.
Wie sie nun die Augen lenket
Rückwärts auf verlaßne Spur,
Nach dem Einen, nach dem Treuen
Mit den süßen Lichtern sucht,
Seufzend: ach, mein holder Schützer,
Sind ja weit nun von der Burg,
Könntest nun am Wagen reiten,
Kosend lindern meine Furcht;
Sieh', da trabt's, ein dunkler Schatten,
An ihr hin, wie Nebeldunst,
Flüsternd: „Sucht mich nicht, ihr Blicke,
Ruf' mich nicht, o süßer Mund.
Nach Toledo! nach Toledo!
Dort als Nonn' erfleh mir Ruh."
Luft in Luft zerfloß der Schatten,
Ließ sein Lieb in Gottes Hut,
Denn im Kampf mit ihren Brüdern
War verströmt sein edles Blut.

Wer giebt Ihnen aber auch zur Nachtzeit so schauerliche Lieder ein? fing Sophie an. Es ist mir ohnehin unheimlich hier im Walde zu Muth, und man kann sich immer nicht erwehren, zwischen den Zweigen und Blättern seltsame Gestalten zu erblicken. So ist es mir während Ihres Singens schon dreimal vorgekommen, als ritte Adolf neben dem Wagen her, ja ich könnte darauf schwören, es sei an dem, fühlte ich ihn nicht hier neben mir sitzen. O pfui doch, rief Julie, Sie machen mich zittern.

Wer erschreckt Sie, Liebe? fragte der Reiter, welcher sich indeß wirklich dem Wagen genähert hatte, und sich zum

niedergelaſſenen Fenſter hereinbog. Herr Jeſus! ſchrien alle Damen zu gleicher Zeit auf; er iſt's! Er iſt's doppelt! Der Kutſcher blickte auf das ängſtliche Rufen zurück, und als er den, welcher noch vor einer halben Stunde in den Wagen ſtieg, auch zu gleicher Zeit herbeireiten ſah, ergriff ihn das gleiche Entſetzen. Er hieb die Pferde verwildert an; die ſcheu gemachten Thiere flogen in den Wald hinein; es ging über Wurzeln und abgeſagte Baumſtämme fort, bis der Wagen mit einem gewaltigen Schlage auf die Seite fiel, und einen Abhang hinunterſtürzte.

Zwölftes Kapitel.

Donner und Wetter! ſchrie Friedrich in heftigem Grimm, nachdem er mit gewaltiger Anſtrengung ſeines Pferdes bis zu dem Ort gelangt war, wo der Wagen umgefallen und das Geſchrei noch zuletzt getönt hatte, denn in dieſem Augenblick war es ganz ſtill. Adolf! Franz! ſchrie Friedrich auf's neue, wollt ihr denn nicht herbei, und den verfluchten Kutſcher mit Baumäſten todtſchlagen? Es blitzte und ein fürchterliches Donnern rollte ſogleich am Himmel, der in lauter Strömen herabzufließen ſchien. In der plötzlichen Erleuchtung erblickte Friedrich vor ſeinen Füßen den unglücklichen Adolf liegen, deſſen Erſcheinung und Anrufen ohne ſein Verſchulden an dem ganzen Unfall Schuld war. Er hatte ſich dem Wagen ganz nahe gehalten, als der entſetzte Kutſcher die Pferde ſo unbegreiflich antrieb, aber es war ihm nicht möglich geweſen, die Zügel zu ergreifen; ſein Pferd ſtolperte jeden Augenblick, und ſchmetterte ihn, als der Wagen mit Getöſe hinabſtürzte, dergeſtalt an einen Baumſtamm,

daß er entgeistert zu Boden fiel. Vor Erstaunen wußte sich Friedrich kaum zu fassen, als er den jungen Mann, den er mit im Wagen verunglückt glaubte, hier vor sich liegen sah; er beugte sich über ihn hin, erhob ihm den Kopf, und fühlte warmes Blut daran hervorquillen. Das Gewitter wüthete immer fort; die Bäume krachten mit den starken Aesten aneinander, während ein heulender Wind die Wipfel durchschüttelte. Der Boden war ganz naß, das Wasser hatte sich in dem Wiesengrund gesammelt; Adolf lag in einem solchen Regenpfuhl; Friedrich fühlte den Kopf desselben kälter werden, und war zum erstenmal in seinem Leben rathlos und hülflos in verzweifelnder Besorgniß. Er schrie mehrmals aus allen Kräften, bald seinen Begleiter Franz, bald die im Wagen Verunglückten anrufend, aber immer vergebens; der Sturm verschlang spottend sein gesteigertes Rufen. Schon wollten ihm die Arme ermatten vor der Last, die ihnen der Leib des noch immer bewußtlosen Adolph's war, und halb sank er auf einen gefällten Baum, der hinter ihm lag, als er mit dem Ton einer menschlichen Stimme, die auf einmal in das Geräusch des Regens hineinschallte, neuen Muth in der Brust, neue Kraft zur Ausdauer in den Sehnen fühlte. Sein neues Rufen wurde vernommen und beantwortet, obgleich die Töne noch undeutlich klangen, und er keine Sylbe verstehen konnte; nur ein Durcharbeiten durch's Strauchwerk glaubte er zu hören, dem mit einigen dumpfen Fluchworten Beistand geleistet wurde; dann schien auf einmal ein schwaches Licht hervor, wodurch Friedrich in nicht geringe Freude gerieth. Durch wiederholtes Rufen leitete er dasselbe endlich bis ganz in seine Nähe, und nun stand mit einemmal ein ziemlich bejahrter Mann vor ihm, der in einer Hornlaterne ein spärliches Lichtstümpfchen führte, an seinem übrigen Wesen aber für einen Köhler zu halten war. Friedrich erzählte in kurzen Worten das gehabte Unglück, beschwor den Köhler um seinen schleunigsten Beistand, und versprach dagegen die

reichlichste Belohnung. Der Mann leuchtete ringsumher, und nachdem er sich selber wieder orientirt zu haben schien, lud er, ohne ein Wort zu sagen, den betäubten Adolf auf seinen Rücken, und trug ihn langsam fort; Friedrich folgte. Sie waren kaum hundert Schritt gegangen, nicht ohne einige Mühe, denn es ging kein Fußpfad dahin, so standen sie vor der Hütte des Köhlers, der jetzt erst anfing zu reden, indem er sagte, daß die Herrschaften sich eng behelfen müßten, weil schon zwei Herren drinnen auf der Streu lägen, die sich im Walde verirrt, endlich seine Hütte gefunden hätten, und ungeachtet der Sorge, die sie für einen Dritten zu haben schienen, aus übergroßer Ermüdung gleich eingeschlafen wären. Friedrich wurde sehr aufmerksam, ohne jedoch eine bestimmte Vermuthung zu haben; am wenigsten dacht' er an Warner'n und seinen Freund Eduard, die er daselbst treffen sollte. Die Frau des Köhlers öffnete die Thüre, sie traten hinein, der Köhler legte Adolfen sanft auf die Streu, und betrachtete, da er ihn bluten sah, genau die verletzten Stellen. Die bedeutendste war an der Stirne; mit der er wahrscheinlich gegen einen Baum gefallen war, doch versicherte jener sogleich, das alles habe gar nichts zu bedeuten. Darauf gab er seiner Frau, die sehr geschäftig am Feuer war, die nöthigen Anweisungen zum Verband der Wunden und zur Verpflegung des Gestürzten, und ging ohne Verzug mit Friedrich wieder zurück, um wo möglich den Wagen auszuforschen und den Verunglückten Hülfe zu leisten; außer der Laterne nahmen sie einige starke Hebebäume mit, woran Friedrich sein gehöriges Theil zu tragen hatte. Der Weg war uneben, von Gesträuch bewachsen, und da, wo er etwas gebahnt war, so schlüpfrig, daß jeder Schritt unsicher wurde; dabei war das Fatalste, daß keiner recht wußte, wohin sie sich eigentlich zu wenden hätten, da Friedrich natürlicherweise nicht zu bestimmen wußte, an welcher Stelle der Wagen umgestürzt, und selbst der Ort, wo er zuletzt bei Adolf wartete,

ihn in völliger Ungewißheit desfalls gelassen hatte. Sie kamen endlich an einen Abhang, der sie langsam in die Tiefe führte, und sie glaubten schon auf ganz irrigem Wege zu sein, da aus dem engen Thal ein starkes Brausen, wie eines Waldbachs, aufdrang. Desto größer war des Köhler's Staunen, Friedrichs Erschrecken, als sie dicht an dem wilden Wasser die umgestürzte Kutsche liegen sahen, und da keine Seele dabei war, mußten sie in der ersten Bestürzung glauben, die Unglücklichen seien in dem Wasser ertrunken. Da sich aber bei genauer Besichtigung keine Spur von zerrissenen Strängen vorfand, es vielmehr ganz so aussah, als habe man die Pferde gehörig abgespannt, so faßten sie auch für die Rettung der Menschen gute Hoffnung, und die einzige Verlegenheit Friedrichs blieb die, nicht zu wissen, wohin sie sich gewendet. Der Köhler ging indeß schweigend an dem Ufer des Baches hinauf; Friedrich folgte, und hatte kaum den Muth, eine Frage zu thun. Sie erreichten eine schmale Brücke, die nur auf einer Seite ein Geländer hatte; Friedrich, dem ein Licht aufging, bekam plötzlich in der Freude all seine tolle Wildheit wieder, und vergessend, in wie noch mißlicher, hülfsbedürftiger Lage sie alle waren, klopfte er dem Köhler etwas hart in den Rücken, indem er ausrief, Kerl, warum hast du das nicht gleich gesagt? Dieser jedoch blieb plötzlich stehen, leuchtete dem ungebührlichen jungen Mann in's Gesicht, und blickte ihn mit grimmigen Augen an, daß Friedrich so sanftmüthig wurde, als möglich, und nur froh war, daß der Alte weiter schritt. Der Waldbach war durch den eben gefallenen Regen so angeschwollen, daß ein Theil der Brücke in Wasser stand und sie mit großer Gefahr bei jedem Schritt das Bret zu verfehlen, bis an die Waden durch's Wasser gingen. Kaum hatten sie die gegenüberstehende Seite betreten, als ein heftiger Anfturz die schwache Brücke krachend fortriß, und sie also von dem Rückwege abgeschnitten waren. Den Köhler

schien das wenig zu kümmern, er ging mit gleichmäßigen ruhigen Schritten vorwärts, ohne auf die bisweilen erneuten Fragen Friedrichs zu antworten. Der Wald rauschte über ihnen schauerlich, die Bäume waren hochstämmig und weniger dicht beisammen, nur die Wipfel schlangen sich in einander. Nach einer guten Viertelstunde kamen sie an eine Hütte, die, obwohl größer und anständiger als die vorige, doch ebenfalls eines Köhlers zu sein schien. Schon draußen glaubte Friedrich bekannte Stimmen zu vernehmen und ihm ward hell zu Muthe; wie jauchzte sein Herz auf, als er in die Stube tretend Julien, Sophien, die schöne Mohrenkönigin nebst der Kammerjungfer, die im Wagen den vierten Platz eingenommen hatte, ganz munter und wohlbehalten um einen Theetisch sitzen sah, und von allen Seiten Bewillkommungen über seine Ankunft empfing. Man bot ihm sogleich aus einer schlechten irdenen Schale, bessere hatte man nicht vorgefunden, von dem vortrefflichen Thee an, den man aus der Wagentasche herauszunehmen nicht vergessen hatte, und für Zucker, Rum, einige Konfituren war gleichfalls durch den mitgegebenen Vorrath gesorgt. Friedrich erquickte sich durch das geliebte Getränk wiederholt, und fand kein Ende, so daß zwei Damen mit Einschenken und Zuckerschlagen zu thun hatten; endlich kam es zu einigen Erklärungen. Julie erzählte, wie ein wunderbarer Vorfall sie zuerst erschreckt habe; ein fremder Reiter, dessen Stimme mit Adolfs einige Aehnlichkeit gehabt, sei an den Kutschenschlag gekommen, und habe hineingerufen, so daß sie, durch die schaurige Nacht und ein wunderbares Lied schon aufgeregt, geglaubt hätten, Adolf sei doppelt; das Geschrei, welches sie erhoben, müsse den Kutscher außer Fassung gebracht haben, sie seien aus dem Wege gerathen, der Wagen habe umgeworfen, und durch eine preiswürdige Glückschickung sei er auf der einen Seite, ohne weiter überzuschlagen, ziemlich sacht hinuntergegleitet bis an das Ufer des Waldbachs; dort wären sie, da niemand beschädigt

war, mit großem Lachen ausgestiegen, und so durch den Beistand des herbeigekommenen Köhlers hierhergelangt. Der Kutscher hatte die Pferde durch den Bach geführt und war mit ihrer Wartung beschäftigt. Friedrich stand lange Zeit in Gedanken, nachdem er diesen Bericht gehört, auch Julie schien etwas schwermüthig zu werden, und die schöne Mohrenkönigin gestand mit einemmal, was sie bisher, um die Fröhlichkeit nicht zu stören, verschwiegen hatte, daß sie am Arm beschädigt sei, und heftige Schmerzen empfinde. Sophie traf sogleich alle Anstalten, die für ihre leidende Freundin dienlich waren, sie legte einen förmlichen Verband an, nachdem sie einen heilsamen, schmerzstillenden Balsam auf die verletzten Stellen gestrichen. Wo bleibt nur Adolf? fragte halblaut, mit einem Seufzer, Julie. Adolf? rief Friedrich auffahrend; wer saß bei Ihnen im Wagen? Die Damen wurden aufmerksam auf Friedrichs Unruhe. Wie fragen Sie nur! versetzte Sophie, haben Sie nicht selbst den guten Adolf, dem nicht wohl war, in den Wagen gehoben? In den Wagen gehoben, sagte Friedrich bitter, habe ich einen, ob er aber Adolf war, mag Gott wissen! soviel weiß ich, daß jener neben uns ritt, kein Wort sprach, und uns für Adolf galt. Der wahre Adolf aber kann nicht im Wagen gewesen sein, denn während dieser den Abhang hinabglitt, lag Adolf vom Pferde gestürzt bewußtlos in meinen Armen. Ich habe ihn eben bei diesem ehrlichen Mann untergebracht, dessen Frau ihm alle Pflege angedeihen läßt; laßt uns gleich sorgen, ihn hierher zu schaffen! Das geht nicht an, versetzte der Köhler ruhig und trocken, ihr habt gesehen, wie die Brücke fortgerissen wurde, und wie sollte der Schwache, Verwundete in der dunkeln Nacht über einen Baumstamm gehen können, den wir etwa über den wilden Bach hinlegen möchten? Laßt nur! morgen ist auch ein Tag, bis dahin erholt er sich ganz. Er ist verwundet? rief Julie ängstlich, indem sie die Hände erhob, und bald Friedrich, bald den Köhler

ansah. Hat nichts zu sagen, eine Kleinigkeit! sagte dieser, und ging gleichgültig hinaus. Wo ist der geblieben, der mit euch im Wagen fuhr? schrie Friedrich jetzt plötzlich mit seiner heftigen Art, die jedes Hinderniß des Einsehens eben so wie ein körperliches anzugreifen bemüht war. Das ist ein seltsamer, tückischer Streich. In dem Augenblick trat Franz herein, der mit erschöpfter Stimme die Worte sprach: wir sind schändlich verrathen! und auf einen Schemel hinsank. Die ganze Gesellschaft gerieth in Aufruhr durch diese Worte. Nachdem Franz sich etwas erholt, begann er seine Erzählung: wie er den Wagen habe fallen sehen, vom Pferde gesprungen sei, und endlich den Damen herausgeholfen habe; wie ihm da der vermeintliche Adolf durch seltsames Betragen aufgefallen sei; wie dieser seine Nähe vermieden, und endlich vor der Hütte, statt hineinzugehen, die Flucht ergriffen habe. Sogleich, fuhr jener fort, verfolgte ich ihn, um meine Zweifel aufzuklären; mehrmals rief ich ihn an, zuletzt mit den schimpflichsten Drohungen, die ihn endlich vermochten zu stehen; eine ganz fremde Stimme rief zornig die Worte: stirb, du schändlicher Bube! und zugleich wurde eine Pistole losgefeuert, die glücklicherweise nur den Hut mir streifte. Ich ließ um so weniger nach in der Verfolgung, aber ich hatte bald alle Spur verloren, und mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Man gerieth durch diese Erzählung in nicht geringe Bestürzung, besonders war Friedrich ganz toll und unsinnig in dieser Verwirrung, und hätte gern an jemanden seine Wuth ausgelassen. Man erzählte nun von allen Seiten einzeln, stellte zusammen, verständigte sich über kleine Widersprüche, aber alle Kombinationen waren unzulänglich zur Eröffnung des Verständnisses dieses wunderbaren Abenteuers. Man setzte einige Hoffnung auf die Ausforschung der Beiden, die Friedrich in der Hütte des ersten Köhlers gefunden hatte, und beschloß endlich, da die Unmöglichkeit jetzt etwas auszuführen offenbar war, die Helle des Tages

abzuwarten. Die schöne Mohrenkönigin wollte sich kaum zufrieden geben, sondern durchaus ihren Bruder Adolf sehen, und man hatte die größte Mühe, ihre heftige Sehnsucht zu bekämpfen; man mußte sich darüber wundern, denn vorher war sie ganz ruhig gewesen; jetzt warf sie sich in die Arme ihrer Freundin Julie, als derjenigen, die ein gleich lebhaftes Interesse für Adolf fühlte, und weinte sich an ihrer Brust aus. Ihre Traurigkeit war recht abstechend gegen Friedrichs steigende Munterkeit, der, einmal ergeben in die Verwirrung, sich diese so angenehm als möglich zu machen wünschte. Sophie reichte mit ämsiger Geschäftigkeit Thee herum, und brachte dadurch einige Ruhe in das Zimmer; denn wenn nur jeder etwas in den Händen, und ein äußeres Geschäft, sei es auch das kleinste und unbedeutendste, zu besorgen hat, ist er schon halb gebändigt. Eben reichte Julie Sophien ihre leere Tasse zurück, sie hatte ihr Schnupftuch über den Arm hingelegt und zog beim Ausstrecken der Hand den einen Zipfel zufällig mit. Sophie entfärbte sich, und griff zitternd nach der Tasse, die Augen erschrocken auf das batistene Tuch geheftet, an dem sie deutlich das Zeichen erkannte, das sie selbst einst für Karl hineingestickt. Ihr blieb kein Zweifel mehr, daß der Unbekannte, der im Wagen gewesen, Karl sei, wo denn, da er neben Julien gesessen, diese leicht sein Tuch statt des ihrigen habe nehmen können. Doch hütete sie sich, irgend etwas von diesem Verdacht merken zu lassen. Wie bedaure ich die armen Damen jedesmal, unterbrach Friedrich die Stille, wenn ich am Theetisch sitze! Kann es wohl eine größere Qual geben, als immerfort Wasser aufzugießen, Tassen zu handhaben, einzuschenken, Zucker zu geben, Milch und Rum zuzugießen, dabei eines jeden eigene Tasse und eigenen Geschmack im Auge zu behalten, und selbst kaum verstohlner Weise einige Schälchen zu genießen! Das Theemachen gehört wahrlich mit zu den Flüchen, die unsere Mutter Eva aus dem Paradiese mitnahm. Sie ver-

gessen, sagte Sophie freundlich, daß ich es bin, die Thee macht, und mir auf der Welt kein schöneres, geselligeres Geschäft geboten werden kann; bei mir findet Ihre Ansicht keinen Eingang, desto mehr Glück aber werden Sie damit bei der schönen Mohrenkönigin machen können, denn ihr ist jedes Geschäft dieser Art in den Tod verhaßt, und in Ihrem Leben haben Sie kein so verdrießliches Gesicht gesehen, als das der Kleinen, wenn einmal das Einschenken an sie kommt. Was das nun wieder ist! versetzte diese, ihr habt auch immer etwas! Diese Eigenthümlichkeit kannt' ich an Ihnen noch nicht, schöne Dame, sagte Friedrich, ich habe Sie also um so mehr um Verzeihung zu bitten wegen der Thees bei Ihrem Bruder, da ich ein so starker Theetrinker bin. O glauben Sie doch nicht alles, was man sagt, erwiederte die Mohrenkönigin halb unwillig und liebenswürdig; man gibt mir allerlei Schuld, was gar nicht wahr ist. Ei, meine Theure, rief Franz aus seiner Ecke hervor, gibt man Ihnen nicht auch Schuld, Sie gingen gern im schnellsten Schritt spazieren, und setzten jedesmal Ihre Führer in Verzweiflung? Sie zögen sich stundenlang an, und stundenlang wieder um, aus bloßer Lust an den Kleidern? Ist das alles bloße Verläumdung? Lasse es nicht zu Erörterungen kommen, Liebe, sagte Sophie, wir behalten am Ende Recht! Gib mir nur noch eine Tasse Thee, mit dir will ich wohl fertig werden, aber mit Friedrich und seinem Freunde Franz ist gar kein Auskommen! Das möcht' ich doch sehen, rief Julie aus, ob mit den Herren kein Auskommen ist! Versuchen Sie's, schöne Julie, versetzte Friedrich, schon um die kleine Mohrenkönigin das Falsche gesagt haben zu lassen, werden wir uns als solche zeigen, mit denen man fertig werden kann. Wer behält nun Recht? fragte Sophie. Die Mohrenkönigin, antwortete Franz. Mein Gott! wer hat euch nur das Recht gegeben, mich so zu nennen, das ist ganz impertinent! Friedrich versetzte, dies stehe dem Flügel-

kinde doch wohl frei. Sie sehen, fuhr er fort, schönste Amanda, was Sie für Uebernamen austheilen, bleibt nicht verborgen; der Ihrige ist wenigstens nicht schlechter, und danken Sie Gott, daß wir ihn nicht aus dem ungarischen Namen Ihres Geburtsortes genommen haben, der so äußerst wohlklingend ist. Geben Sie mir nur nicht noch zuletzt meine Freundin für eine Ungarin aus, sagte Julie, und nahm die Kleine, die wirklich ein wenig böse geworden war, in den Arm. Ihre Stimmung war um so gereizter, da diese Scherze in eine ganz andere Reihe von Gefühlen eingriffen, die bis jetzt niemand kannte, und nur eben Julie mit weiblichem Gefühl ahnete.

Dreizehntes Kapitel.

Die Gesellschaft bemerkte, daß die Neckereien Friedrichs und Franzens Amanden etwas verstimmt zu haben schienen, und dies brachte eine ziemlich lange Pause in der Unterhaltung hervor. Jedermann saß still und nachsinnend über die wunderbaren und unangenehmen Vorfälle dieser Nacht, und besonders schienen die Damen dem Eindruck derselben jetzt größern Raum zu geben, und ihre Traurigkeit nicht länger verhehlen zu können, die bisher durch das lebhafte Gespräch gleichsam zurückgedrängt, bei der eingetretenen Stille deutlich sich zu zeigen im Begriff war. Friedrich wollte diese Stimmung nicht aufkommen lassen, und versuchte es daher, durch ein neues Gespräch die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu leiten. Du lieber großer und guter Gott, unterbrach er das Schweigen, welche treffliche Arznei ist in einer solchen traurigen Situation die Geduld.

Sie hat einen großen Vorzug vor allen Arzneien auf der Welt, erwiederte Franz, nämlich sie hilft gewiß, wenn man nur die Kraft hat, sie zu nehmen.

Die Geduld hat, geduldig zu sein, könnten Sie sagen, sagte Julie.

Diese schöne Eigenschaft, fuhr Friedrich fort, theilt sie mit allen geistigen Arzneien. Wolle das Wollen ist auch eine von den schönen Vorschriften, die mir gerade das zu sein dünken, was die Principien der Kriegskunst und des Schachspiels sind.

Und wie heißen diese? fiel Sophie ein.

Sind Sie so begierig nach Principien, schöne Freundin? sagte Friedrich; ist auch zu Ihnen etwas von der Philosophie gekommen, womit unser ganzes Zeitalter ausgeweißt und angeschwärzt ist? Haben Sie vielleicht gar bereits etwas vom Absoluten, diesem philosophischen Hans in allen Gassen gehört, und von seiner Schwester, die sich alle Tage neu ausputzt und ein schönes Kleid nach dem andern anzieht?

Und wer ist denn, sagte Julie spöttisch, wer ist denn, um in Lutheri Katechismus zu bleiben, die Grete zu diesem Hans? Man nennt sie Religion, erwiederte Friedrich, und sie führt stets eine kleine Modehändlerin bei sich, die ihr alle die Putzsachen nach der neuesten Mode verschafft und aufsteckt. Dies ist die Kunst.

O pfui doch, sagte Amanda ein wenig heftig, das ist ja ganz abscheulich, in diesem Tone von der Religion zu sprechen.

Du hast recht, Liebe, fiel Julie ein, statt dessen theilen Sie uns lieber die Principien der Kriegskunst und des Schachspiels mit, die Sie uns zu lange erwarten lassen.

Sehr gern, erwiederte Friedrich, sie sind kürzlich diese, daß Sie ein jedes Schachspiel und jede Schlacht gewinnen, wenn es Ihnen gelingt, an einem Orte mehr Steine oder Truppen zu koncentriren, als Ihr Gegner hinbringen kann.

Sie werden auf diese Art allemal durchbrechen. Ganz außerordentlich weise, erwiederte Julie; was geben Sie mir, wenn ich Ihnen ein halbes Dutzend solcher Principien noch außerdem anfertige? Nummer Eins: Wer das Herz einer Dame erobern will, muß so liebenswürdig erscheinen, daß es der Dame gar nicht einfällt, ihr Herz an einen andern zu verschenken. Nummer Zwei: Wer jemand von einer Krankheit heilen will, muß die Lebenskräfte des Patienten zu einer solchen Höhe erheben, daß dadurch die Kraft der Krankheit gebrochen wird. Nummer Drei: —

Hier fiel Franz ein: Wer in einem Duell auf den Stoß seinen Gegner besiegen will, muß die Degenspitze seines Gegners von dem Umkreis seines Körpers abhalten, und demselben so viel Stöße als möglich beibringen.

Das steht schon im Moliere, fiel Sophie lebhaft ein.

Das ist sehr gleichgültig, erwiederte Franz, alles Schöne ist mein, und ob solches Diebstahls schäme ich mich nicht. Was aber das Absolute betrifft, so weiß ich von demselben eine ganz vortreffliche Anekdote.

Eine Anekdote vom Absoluten? riefen die Damen; macht das Absolute Anekdoten? Ist sie skandalös?

Keineswegs, sagte Franz, sondern sehr moralisch und auferbaulich. Bei so gelehrten Damen darf ich voraussetzen, daß sie wissen, daß das Absolute nichts anders ist, als die in der Welt unter dem Namen Gott bekannte Person.

Keine Possen und Verdrehungen und Absprünge, versetzte Julie, Anekdoten höre ich gern so rein, so rein —

Wie Friedrich Nicolai's von Friedrich dem Zweiten, setzte Friedrich hinzu.

Sie wissen ferner, fuhr Franz, ohne darauf zu achten, fort, daß die Aufgabe aller Philosophie ist, zu Gott zu leiten, seiner theilhaftig zu werden, sich in ihm, oder ihn in sich aufzunehmen oder aufnehmen zu lassen.

Weiter, weiter, sprachen die Damen.

Aber, fuhr er fort, Sie wissen vielleicht nicht, was eine Kirms ist, und daß die einzelnen Dörfer bei derselben ihre Bekannte mit Kuchen traktiren.

Meinen Fächer, sagte Julie zur Kammerjungfer, ich halte es für unschicklich, beim Gähnen den Mund mit der Hand zuzuhalten.

Vom Gähnen wüßte ich auch eine Anekdote, sagte Friedrich, die mir bei diesem Worte beiläufig einfällt.

Bei beiläufig fallen mir zwei Anekdoten ein, sagte Julie, und dann noch eine, wenn ich mich nicht sehr irre.

Mir fällt eine bei irren ein, sagte Sophie, von einem Engländer; o bei Engländer fallen mir noch sechs ein.

Das ist wenig, erwiederte Friedrich, ich allein könnte mit zwölf dienen und ich würde den ganzen Archenholtz, England und Italien nebst den britischen Annalen, wie auch den Hume nebst allen englischen Geschichtschreibern zum Nachschlagen beilegen. Aber so geht das nicht, laßt uns dem Beispiele der Alten folgen, die, wie in den Reisen des neuen Franzosen durch Altgriechenland, im Anacharsis, steht, Gastmahlskönige zu wählen pflegten. Erlauben Sie, fuhr er sich zu Amanden wendend fort, daß ich Sie, die Sie ja als Mohrenkönigin schon gelernt haben, das Scepter zu führen, nun auch als Anekdotenkönigin begrüße.

Hierauf führte er sie, alles Sträubens ungeachtet, mit vielem Anstande zu einem Schemel, der, obschon wackelnd, doch etwas höher als die andern war, und bat sie, von den Bitten aller übrigen unterstützt, daß sie mit der Ausübung ihrer königlichen Gewalt sogleich den Anfang machen möchte, zu welchem Ende er ihr seinen Stab hinreichte, um ihn als Scepter in der Hand zu führen.

Sie klopfte mit demselben dreimal auf den Tisch und gebot Stille, die auch sogleich erfolgte; worauf sie, ihre Stimme ein wenig erhebend, sagte: Erstlich die Anekdote von dem Absoluten.

Oder das Schicksal aller Philosophie, setzte Franz mit einer ehrerbietigen Verbeugung vor der Königin hinzu.

Hans und Peter waren zwei Kinder, welche ihre Mutter um Erlaubniß baten, auf ein benachbartes Dorf zur Kirms zu gehen, weil sie großen Appetit zu Kuchen hätten. Die Mutter stellte ihnen vor, daß sie keinen bekommen würden, weil sie keine Bekannte daselbst hätten; aber dennoch bestanden die Knaben darauf und machten sich auf ihren Weg. Abends als sie zu Hause kamen, fragte sie die Mutter, ob sie Kuchen bekommen hätten. Ich nicht, versetzte Hans, aber Peter hätte bald welchen gekriegt.

Julie lobte den Erzähler für seine allegorische Anekdote und wirkte ihm als Belohnung dafür eine Tasse warmen Thee bei der Königin aus, dem sie selbst sehr zierlich ein Butterbrot hinzufügte; worauf Amanda sagte: Die Anekdote vom Gähnen zum zweiten.

Ein junger Dichter, fing Friedrich an, welcher ein sehr schlechtes Stück auf das Theater gegeben hatte, von dem man ihm voraus sagte, daß es werde ausgepfiffen werden, berief sich als auf einen Beweis von der Güte des Stücks darauf, daß dies nicht geschehen sei. Das folgt nicht, erwiederte ihm einer seiner Freunde, wir konnten vor Gähnen nicht zum Pfeifen kommen.

Pfeift, Freunde, pfeift, ich bitte euch, sagte Julie, diese unbedeutende Anekdote aus, die mir gerade so vorkommt, wie eine Wassersuppe ohne Salz, Butter und Eier.

Pfeifen Sie, sagte Friedrich, aber belehren Sie mich, was Sie von einer Anekdote verlangen.

Ein andermal, versetzte Julie; pfeift, Freunde. Alles pfiff, und Friedrich murmelte: ohne Urtheil und Recht; worauf Amanda, mit ihrem Stabe auf den Tisch klopfend, dem Pfeifen ein Ende machte, und dann rief: Drei Anekdoten von beiläufig.

Julie erzählte: Ein arger Schwätzer, welcher besonders

die Gewohnheit hatte, seine Kenntnisse beiläufig zu zeigen, sprach mit einem Franzosen französisch; dieser setzte ihm irgend eine Sache weiter auseinander und schloß endlich: au reste; sogleich fiel ihm jener Schwätzer ins Wort und erzählte ihm die ganze Geschichte des Orestes.

Keinesweges anschaulich, sagte die Mohrenkönigin; wenigstens hätten Sie sie französisch erzählen, oder etwas Deutsches unterlegen sollen, oder —

Die Oder, fiel Friedrich ein, ist ein Fluß, welcher durch ganz Schlesien fließt, und hinter Stettin —

Bravo, rief zuerst Amanda, und dann die ganze Gesellschaft. Sie haben Ihren Fehler wieder gut gemacht, sagte Julie, und verdienen beklatscht zu werden.

Hierauf forderte Amanda die zweite Anekdote von beiläufig.

Ein sehr grober General, der ansehnliche Waldungen besaß, gab seinem Major öffentlich einen Verweis, der sich mit den Worten schloß: Kurz, Herr, ich glaube, Sie haben ein Bret vor dem Kopfe. A propos von Bretern, erwiederte der Major, Sie haben ja neulich auf Ihren Gütern Holz schlagen lassen; ich will bauen, könnten Sie mir wohl einige Schock Breter ablassen?

Geht an, sagte Amanda, und nun die dritte Anekdote von beiläufig.

Julie fuhr fort. Ein Mann, welcher eine sehr schöne Anekdote von einer Flinte wußte und diese in einer Gesellschaft gern anbringen wollte, versuchte fast jedes Mittel, um das Gespräch darauf hinzulenken, jedoch vergebens. Endlich sprang er auf und sagte: ich habe einen Flintenschuß gehört. Die Gesellschaft versicherte, dies sei nicht richtig. Nun fuhr er fort: wie dem auch sei, da wir einmal von Flinten sprechen, so fällt mir ein u. s. w.

Und so weiter? sagte Amanda. Also Sie wissen nicht einmal die Anekdote von der Flinte; es wäre doch billig, daß wir sie erführen. Wer weiß die Anekdote von der Flinte?

Ich, rief Friedrich; ich, rief Franz. Erzählen Sie, Friedrich, sagte Amanda, worauf dieser sprach:

Ein Jude, welcher eine Gewehrfabrik besah, kam in das Zimmer, in welchem die Gewehrläufe einzeln und ohne Schäfte zusammen gehäuft lagen. Seine Kinder wollten dies genauer besehen und näherten sich. Bleibt zurück, Kinder, sagte der Jude, man kann nicht wissen, es könnte doch losgehen.

Meine ist viel schöner, sagte Franz, obgleich nur eine vermehrte und verbesserte Ausgabe von der eben erzählten. Ein Jude saß mit Frau und Kindern bei Tische, als einer seiner Glaubensgenossen hereintrat, welcher zwei Stangen Eisen unter dem Arme trug. Was hast du da? fragte jener. Ich bin gewesen, erwiederte dieser, auf einer Auktion und habe mir gekauft ein paar Stangen Eisen, um mir machen zu lassen ein paar Pistölchen auf Reisen. Frau, rief der erste Jude, thu heraus die Kinder, die Sach' wird gefährlich.

Ihre Anekdote, versetzte Amanda, ist besser als die erste und schlechter zugleich, denn der letzte Jude ist noch weit unsinniger feig, als der erste, allein da jener Mann eine Anekdote von einer Flinte erzählte, die Ihrige aber von Pistolen handelt; so steht sie, wie Sie sehen, ganz am unrechten Orte.

Sein Sie so gut, erwiederte Franz, und nehmen an, daß jener eine Anekdote von Pistolen gewußt, und einen Pistolenschuß gehört zu haben behauptet habe. —

Das ist ein Nothbehelf, erwiederte Amanda, ich bestehe darauf, die Anekdote zu erfahren, die der Mann von der Flinte gewußt hat.

Nach einem kleinen Nachdenken sagte Franz: Ich glaube sie zu wissen. Ein Gelehrter, der sehr hypochondrisch war, mußte zu seiner Bewegung bisweilen auf die Jagd gehen. Er befand sich auf dem Anstand; seine Freunde sahen, wie

er anschlug, aber nicht losdrückte, sondern die Flinte ab- und die Brille aufsetzte. Seine Freunde riefen ihm zu, was er mache? Er erwiederte, er habe da etwas gesehen, und geglaubt, es sei ein Hase im Lager. Jetzt sei er ungewiß, ob es nicht ein trockner Tannenzweig sei, und damit der Hase dies nicht verstehe, rief er es auf lateinisch.

Das ist die Anekdote von der Flinte gewiß nicht, sagte Amanda, denn hier ist nicht die Flinte, sondern die Zerstreuung des Mannes die Hauptsache, die Flinte kommt nur beiläufig vor. Ueberdies muß, da jener Mann einen Flintenschuß fingirte, von einer losgeschossenen Flinte die Rede sein, nicht von einer, die nur losgedrückt werden soll.

Wenn das ist, sprach Franz, so weiß ich sie: Ein Rekrut, der zum erstenmale in einer Schlacht war, stand neben einem alten Offizier, und dieser bemerkte, daß jener, so oft er lud, betete: Allmächtiger Gott, dir ist kein Ding unmöglich, wenn's möglich ist, schaffe, daß diese Kugeln vorübergehen, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe; dagegen so oft er schoß, fluchte er gotteslästerlich. Als ihn später sein Offizier um die Ursach fragte, erwiederte er: ja, wenn ich lade, hat er mich, aber wenn ich schieße, ich ihn.

Auch diese Anekdote, sagte Amanda, kann ich nicht für die halten, welche jener Mann erzählte, denn hier ist zwar von einer Flinte, auch von einer losgeschossenen, jedoch nur als beiläufig die Rede, und im Grunde kann ein Flintenschuß einen wohl an eine losgeschossene Flinte, aber nicht an mehrere, nicht an eine Bataille erinnern. Kurz, ich sehe wohl, es stehet geschrieben, daß ich diese Anekdote nicht erfahren soll; also die Anekdote vom Irren.

Sophie sagte: In einem Wirthshause spielte ein falscher Spieler mit einem Engländer nach dem Abendessen auf dem Tischtuche ein Hazardspiel mit Karten. Der Engländer, welcher merkte, daß jener ihn betrog, indem er die Karten vertauschte, nahm sein Tempo wahr, faßte eine Gabel, durch-

stach jenem mitten in seinen Kunstgriffen die Hand, so daß er sie an den Tisch nagelte, und sagte: Sollte ich mich geirrt und Sie ehrlich gespielt haben, so bitte ich im voraus um Verzeihung.

Hier trat der Kutscher herein, und sagte: Ich wollte nur gütigst melden, daß ich und die Pferde abgefressen haben. Er ist sehr demüthig gegen sich selbst, sagte Julie lachend, daß Er so von sich spricht. — Da Sie hier essen, erwiederte Hans, so schickt es sich wohl nicht, daß ich von mir eben so spreche.

Darf ich wohl, sagte die Kammerjungfer verschämt, auch eine Anekdote von Oder erzählen? — Das würde sich, erwiederte Julie, besser gepaßt haben, als wir vorhin von der Oder sprachen, indessen wird es die Königin um deiner Bescheidenheit willen wohl verstatten. Erzähle nur, sagte Amanda. Ein schlesischer Edelmann reiste einst nach Berlin und eilte aus allen Kräften, sich die Spree, als erste Merkwürdigkeit zeigen zu lassen. Er betrachtete den Strom lange und erkundigte sich verschiedenemale, ob dies wirklich die Spree sei. Man bejahte es. Sonderbar, sonderbar, sagte er, bei uns nennt man das die Oder. — Nun kommt, sagte Amanda, es wird Zeit, daß wir aufbrechen.

Die Gesellschaft aber behauptete einstimmig, daß sie als Anekdotenkönigin die Pflicht auf sich habe, eine Anekdote zum Besten zu geben, bevor sie die Regierung niederlege. — Es sei, erwiederte sie, ich nenne sie Weltansicht: Ein Protestant, welcher im katholischen Deutschland reiste, kam ganz ermüdet in ein Wirthshaus und forderte einen Braten, welcher dort hing, noch heute gebraten. Das geht nicht, erwiederte die Wirthin, heute ist Fasttag und da dürfen wir kein Fleisch verkaufen; wenn Sie aber noch eine halbe Meile weiter fahren wollen, so kommen Sie an ein Wirthshaus, wo Sie alles haben können. Ist der Wirth protestantisch? fragte der Reisende. Nein, erwiederte man.

Ist er in eines andern Herrn Lande?

Nein.

Warum darf er an den Fasttagen Fleisch verkaufen, und Ihr nicht?

Das will ich Ihm sagen: Wir haben Kaution gemacht, und da geht's nicht, jener aber hat nur geschworen, da kann er machen was er will.

Aber nun kommt, es ist spät oder früh, ich weiß nicht.

Vierzehntes Kapitel.

Indeß hatte Karl nach den entsetzlichen Bedrängnissen, die er ausgestanden, einige Ruhe gewonnen, eine scheinbare freilich nur, denn um so ungestümer wogte sein Gemüth in dem Andrang der widrigsten Gefühle, welche durch die Anschauung seines eigenen Lebens und dessen freudenlosen Laufs ihm erweckt wurden. Warum, rief er aus, muß vor mir alle Heiterkeit fliehen, alles Schöne verschwinden? Welch grausames Geschick hat sich über mich wie ein Netz des Verderbens geschlungen, und läßt nicht einmal meine Schuld mich wissen! Den Frühling, ständ' er auch in der glanzvollsten Blüthe, muß ich, wenn sein frisches Leben mich reizte, ihm zu nahen, als schneidenden, todten Winter erblicken, die liebe bewegte Jugend wird meiner Berührung ein elendes Alter voll Schäden und Gebrechlichkeiten, die süßesten Erscheinungen der Gluth des Geistes erlöschen vor mir in trübe Lichter, die nothdürftig auf drei Schritte den Weg beleuchten! O Gott! was hab' ich gethan, daß mir Liebe, Freundschaft, Wissenschaft und Poesie, diese Leitsterne des Lebens, nach deren Göttlichkeit mich so heiß verlangt, immer nur als frevelhafte Larven erscheinen, so oft

ich meinem Leben sie einpflanzen will? Sophie! wäre sie mir nie nahe gekommen, die Schändliche, die mich verachtet und höhnt! Um ihretwillen allein kämpf' ich in diesen Irrsälen, die wie eine Kette von eisernen Ringen mit jedem Tage aufs neue mich umschlingen, und deren erster Ring dies Weib ist, für die ich jetzt büßen muß. Alle Uebel, die seither mir zugestoßen sind, lassen sich leicht auf diese Quelle in genauer Folge zurückführen. Und doch nagt immer noch der böse Wurm in mir, daß ich vergehen möchte um des Verlustes ihrer Liebe willen! O jämmerliches Leben! das noch nie Liebe empfing, das vereinzelt in sandiger Wüste rinnt, dürstend nach Vereinigung, die nur in täuschenden Bildern gewährt wird, damit die stets erneuerte Hoffnung desto verzehrender das Herz quäle! Verfluchtes Dasein, das nur in beständiger Zerstörung sich fristet; was hilft's, daß ich zwei Menschen getödtet, in jedem lebt mir ein Feind, und wie aus dem Halse der Hydra erstehen zwei Flammenrachen für Einen zerschlagenen. Wohlan denn, ich streite, und fiel' ich selber dem Teufel anheim! Friedrich und Franz seien meine ersten Opfer; dann sollen Sophie, und die heuchlerische Julie meine Rache erfahren, und Degen und Gift meine Diener und Vertrauten sein! Amanda, die ich lieben muß, auch wider Willen, soll nicht gerettet werden; am Ende höhnt auch sie mich, und die Freude soll ihr nicht werden; ich erzwinge ihre Gunst, dann falle sie! Wir wollen sehen, rief er wild lachend, wir wollen doch sehen, ob meine Kraft nicht wirken soll im Leben; man wollte nicht die Innigkeit und Sanftmuth, gut! vielleicht ist es eben meine Bestimmung, selber feindselig und verderbend zu sein. Unter diesem Monolog war Karl immer erhitzter geworden, der Zorn belebte die ermatteten Augen, und eine brennende Röthe überflog sein bleiches Gesicht. Er war auf einen Fahrweg gerathen, und schritt auf diesem, ungeachtet der vielen Strapazen, eilig fort, ohne sich eines

Ziels bewußt zu sein; nur von den Andern sich entfernen wollte er, deren Gedächtniß ihn mit einer gräulichen innerlichen Furcht erfüllte. Der Tag fing an zu grauen, und die Gestalten traten schon deutlich in ihren Farben hervor; die Bäume träufelten den aufgefangenen nächtlichen Regen herab, indem ein frischer Morgenwind sie schüttelte, weshalb unser Held die freie Mitte des Fahrweges erwählte, wo ihm sogleich in nicht weiter Entfernung eine Chaise in die Augen fiel, die in dem sandigen Wege langsam weiter fuhr. Er überwand seine Scheu, jetzt Menschen zu sehen, um doch zu fragen, wohin dieser Weg führte, denn er gedachte gleichwohl in seiner Wildheit bisweilen an Warner, und fand für nöthig, den Ort zu gewinnen, wohin sie früher hinzureisen sich verabredet hatten, und wo er Warnern wieder zu treffen hoffte. Seinem raschen Gang war es leicht, die Chaise einzuholen; in wenigen Minuten war er neben den Pferden. Aber bevor er noch seine Frage gethan, und als er nur eben in die Chaise hineingeblickt hatte, tönte ihm sogleich ein freudenvolles: Bon jour, Lieber! entgegen, und zugleich bog sich ein junger Mann über den Schlag und reichte ihm die Hand. Die Reisekleider, besonders die tief ins Gesicht gezogene Nachtmütze mit der ledernen Kappe darüber, verhinderten Karl den Grüßenden sogleich zu erkennen, indeß reichte er zögernd die Hand, und jener fuhr, indem er die abgeschossene Pistole, die Karl noch mechanisch in der Hand hielt, bemerkte, also fort: Mein Gott! ich hoffe nicht, theurer Freund, daß Sie aus einer üblen Affaire zurückkehren! Ihr Anblick erschreckt mich eben so sehr, als er mich erfreut!

Sein Sie ruhig! versetzte Karl, der in diesem Augenblicke Wilhelm Meistern erkannte, ich bin nur verirrt, nachdem ich diese Nacht im wilden Wetter bei einem Sturz mein Pferd verloren habe. Ich hoffe in der nächsten Stadt meine Gefährten wieder zu finden. Nun blickte auch Wilhelms Reisegenosse hervor, der geschlafen zu haben schien;

er war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgestalteten, gefälligen lombardischen Figuren; Karl erkannte ohne Mühe den Markese, den wir aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, wie sie Goethe geschrieben hat, bereits kennen lernten. Sie begrüßten sich freundlich, und der Markese ruhte nicht eher, als bis sich Karl zu ihnen in die Chaise setzte. Es kam darauf zu mancherlei Erklärungen; Wilhelm erzählte, daß er seinen Felix bei Natalien gelassen, und ungeachtet der Liebe zu seiner neuvermählten Frau, dennoch den Markese auf seinen Reisen durch Deutschland begleite, wozu besonders der Abbé und Jarno sehr gerathen hätten. Doch denke er bald auf eine kurze Zeit nach Hause zu gehen, weil Natalie, nachdem sie so viele Jahre unfruchtbar gewesen, endlich in Wochen kommen werde.

Apropo's! sagte Karl darauf zu Meister, ich bitte Sie, helfen Sie mir doch aus dem Zweifel, und sagen mir, wie alt ist Ihr Felix? Aus dem, was Goethe über Sie geschrieben, werde ich durchaus nicht klug, denn da sagt er einmal im Anfange des zweiten Buchs, er überspringe einige Jahre, und wie Felix späterhin vorkommt, ist er auch einige Jahre alt. Damit stimmt nun schlecht überein, was bei Melina's Ankunft in dem Landstädtchen gesagt wird, daß das junge Paar sich nach seiner Verbindung, zu der Sie behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines gefunden, und endlich Sie in jenem Städtchen getroffen habe, wo auch Madame Melina ein erstes Liebespfand unter dem Herzen trägt. Hier sind offenbar zwei Zeiten, und ich darf wohl fragen, welches die rechte ist, denn obgleich die erstere späterhin fest bleibt, so kann das doch nichts für die Richtigkeit dieser beweisen; Goethe kann eben so gut den Irrthum ausgeführt haben, als das Wahre. Wilhelm Meister antwortete lächelnd: lassen Sie das gut sein, lieber Freund; mein Felix hat schon sein rechtes Alter, und ich

zweifle keinen Augenblick an der Aechtheit, sollte der Herr von Goethe sich auch noch öfter darin widersprechen. Uebrigens darf man's nicht so genau mit ihm nehmen, ich weiß am besten, wie das Buch geschrieben worden ist! Sein Lächeln wurde feiner und bedeutender; Karl verstand ihn nicht, und der Markese lenkte das Gespräch ab, indem er von Merkwürdigkeiten der Reise sprach. Werden Sie nicht auch nach Italien reisen? fragte Karl Wilhelmen halb neugierig, wie man einer gleichgültigen Sache einen wichtigen Anstrich zu geben sucht. Ich überlasse mich, versetzte Wilhelm, ganz meinen Freunden, und ihrer Führung; es ist vergebens, in dieser Welt nach eignem Willen zu streben. Was ich fest zu halten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf. Ich wollte anfangs nicht ohne Felix reisen, jetzt bin ich vollkommen ruhig seinetwegen, da ihm Natalie eine liebevolle Mutter ist. Karl hörte nur flüchtig zu, mit seinen eignen Verhältnissen zu sehr beschäftigt, als daß er denen eines Andern große Aufmerksamkeit zu schenken vermocht hätte. In seinem Nachsinnen gerieth er plötzlich auf den Gedanken, wozu Wilhelms Nähe ihn wohl veranlassen konnte, wie vielleicht auch sein Leben sich zu einem gehörigen Romane gestalten könne, den ein geschickter Schreiber ausführte. Ungeachtet er sich für tausendmal besser und höher hielt als Wilhelmen, so hatte er doch eine große Furcht, so mit allen seinen Verhältnissen offen vor dem Publikum zu stehen, und konnte nicht begreifen, wie Wilhelm darüber so gleichgültig sein könne, besonders da sich offenbar ergäbe, wie der Dichter mehr seine Kunst als Wilhelms Trefflichkeit gezeigt habe, ja keine Scheu trage, ihn eine retardirende Person zu nennen, die nur durch allerlei Püffe von außen mit genauer Noth endlich zum Ende gelangt. Es regte sich ein geheimes Grausen in ihm, es möchte ihm wohl nicht besser ergehen, wenn ihn

einer bearbeite, und er verfluchte im voraus jeden, der eine Feder ansetzen würde, um seine Begebenheiten zu erzählen. Der Markese unterbrach seine Gedanken, indem er ihn mit würdevoller Freundlichkeit anredete, und zu ihm sagte: Ich bin so sehr erfreut, Sie wiedergefunden zu haben, daß ich unmöglich so bald Sie entlassen kann. Ich bitte Sie bei Ihrer Freundschaft zu mir und zu Wilhelm, noch einige Tage bei uns zuzubringen, und uns die Anmuth Ihrer Gesellschaft zu gönnen, da keine dringende Geschäfte Sie zu eilen zwingen. Ich besuche eine Freundin, die ich in Italien kennen lernte, als sie in diesem Lande reiste; wir treffen gegen Mittag auf ihrem Schlosse ein, wo alles zu unserm Empfang bereitet ist. Sie werden eine edle, geistreiche Dame kennen lernen, würdig der höchsten Verehrung und Liebe. Der Graf, ihr Gemahl, ist frühe gestorben, und hat ihr ein unermeßliches Vermögen hinterlassen, das sie auf die schönste Weise anwendet. An ihrem Geburtstage, der bald eintrifft, soll die Hochzeit einer Fräulein gefeiert werden, die sie von Jugend auf geliebt und zur Erbin ihrer meisten Güter eingesetzt hat. So treffen wir das heiterste Fest, begangen von der fröhlichsten und zahlreichsten Gesellschaft, in der es Ihnen nicht anders als wohl werden kann; wenigstens scheinen Sie mir, verzeihen Sie einem erfahrnen, vielgereisten Mann, wenn er sich einen etwas scharfen Blick zutraut, der Zerstreuung gar sehr zu bedürfen. Karl versuchte sich von dieser Parthie frei zu machen, doch konnte er zuletzt dem Markese, der alle seine Bedenklichkeiten geschickt zu beseitigen wußte, nichts mehr entgegnen, und er schwieg still, froh genug, daß er kein bestimmtes Versprechen zu geben brauchte, denn er dachte den Markese reden zu lassen, und dennoch seinen Vorsatz auszuführen, und noch ehe sie das Schloß erreichten, sich heimlich von ihnen zu entfernen. Man darf keinen Zustand, sagte Wilhelm bei Gelegenheit der Hochzeit,

der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feierlichkeit anfangen; man feiere nur was glücklich vollendet ist; alle Ceremonien zum Anfange erschöpfen Lust und Kräfte, die das Streben hervorbringen, und uns bei einer fortgesetzten Mühe beistehen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unschicklichste; keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieses.

Sollte dies in der That, fiel der Markese ein, so ganz Ihre eigne Meinung, Ihr inneres Gefühl sein? Ich fürchte, diese Worte gehören mehr einem Schriftsteller als Ihnen; wenigstens können Sie von Ihrer eignen Hochzeit dieses nicht her haben, weder die kirchlichen noch die geselligen Feierlichkeiten erschöpften Lust und Kräfte, vielmehr wird durch die ganze Zukunft die Erinnerung an die Würde, mit der jener Tag begangen wurde, ein erhebendes Gefühl erzeugen.

Ich läugne nicht, entgegnete Wilhelm, daß jener Ausspruch aus meinem eigenen Leben nicht herstammt, aber wohl aus der Betrachtung von so vielem, was mich bisher umgeben hat. Freilich weiß man in protestantischen Ländern wenig von wahren Festen und Feierlichkeiten, und erst durch den Abbé habe ich eine höhere Vorstellung davon erlangt.

Das Schicksal, fuhr der Markese fort, leitet einen jeden auf ganz besondere Weise, läßt den einen den Schmerz empfinden, wo es dem andern die höchste Freude giebt, und jeder ermangelt nicht, seinen einzelnen Fall zu einem allgemeinen Ausspruch zu erheben; Sie, aus Furcht vor diesem Verfahren, haben nun im Gegentheil sogar Ihre an sich selbst gemachte Erfahrung außer Acht gelassen.

Das Schicksal? fuhr Wilhelm auf; ich bin kein junger Mann mehr, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt; es ist hier die Rede nicht

von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche; aber immer bleibt das Schicksal ein vornehmer, theuerer Hofmeister; ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben.

Der Markese nahm Wilhelmen bei der Hand, und sagte bewegt: O theurer Freund, wie gerührt bin ich über die Verständigkeit, mit der Sie reden! Glauben Sie mir, Sie sind zu Ihrem Vortheil ein ganz Anderer geworden als Sie waren. Karl verwunderte sich über Wilhelms veränderte Ansichten, was dieser ehemals mit Staunen vernommen hatte, sagte er jetzt mit aller Ruhe als eine wohl geprüfte Wahrheit. Wilhelm bemerkte Karls Verwunderung, und sagte lächelnd: Konnten Sie denn etwas Anderes von mir erwarten, als Sie sehen, daß ich geworden bin? Mich dünkt, der vierte Band, wo noch alles Poetische die letzte Anstrengung macht, um dann unterzugehen, muß klar darthun, wie all mein folgendes Leben in edler Prosa bestehen wird, und wahrlich nicht mühlose Lehrjahre habe ich durchlebt, um diese vernünftige Lebensweise zu ergreifen! Karl beneidete den guten Wilhelm keineswegs; vielmehr dünkte ihm dieser nach seinen Lehrjahren so widrig, daß er nur um so fester seinen Entschluß halten wollte, noch vor der Ankunft bei der Gräfin sich zu entfernen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen konnte, weil die schlechten Wege sie nöthigten, so langsam zu fahren, daß sie erst auf den Abend anzukommen hoffen konnten, und daher in dem nächsten Flecken, den sie noch zu passiren hatten, den Mittag zu bleiben beschlossen. Indeß führten der Markese und Wilhelm noch mancherlei Gespräche, vorzüglich über Menschenkenntniß, de-

ren Beide einen großen Reichthum entfalteten, und eine Luſt war's anzuhören, dasjenige, was früher Wilhelmen gegen ſeine damaligen Anſichten belehrend war geſagt worden, trug er nun alles ſelber vor als ſeine eigene Ueberzeugung, ſo brav hatte man an ihm gebildet. Karl, immer verdrießlicher und unwilliger, zuletzt von langer Weile auf's ärgſte geplagt, gab immer weniger Worte zur Unterhaltung, und ſchlief endlich vollkommen ein, bezwungen von der äußerſten Ermattung, zu der ihn die anhaltenden körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen gebracht hatten. Der Markeſe und Wilhelm ließen ihn der Ruhe genießen, und ſetzten ihre mancherlei Reden fort, nicht ohne häufige Unterbrechung durch das Trockene, worauf ſie immer nach kurzer Zeit geriethen, und ſo figürlich und wider Willen die Bewegung des Wagens im Sande nachahmten. Karl ſchlief ruhig fort, ſchlief bis zur Ankunft auf dem Schloſſe, und erwachte in der That nicht eher, als bis der Wagen auf dem Steinpflaſter des Hofs raſſelnd ihn erweckte, zu ſpät, als daß er den zum Empfang ſchon herbeigeeilten Bedienten hätte entfliehen können. Man ſtieg aus, und wurde ſogleich zu der Gräfin geführt, die ſchon vom Fenſter herab die Angekommenen begrüßt hatte.

Wir verlaſſen das Schloß und unſern Helden in ſeinem Verdruß auf eine kleine Weile, um die übrige Geſellſchaft, die von jenem Unglück getroffen worden, an den Ort ihrer Beſtimmung zu begleiten.

Funfzehntes Kapitel.

Die ersten Strahlen der Morgensonne drangen durch das nasse Laub und begrüßten lächelnd die Reisenden, als sie aus der Köhlerhütte traten. Ein schöner Morgen nach einer stürmischen Nacht, sagte Sophie, so wie die ersten Frühlingstage nach dem trüben Winter, erfüllen mich immer mit froher Hoffnung für mein künftiges Leben, gleichsam als müßte sich mit der veränderten Gestalt der Natur auch das ängstliche Dunkel widriger Verhältnisse auflösen; und dieser freudigen Ahnung kann ich mich nie erwehren, so oft sie mich auch schon getäuscht hat. Diesmal, sagte Friedrich, möchte ich dafür stehen, daß Sie nicht getäuscht werden, liebe Freundin; wenigstens so lange wir bei der Gräfin bleiben werden, wird der Dämon des Trübsinnes sicher von Ihnen verbannt bleiben. Einzig ist diese Frau darin, daß sie gleichsam einen Zauberkreis um sich her zieht, den keine Trauer, kein Verdruß überschreiten kann, und wer in diesem Kreise mit ihr lebt, ist eben so sicher vor solchen Anfechtungen, als sie selbst. Sie hat das herrliche Talent, allen, die sie umgeben, ihre frohe Laune mitzutheilen, und selbst die Bekümmertsten zwingt sie gleichsam mit Gewalt zur Fröhlichkeit. Unerschöpflich ist sie in der Erfindung neuer Feste, neuer Lustbarkeiten, neuer Späße, und sie findet so großen Gefallen an der Freude ihrer Gäste, daß sie sich freuen, schon um ihr zu gefallen. Wie gern, erwiederte Sophie, möchte auch ich ihr diesen Gefallen thun; darum wünsche ich, daß wir den Stoff zur Trauer diesmal nicht selbst mit uns auf das Schloß führen, und besonders, daß die Wunden, die der arme Adolf davon getragen hat, nicht von Bedeutung sein mögen. Friedrich versicherte, daß sie dies gewiß nicht wären, und der Köhler bekräftigte es noch-

mals, worauf mit Hülfe des letztern die ganze Gesellschaft über den Bach ging. Die Damen und Friedrich setzten sich in den Wagen, der schon wieder in Bereitschaft war, und Franz begleitete sie auf seinem Rosse. So gelangten sie bald zu der Heerstraße, von der sie durch das Ausreißen der Pferde gestern abgekommen waren; hier ließen sie den Wagen zurück, und folgten dem Köhler auf einem kleinen Pfade zu seiner Hütte. Friedrich, der vor Begierde brannte, Auskunft über den unverschämten Fremden zu erhalten, der sich gestern in ihre Reisegesellschaft eingedrängt hatte, eilte voran, sobald er die Köhlerhütte gewahr wurde, und drang mit Ungestüm in die Thüre. Das Geräusch, das er dadurch verursachte, erweckte Adolf aus einem sanften Schlummer. Niemand war außer ihm in der Hütte, als die Köhlerfrau, die auf Friedrichs ungestüme Fragen berichtete, daß die beiden andern Fremden schon vor Anbruch des Tages wach geworden wären, darauf den Verwundeten beleuchtet, und wie es schien, erkannt hätten, und endlich, nachdem sie einige Worte in fremder Sprache mit einander geredet, sehr eilfertig aufgebrochen wären. Friedrich gerieth über die verschwundene Hoffnung, sich das Räthsel dieses widerwärtigen Vorfalls zu lösen, beinah in Verzweiflung. Indessen beruhigte ihn die übrige Gesellschaft, die mit dem Köhler hinzugekommen war, und sich um Adolf versammelt hatte. Dieser richtete sich langsam von seinem Lager auf, und blickte die eintretenden Freunde nach einander an. Er schien sich darauf zu besinnen, was mit ihm vorgegangen sei, nach einer Weile aber richtete er lebhafter und freudig seinen Blick auf Julien und streckte die Hand nach ihr aus. Sie näherte sich ihm mit Amanden, nahm seinen Kopf in ihren Schooß, und beide liebkosten ihn freundlich. Die Freude, seine geliebte Braut und seine Schwester Amanda wieder zu sehen, die, wie er sich entsann, in so großer Gefahr von ihm getrennt worden waren, gaben ihm bald frische Kräfte; man verband

seine Wunden, die nichts weniger als gefährlich waren, reichte ihm einige Herzstärkungen, die man aus dem Vorrathe im Wagen mitgebracht hatte, und erzählte ihm darauf den Verfolg der Begebenheiten dieser Nacht. Bald fühlte er sich gestärkt genug, an der Hand der beiden Freunde mit zu dem Wagen zu gehen; man half ihm hinein, und die Gesellschaft setzte nun, hocherfreut über die glückliche Auflösung so feindseliger Begebenheiten, ihre Reise nach dem Schlosse der Gräfin fort, wo Juliens und Adolfs Vermählung gefeiert werden sollte. Indessen war der an sich schon schlechte Weg durch den anhaltenden Regen noch mehr verdorben; man kam daher nur langsam vorwärts, und da um Adolfs willen, der häufiger Erholung bedurfte, oft angehalten werden mußte, so erreichten sie erst gegen Abend einen Flecken, der von dem Schlosse noch mehrere Stunden entlegen war. Die Nacht begann mit großer Dunkelheit zu nahen, das Wetter ward noch viel schlechter als der Weg; dagegen war der Gasthof bequem und einladend; man beschloß also, sich nicht zum zweitenmale den Gefahren einer Nachtreise auszusetzen, sondern bis an den Morgen hier auszuruhen, bis wohin auch Adolf sich ganz wieder würde erholen können. In der That war er am Morgen auch fast ganz wieder hergestellt; seine Wunden waren beinahe völlig geheilt, und seine Kräfte fühlte er vollkommen ersetzt, so daß man in der größten Freude aus dem Gasthofe aufbrach und auf das Schloß zueilte. Nach einer raschen Fahrt von einigen Stunden erreichten die Reisenden einen reizenden Park, der das Schloß umgab, und nachdem sie in demselben eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, entdeckten sie zur Seite des Weges im Gebüsche einen Mann, der trotz der ziemlich ansehnlichen Dicke und Größe seines Körpers sich die Mühe nicht verdrießen ließ, in ein Körbchen, das er mit sich führte, Erdbeeren zu sammeln, obgleich ihm das Bücken sehr beschwerlich zu sein schien, und der Schweiß stromweis von sei-

ner breiten Stirn zur Erde lief. Friedrich näherte sich dem Manne und sagte neckend: Die Erdbeeren müssen wahrlich sehr süß sein, daß Sie es sich so sauer darum werden lassen. Nicht eben mehr als andere, sagte der Fremde, indem er sich aufrichtete, aber dadurch werden sie es erst; und thut nicht unsere weise Mutter sehr wohl daran, daß sie die Him-, Brom- und Erdbeeren dieses Lebens so niedrig wachsen läßt, damit sie uns süßer werden durch die Mühe? Sie kommen mir äußerst bekannt vor, sagte Friedrich, und doch kann ich mich durchaus nicht erinnern, Sie sonst schon irgendwo gesehen zu haben. Ach, Freund, erwiederte der Unbekannte, das ist ja eben das hohe Vorrecht das jus imaginum der Edeln, daß sie gegenseitig ihre Bilder besitzen können, ohne sich jemals gesehen zu haben, und daß eine Bruderseele der andern die warme Liebeshand reichen kann über die weite grüne Erde hin; und muß nicht die Gans selbst das Ansatzstück dazu reichen, damit unsere Hände lang genug werden, sich zu begegnen? Rupfen wir nicht aus ihrem Flügel den Flügel, womit wir hinauffliegen auf die Zinnen und hinab in die Höhlen, um unsern Lieben und denen, die es werden sollen, die Thränenperlen aus dem trüben Auge zu fischen? Jetzt kenne ich Sie, sagte Friedrich, oder ich müßte mich sehr irren: Aber wie kommen Sie hierher?

Weiß ich das selbst? versetzte jener; nur das weiß ich, daß ich bei einer Zauberin lebe, die diese Frühlingsblumen-duft- und Farbentriften mit ihrem Freudenthau benetzt und befeuchtet und belebt, und daß der berauschende Hauch aus soviel tausend Lustkelchen und Freudentöpfchen und Wonneflacons, die aus ihrem bezauberten Grund und Boden aufsprießen, mich so berauscht hat, daß ich in diesem bunten glänzenden Labyrinth herumtaumle und keinen Ausgang zu suchen, geschweige denn zu finden vermag, und daß ich immer wieder zurückschwanken muß zu jener Mausefalle und Fußangel und Fischreuse des Vergnügens, die da in der Mitte

steht, und in die man immer wieder hineingezogen wird. Oder wird man etwa nicht glücklich, wenn man sie sieht, oder traurig, wenn man sie verläßt? Sie sprechen von der Gräfin und ihrem Schlosse, sagte Friedrich, auch ich kenne sie und muß Ihnen vollkommen Recht geben. Aber kommen Sie, ich bin im Begriff, dorthin zu reisen, und meine Reisegesellschaft wird schon weit voraus sein. Hierauf ließ er sein Pferd in nicht eben langsamem Schritt hinter den Reisewagen hergehen und der Fremde lief keuchend und schwitzend, sein Körbchen unter dem Arm, neben ihm her. So erreichten sie bald das Schloß der Gräfin, die ihnen schon im Hofe entgegentrat, um die Reisenden beim Aussteigen zu empfangen. Sie umarmte Julien, grüßte Adolf freundlich und wünschte darauf Beiden Glück zu ihrer bevorstehenden Verbindung. Dann führte sie die Gesellschaft hinauf in ein Zimmer, wo sie durch Erfrischungen und Ruhe sich von den Beschwerlichkeiten der Reise erholen konnten, während sie selbst durch muntere Gespräche sie zu heiterer Laune stimmte. Die Gräfin war eine Frau von etwa dreißig Jahren; ihr Körper, sonst regelmäßig und schön gebildet, war nur durch eine, sogar bei Männern, ungewöhnliche Größe auffallend; allein ein einziger Blick auf ihr schönes Gesicht verwischte sogleich jeden ungefälligen Eindruck, den dies vielleicht hätte machen können. Ihre Züge waren von einer so regelmäßigen und reinen Schönheit, als wir sie an den besten Werken griechischer Kunst bewundern, die uns noch übrig sind, und so war auch die ganze Haltung und alle Bewegungen ihres Körpers gleichsam wie von dem Geiste jener schönen Zeiten von Hellas belebt, und so anmuthig, daß man glaubte, eine jener kunstreichen Bildungen des hellenischen Meißels habe sich in Fleisch verwandelt und trete lebend vor unsere Augen. Doch noch viel größer waren die Vorzüge ihres Geistes. Sprachen, Geschichte und Kunst des Alterthums hatte sie studirt, und die Erkenntniß derfel-

ben zu einem sehr hohen Grade gebracht; allein sie machte so wenig Ansprüche darauf, mit diesen Kenntnissen zu glänzen, daß man von ihr selbst niemals erfahren haben würde, daß sie ihr eigen waren, wenn nicht die hohe Bildung, die sie in ihrer Unterhaltung zeigte, es auch ohne ihren Willen dargethan hätte. So hatte sie sich vorbereitet zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen; denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höheren Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische oder Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten. Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt ihre häusliche Schwelle betrat. Schon vor ihrer Reise war ihr Schloß durch einen unglücklichen Brand fast ganz zerstört worden; jetzt genoß sie der Freude, dasselbe mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufrichten und ausschmücken zu können. Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, suchte sie nach dem gegebenen Maaß um sich zu versammeln; sie gefiel sich im Umgange geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten, und nützlich zu machen. In der Gesellschaft blieb sie immer sich selbst gleich, lebhaft, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend.

Nachdem sie die Unfälle, die ihre neuen Gäste auf der Reise erfahren hatten, vernommen und bedauert, tröstete sie dieselben mit der Hoffnung auf recht viele schöne und vergnügte Tage auf ihrem Schlosse. Die Gesellschaft, sagte

sie, die sich schon bei mir versammelt hat, ist interessant genug, und von so mannichfacher Mischung der entgegengesetztesten Individuen, daß bei der Vertraulichkeit und Zwanglosigkeit, die ein längeres Beisammenleben auf dem Lande nothwendig hervorbringen muß, die schönsten geselligen Scenen zu erwarten sind. Auch an grotesken Figuren, die zu einer wohl zusammengesetzten Gesellschaft durchaus erfordert werden, fehlt es uns nicht. Aber apropos, warum habt ihr Striezelmeier nicht mitgebracht?

Jetzt erst erinnerten sich die Damen wieder an diesen ihren Reisegefährten, den sie bis dahin ganz vergessen hatten. Sie versicherten, daß sie ihn bis zu dem Wirthshause, das sie am vorletzten Abend verlassen, noch glücklich mitgebracht hätten, dort aber sei er, als sie eilig weiter zu reisen beschlossen, im ganzen Hause nicht zu finden gewesen. Vermuthlich, setzten sie hinzu, ist er dort aus unzeitiger Müdigkeit in irgend einem übelgewählten Winkel eingeschlafen, wo wir ihn unmöglich finden konnten, und nachher, empfindlich, daß wir ihn zurückgelassen, wieder nach Hause gegangen; denn er ist äußerst reizbar.

Das ist Schade, sagte die Gräfin, unser Focks ist ein trefflicher Pendant zu ihm, und beisammen würden sie uns manchen zierlichen Spaß bereitet haben.

Wer ist Focks? fragte Franz. Ein junger Mann, erwiederte die Gräfin, den mein verstorbener Gemahl schon in frühen Jahren als Schützling bei sich aufgenommen, und weil er einige Anlage bei ihm zu entdecken glaubte, für seine Studien gesorgt hat. Er zeigt ungemein viel Neigung zur Poesie, die er aber sehr komisch äußert; ob er auch Talent dazu habe, werden Sie bald selbst sehen, denn man pflegt nicht lange mit ihm bekannt zu sein, ohne auch seine Gedichte kennen zu lernen.

Im nämlichen Augenblick trat Herr Focks schon selbst herein, um die neu angekommenen Gäste, vor allen aber

seinen alten lieben Schul- und Busenfreund Striezelmeier zu begrüßen. Seine unförmlich dicke und dabei äußerst kleine Figur stach wunderlich ab gegen sein sonst sehr jugendliches Ansehen. Sein Gesicht hatte sonst keine Eigenheit, als daß es mit einer fettartig glänzenden Haut überzogen war, fast wie Wachstaffent. Denken Sie nur, lieber Focks, rief ihm die Gräfin entgegen, Ihr Striezelmeier ist nicht mitgekommen! die Damen sind grausam genug gewesen, ihn in einem Wirthshause zurück zu lassen, weil sie ihn bei der Abreise nicht gleich finden konnten, und so ist er vermuthlich im Grimme wieder nach Hause gegangen. Machen Sie nur diesen Fehler gleich wieder gut; hier setzen Sie sich nieder, und schreiben ihm eine Einladung, und zwar in Versen, damit er gewiß kommt.

Gehorsam setzte Focks sich nieder und vollendete nach wenigem Käuen der Feder in wirklich bewundernswürdig kurzer Zeit folgende Verse, die ihn die Gräfin sogleich der Gesellschaft vorlesen ließ:

Striezelmeier, im Wald hinrieselet flüchtige Quellflut.
Im Fortlaufe genannt von dem Bauernvolke der Sumpfbach,
Weil ringsum stankhauchend Gesümpf in den Feldern ihn aufnimmt,
Daß in Bewässerung stets sich umsonst abmühet die Pflugschaar,
Und ungebändiget lieget das Land von der scheelen Gewinnsucht.
Dort, altedeler Freund, wo der Bärbar einst in der Graunzeit
Urverwildrung gewohnt, gleichartige Kost dem Morastschwein
Mutter Natur hinstreut' und dem Gottabbild, von des Eichbaums
Ringsstarrästigem Wipfel, im Andrang zwingender Nothdurft:
Wen dort glaubst du wohl ausduldend zu finden, o Striezel-
Meier, in stetem Getäusch, daß jetzt, jetzt nahe das Freundlein?
Muß des Geschreibs Botschaft mir Beekelung bringen und Kopfschmerz,
Ehe der Freund zu dem Freunde sich fleißige? Eiferig bleibt stets
Dir einstürmendes Sinns die gereizete Verselersippschaft.
Nicht mehr sitze daheim, wo dich ab schadfrohes Gered lockt,
Von einfältiger Lust, nachlässig im Grasesgedünst rings

Reinere Gottandacht zu begehn, als mönchische Pfäfflein
Plapperen; Opfergetränk uns reicht der geöhrete Milchkrug.

Herrlich, herrlich! rief die Gräfin, dieser Einladung wird er sicher nicht widerstehen. Die ganze Gesellschaft bewunderte und lobte den äußerst künstlichen Versbau und die Kürze der Zeit, die Focks auf sein Gedicht verwandt, und sogleich ward ein Bote mit der Epistel abgefertigt. Die Gräfin fuhr hierauf fort von den Gästen zu sprechen, die schon früher angekommen waren. Ein Markese, sagte sie, den ich in Italien kennen gelernt habe, hat sich gestern mit zwei andern jungen Leuten eingefunden. Den einen von diesen kenne ich selbst nicht, indessen kam er mir ziemlich schlaftrunken und verwirrt vor; auch hat ihn bald nach seiner Ankunft eine Krankheit überfallen, so daß er jetzt das Bette hütet, der andere aber ist uns allen sehr genau bekannt, selbst denen von uns, die ihn noch nicht gesehen haben; es soll also eine Aufgabe für euren Scharfsinn bleiben, aus seinem Gespräche zu errathen, wer er sei. Ein Kunststück dieser Art, sagte Jean Paul, indem er auf Friedrich deutete, hat jener Herr schon heut an mir gemacht. An Ihnen, versetzte die Gräfin, ist es auch nicht schwer, und ich bin überzeugt, daß ein jeder, der nur eine Seite von Ihnen gelesen hat, Sie an den ersten vier Worten erkennen muß, die Sie mit ihm reden. Das habe ich, erwiederte Jean Paul, schon von so vielen gehört, daß ich es endlich auch geglaubt und zu einer gar köstlichen Erfindung benutzt habe. Es ruht nämlich das entsetzliche Unglück auf mir, daß ich oft, nämlich immer wenn ich schreibe, mir selbst entlaufe, und meine besten Sachen z. B. Vernunft, Witz, Humor u. dgl., wie ein Dieb, der aber doch wenigstens nur fremdes Eigenthum entwendet, mit wegnehme, weil mich dies nun gar zu häufig in Verlegenheit setzt — oder ist das etwa keine, nicht zu wissen, wo man geblieben ist? — so habe ich einen Steck-

brief in Streckversen gegen meine eigne Person abgefaßt, den ich Ihnen doch gleich mittheilen, und nächstens in alle öffentliche Blätter einrücken lassen will.

Steckbrief.

Die Augen der Nacht schauen herunter auf die dunkle kalte Erde und winken den Sterblichen, aber der Mensch läßt die Augen in thierischen Schlaf sinken und achtet nicht auf die Lehren der Himmlischen;

Oder er blickt hinauf in thörichten Thränen und klagt statt zu lernen:

Weh mir! ich muß auch klagen zu Euch, ihr Sterne, denn ich habe mich selbst verloren!

Obrigkeiten! Wer kennt sich selbst genug, daß er sich beschreiben könnte? Aber die Sprache ist des Menschen ewiges Kennzeichen — seht, so spreche ich — wenn ihr mich reden hört, haltet mich fest und bringt mich zu mir selbst.

Jean Paul.

Die Gesellschaft freute sich an Jean Pauls Laune, und er ergötzte sie noch ferner durch mancherlei Schwänke, an denen er unerschöpflich war. Indessen hatten die Reisenden einige Erholung nöthig, und man trennte sich also mit dem Entschluß, sich noch vor dem Mittagessen wieder zu versammeln, um über mancherlei zu machende Anordnungen und Einrichtungen Rath zu halten. Den Nachmittag brachten die meisten wieder auf ihren Zimmern zu, denn die Gräfin hatte den Gebrauch, Sieste zu halten, schon vorlängst eingeführt; in der That sehr richtig, indem die Freiheit derjenigen, welche gesellig versammelt bleiben wollen, dadurch nicht gefährdet wird, da sonst im Gegentheil die Schläfrigen oft dem größten Zwange unterworfen sind, und meistens selbst die gegebene Erlaubniß ungern benutzen. Nur Friedrich

nebſt einigen andern Männern blieb mit dem Markeſe und Wilhelm Meiſter in dem Geſellſchaftszimmer zurück, wo ſie den Kaffee gemeinſchaftlich trinken wollten, und beſonders behagte dem erſteren die Unterhaltung des Markeſe, der gut zu erzählen wußte, was er auf ſeinen Reiſen geſehen, überaus ſehr, dagegen ihm Wilhelm, trotz der Senſation, die er unter den übrigen bei der Mittagstafel, wo ſie ſeiner zuerſt anſichtig wurden, erregt hatte, als ein ihm unbedeutender Menſch wenig Aufmerkſamkeit zu entlocken wußte. Der Markeſe hatte Karln verſprechen müſſen, ihn der Geſellſchaft nicht zu verrathen, ſondern für einen Italiäner auszugeben, der ihm aus Anhänglichkeit gefolgt ſei, und deſſen Rolle er bei ſeiner Fertigkeit im Italiäniſchen gut zu behaupten hoffte. Ohne zu ahnen, wie ſehr er nöthig habe, verborgen zu bleiben, und welche gefährliche Menſchen er hier wiederſehen ſollte, hatte er aus einer bloß allgemeinen Vorſicht dieſe Maßregel ergriffen, und fand ſich in der Täuſchung ein Anderer zu ſein, die auch auf ihn überging, in einem leidlichern Zuſtand als vorher. Seine Unpäßlichkeit war größtentheils Folge der körperlichen Anſtrengungen, die er in den letzten Tagen gemacht, und der wilden Stimmungen, die ihn eine von der andern empfangen hatten; jetzt da er ruhig geſchlafen hatte, und durch gute Vorſätze für die Zukunft wieder heiterer geworden war, ließ er den Schein der Unpäßlichkeit nur deshalb noch nicht fahren, weil er ihm bequem dünkte, ſeinen Launen ungeſtörter nachzuhängen. Unter dem Namen Carlo war er der Gräfin vorgeſtellt worden, die ihn nur flüchtig bemerkt hatte, ohne den Markeſe ſeinethalb weiter zu befragen; ſo hatte ſie auch gegen die Neuangekommenen vorzüglich nur als eines Kranken ſeiner erwähnt, und niemand war, dem dies aufgefallen wäre, als nur Amanda, die von ſonderbarer Ahnung ergriffen, immerfort an den armen Kranken dachte, und da ſie zufällig bei Tiſche von ihm reden hörte und ſeinen Namen erfuhr, gerieth ſie in ſichtbare Ver-

wirrung, ohne sich selber Rechenschaft davon geben zu können. Sie kam jetzt, da die vorhin Genannten um den Kaffeetisch herumstanden, aus ihrem Zimmer, wo sie doch keinen Schlaf fassen konnte, zurück, in der Hoffnung ihren Bruder zu finden, mit dem sie einige herzliche Worte zu reden sich gedrungen fühlte, um in seinem liebevollen Wesen einen Widerschein des Gefühls zu erblicken, das in ihr so mächtige Bewegungen erregte. Sie fand ihn nicht und wollte schon wieder den Saal verlassen, als sie der Name Carlo, den eben der Markese aussprach, wie mit Zaubergewalt fesselte; sie trat an ein freies Fenster, und dort, den Kopf an den Fensterrahmen seitwärts angelehnt, und zwischen dem Vorhang und der Mauer zu den Andern hinblickend, lauschte sie sorgsam auf das Gespräch, das mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführt wurde. Sie hörte mancherlei zum Lobe Carlo's sagen, von seiner Tapferkeit, seinem strengen Aeußern und dergleichen mehr, das sie unverweilt auf den Kranken deutete, der ihr so sehr am Herzen lag; ja es blieb ihr kein Zweifel, als Wilhelm Meister und Friedrich ihn schlechtweg Karl nannten, der bei dem Markese immer Carlo hieß, daß dieser mit dem Kranken, und der Kranke mit dem, welcher ihr im Wagen gegenüber gesessen, einer und derselbe sei. Da man endlich sagte, er werde wahrscheinlich jetzt ungeachtet seiner schwachen Gesundheit nach Böhmen reisen, konnte sich Amanda vor Schrecken kaum länger halten, sie eilte zu den Redenden, und bat hastig, man möge dies doch zu verhindern suchen, bis er wieder hergestellt wenigstens. Der Markese bedauerte, Wilhelm Meister nebst den Andern standen stutzig, und Friedrich erhob ein lautes Gelächter; der Erzherzog Karl, sagte er endlich, oder der kranke Carlo, macht das keinen Unterschied? Friedrich war der einzige, der Amanda's ungewöhnliche Unruhe bemerkt hatte, ohne jedoch die weitere Beziehung zu vermuthen, die von diesem Carlo zu dem Mörder Theodor's sein könnte, und verla- scho-

nungslos das betäubte Kind, die voller Scham über das Mißverständniß, das dieser Markese, der gewöhnlich die Namen italiänisch oder französisch nannte, veranlaßt hatte, sich mit heimlichen Thränen zu dem Fenster zurückzog, während Fock's mit Jean Paul zur Thüre hereintrat, und diesem mit gewichtigem Skandiren und Nachdrücken vordeklamirte: o wie elend ist ein Mägdlein, das dem Amor sich entziehn muß! worüber Jean Paul bedeutend den Kopf schüttelte. Gleich darauf kamen auch die meisten andern Glieder der Gesellschaft, Julie zuletzt, die sich bald zu Amanda gesellte, sie küßte, und liebkosend bei ihr zurückblieb, als alles in den Garten strömte, um noch vor dem Thee einige Zeit im Freien zuzubringen.

Sechszehntes Kapitel.

Es war ein schöner, belebter Abend, die sanfte und doch kühle Luft lockte hinaus, um den schönen Untergang der Sonne mit rechtem Fleiße anzuschauen, der schon frühe durch herbeiziehende Wolken herrlich angekündigt wurde. Julie raffte die Schleppe ihres seidenen Kleides zusammen und warf sie über den linken Arm; Amanden aber, die schweigend zum Fenster herausblickte, faßte sie mit der rechten jugendlich ungestüm um den Leib, und zog sie halb zwingend mit hinunter in den Garten. Wie herrlich frisch, rief Julie frohmüthig, alles nach dem Regen grünt und duftet! was uns wie der Zorn des Himmels erschien, hat hier Fülle des Segens ausgeschüttet. Dir ist doch wohl, meine gute Amanda? Recht wohl! erwiederte diese mit weicher Stimme, daß ich so schaudernd zusammenfahre, muß dich nicht er-

schrecken, die Abendkühle ist nicht Schuld daran. Und was wäre denn Schuld an dieser innerlichen Bewegung meiner lieben Freundin? fragte Julie mit leisem schonenden Ton, der das Zudringliche der Frage mildern wollte. Es ist nicht Recht, fuhr Julie fort, sein eigenes Leid zu vergrößern, indem man es tief verschließt, und zugleich den Freunden dadurch, daß sie das Unvertrauen sehen, ein weit heftigeres Leid zu tragen zu geben, als dasjenige sein kann, was sie bei der Mittheilung empfänden. Du zehrst an dir selber, geliebte Amanda, und keine Tröstung weiß den Weg zu dir zu finden; laß mich in dich dringen, und ein Vertrauen fordern, das dir einzig heilsam sein kann, und wozu mich unsere frühe Jugendliebe berechtigt, die seither durch keinen Unfall in ihrer Blüthe gestört wurde, und alle Verhältnisse, die dich und mich getrennt umwanden, mit ihrem heitern Duft durchdrungen hat; wie denn auch jetzt die Liebe deines Bruders Adolf zu mir, die ich zu erwiedern ohne Scheu bekennen darf, nicht die kindische Mädchenfreundschaft untergraben konnte, sondern die Schwester und die Braut auch diese Liebe durch die innigste Austauschung der Gefühle in ihren Herzensbund verschlungen sah. Wenn du aber, geliebte Freundin, etwas auf dem Herzen hast, was eine innerliche Scheu trägt, irgend einer menschlichen Seele geoffenbart zu werden, irgend einen Schmerz, der sich selber entfliehen möchte und in halbem Dunkel umherwüthet, daß es nicht gelingt, ihn an das Licht der Besonnenheit zu ziehen, weil er in tausend Windungen zu entschlüpfen weiß, vor der Hand, welche ihn fassen will: wenn du einen solchen Schmerz fühlest, von dem ich weiß, daß es ihn geben kann, so thue mir doch nicht länger die Kränkung, Amanda, ihn mit Sorgsamkeit verbergen zu wollen, und durch die Anstrengung des Gemüths deine Qualen zu vermehren; sondern wirf dich an den Busen deiner Freundin, die nicht weiter dich fragen und mit Erforschungen dein Herz zerreißen wird, und weine

die Thränen, die nur mit Mühe stocken in dem trüben Auge, daß dir sanfter und ruhiger werde durch die wohlthätige Ergießung! Mit Liebe will ich auch das Unbekannte mit dir theilen, und dich trösten, soviel ich es vermag; nur laß nicht dadurch, daß du deine tiefe Betrübniß in ein dunkles Geheimniß pressest, auch mir ein geheimes Leid im Herzen Wurzel schlagen, die dessen beste Kräfte aufzehren müssen.

Julie hatte kaum diese Rede vollendet, als Amanda, schon ganz in Thränen gebadet, und die eine Hand fest auf das Herz drückend, mit lautem Schluchzen ihr um den Hals fiel, und durch wiederholte Seufzer und neue Thränenströme lange Zeit zu reden unfähig blieb. Nachdem sie sich einigermaßen erholt, und den Kopf etwas erhoben hatte, blickte sie mit erröthetem Antlitz verlangend zu Julien auf, die mit ihren zarten Händen die blühenden Wangen drückte, und mit hundert Küssen die feuchten Augenwimpern der Freundin trocknete. Sie hielt sie noch lange im Arm, und hatte ihr weites Kleid mit um Amanda's Schulter geschlagen, daß sie recht eng umschlossen waren. So schritten sie umarmt weiter in ein stilles Jasmingebüsch, das sie recht einlud zu geheimnißvollem Vertrauen, das zwischen den frohen Blumenbeeten, unter ringsoffenem Himmel sich noch zu fürchten schien. Hier begann nun Amanda zu Julien folgende Worte, nicht ohne öftere Unterbrechung von Thränen und von Seufzern: Schelte mich, theure Julie! denn alle Vorwürfe, die du mir nur machen kannst, verdiene ich in reichlichem Maße! Aber nicht sowohl gegen dich und andere muß ich mich schuldig bekennen, als vielmehr gegen mich selbst, denn auch mir hab' ich nichts vertraut, und fliehe vor mir in ein schmerzliches, undurchdringliches Dunkel, wenn ich mich frage, was ich mir zu sagen habe, so daß in einem unerkannten Weh ich befangen bin, und nicht einmal weiß, ob ich dieses Weh lieben soll oder hassen. Die seltsamen Träume, die mich Tag und Nacht umgeben, kann ich nicht fassen und

festhalten, sondern ich bin ihnen bewußtlos hingegeben. Ich habe in mir selbst fortwährend die Empfindung eines Menschen, der wider seinen Willen aus dem Schlafe aufgerüttelt wird. Man hat ihn schon ermuntert, er richtet sich in die Höhe, sieht mit klaren Augen in den Raum, der sich vor ihm aufthut; und eben wollen sich die Lippen zum Reden öffnen, doch ein schmerzlichsüßes Lächeln zuckt um den Mund, der sich wieder schließt; mit ihm die Augen, die sich verlangend geöffnet hatten, als wollten sie das süße Traumbild festhalten, das seine Seele umspielte, denn bleicher und bleicher wurden seine Farben und drohten ganz zu zerfließen. So sinkt das Haupt auf die Kissen zurück, und treu dem Verlangenden kehren die schon halb erloschenen Gestalten neuerglühend zurück. Aber jetzt, du geliebte Julie, laß mich nicht forttträumen, sondern halte mich wach, daß ich diesen Bildern, beglückend wie sie sein mögen, entfliehe, und bei dir mich der vorigen Heiterkeit freue! Doch kaum noch darf ich irgend eine Hoffnung fassen, so tief liegt das Unheil in mir, so lieb ist es mir schon geworden! O vergib mir, Julie, daß ich deine Liebe mißbrauche, und deine Hülfe begehre, um sie wegzustoßen, ich möchte dich nicht hintergehen, und hintergehe dich gleichwohl jeden Augenblick wie mich selber! Ich möchte dir alles sagen, und weiß gleichwohl nichts. Sie drückte sich bei diesen Worten heftig an Julien, und begann aufs neue zu weinen, während diese mit der innigsten Theilnahme ihr tröstend liebkosete, und tief erseufzte in sanfter Rührung. Sei ruhig, Liebe! sagte sie, es wird alles besser werden, weine dich nur recht satt, in Thränen werden die Schmerzen süß. Sie trocknete mit ihrem Tuche der unglücklichen Amanda die Wangen, und redete ihr mit den zärtlichsten Worten zu, die sie nur ersinnen konnte. Wenn du wirklich, Amanda, sagte sie wieder, nicht vor mir dich verbirgst, sondern auch dir verborgen bist, wie ich es denn sowohl durch deine frühere Aufrichtigkeit, als auch

durch deines Zustandes eigene Ansicht zu glauben genöthiget bin, so kann meine theilnehmende Freundschaft unmöglich länger zaudern, dich dem unbegriffenen Schmerz zu entreißen; freilich nur um dich einem vielleicht herberen, aber doch erkannten Schmerz hinzugeben, der schon darum, weil er erkannt ist, und der Betrachtung nicht entflieht, seiner Heilung entgegengeht. Wisse denn, süße Amanda, wenn so lange dir es verborgen geblieben ist, du liebst! die Liebe hat dich in diesen Zustand versetzt, den du, zum erstenmal darin, nicht zu fassen vermagst. Die süße Angst, das schwankende Ringen, die thränenvolle Verschlossenheit, das sind die Zeichen, mit denen sie ihre erste Gewalt über ein unbefangenes Herz kund thut; so wird von Dichtern ihre Erscheinung dargestellt, so bin ich selber von Ahnungen bezwungen gewesen, die jetzt, Dank dem Schicksal, das deines Bruders Herz mir zuwandte, der schönsten Erfüllung die Hand bieten. Amanda fing laut an zu schluchzen, und erschrak heftig bei diesen Worten, die ihr innerstes Gefühl ganz zu enthüllen drohten, dessen Richtung wenigstens sie vor Juliens Blick in ihrem Busen zu verschließen wünschte, weil die plötzliche Erinnerung an frühere Reden derselben sie überzeugten, daß diese niemals mit Innigkeit einer Leidenschaft pflegen könne, deren Gegenstand ihr nicht nur gehässig, sondern sogar verächtlich war. Sie nahm sich also so viel als möglich zusammen, fest entschlossen, sich ihr Geheimniß nicht entreißen, noch entlocken zu lassen, gewaffnet mit aller Kälte, die mit dem Bewußtsein eintritt, daß der Gegenstand, den man anbetet, von andern verspottet wird, oder, wenn grade nicht dieses, doch mit Gleichgültigkeit übersehen. Was sagst du, Julie! rief Amanda aus; ich liebte? Wie könnte doch dieser mein Zustand jemals der Eingang werden zu jener Seligkeit, die man gewöhnlich in der Liebe zu finden vorgibt und der aufblühenden Jugend verheißt? Ich bin wohl nur krank, meine Freundin, und übergroße Sorgfalt hat deinen Scharf-

sinn auf Abwege geführt, denen ich dich nicht überlassen darf. Ein verständiger Arzt möchte mir wohl gut sein. Ist dies aber Liebe, was mir schwer wird zu glauben, o so hilf mir ein Mittel ersinnen, ihren Banden deine leidende Freundin zu entwinden, denn in ihnen muß das frischeste Leben hinwelken und ersterben. Darf ein Mädchen, versetzte Julie, wohl so erschrecken und sich fürchten, wenn ein anderes Mädchen, die ja nicht ihr eigenes Geschlecht verrathen wird und zu schweigen versteht, nun ausspricht, was sie in der Freundin entdeckt und bewährt gefunden hat, damit sie beide es betrachten und übersinnen mit süßer Vertraulichkeit? Was du gesagt hast, muß mich nur immer mehr befestigen in der Meinung, die ich gefaßt, und ich wiederhole dir mit aller Inbrunst, welche die gleiche Gemüthsstimmung gewähren will, daß du liebst, Amanda, und Liebe die Urheberin deiner Leiden ist. Oder dürftest du vielleicht noch zweifeln, unzufrieden mit deiner Wahl, und einen höhern Gegenstand begehrend für die Leidenschaft, die zuerst, wie ja häufig geschieht, an einem unwürdigen Gegenstand sich entzündet, der bald seinem eigenen Werke zu klein und ungenügend wird? Wie es auch sein mag, auf keinen Fall ist die Täuschung gut, und bist du geneigt, darin zu verharren, so beschwöre ich dich, geliebte Amanda, bei unserer schwesterlichen Verwandtschaft, dich ihr zu entziehen, und wenn auch nicht mir, doch dir selber sie einzugestehen. Denn ich will deine Schüchternheit nicht weiter bestürmen, und will froh sein, wenn ich dich wieder froh sehe, meine Eitelkeit mag gern ohne Theil daran bleiben, wenn nur meine Liebe dir zur Seite stand. Amanda hatte weit hinaus in das dichte Grün der Blätter gesehen, und tief nachzusinnen geschienen; sie umarmte jetzt ihre Freundin mit Heftigkeit unter einem Strom milderer Thränen, und sagte mit halberstickter Stimme: ich liebe! worauf ein langes Schweigen folgte, während dessen die beiden Freundinnen das Ende des

Jasmingebüsches erreichten, und die Aussicht auf einen grünen Wiesengrund, an den ein hellschimmernder See grenzte, gewannen. Der Hintergrund war auf der einen Seite durch einen lustigen Wald von Eichen und Buchen eingenommen, auf der andern wurde das Auge von dem gekrümmten See in weite Fernen geführt. In dem Ausschnitt zwischen dem Arm des Sees und dem Wald wogte ein prächtiges Wolkenmeer tausendfarbig erhellt im Untergang der Sonne. Sie betrachteten das Schauspiel nicht lange, sondern traten bald langsam den Rückweg an. Eine schöne, hohe Pappelallee führte sie nach dem Schlosse zurück, an der einen Seite waren buntglänzende Blumenbeete, den labendsten Duft ausströmend, und die traurigsten Sinne durch den seligen Reiz ihrer Farben zum Lächeln aufheiternd. Amanda verließ Julien auf eine Weile, ging zwischen den Blumenbeeten hin, und pflückte hin und wieder eine Rose, während sie mit leiser Stimme und gleichsam mechanisch zu singen anfing. Sie kam nahe an ein Akaziengebüsch, hinter welchem ein Pavillon verborgen war, der plötzlich ihr ins Auge fiel, als sie sich vom Bücken aufrichtete, und in demselben Augenblick hörte sie aus dem offenen Fenster eine seufzende Stimme leisklagend diese Worte sagen: O mein Gott, laß mit diesem Tage auch mein Leid untergehen, und Frieden mir im neuen Aufgange des Lichts aufstrahlen! Peinigende Liebe, laß mein Herz los, denn die grausame Herrin, der ich, ohne daß sie es weiß, diene, wird nimmer dem Armen zu Theil werden, welcher, da ihm unaufhörliche Trübsal verhängt ist, ja nicht des höchsten Glückes zu kosten hoffen darf! Darauf wiederholte er leise die Worte, die ihn einstmals so tief ergriffen hatten:

Blumenliebe führt die Jungfrau
In den schönen Rosengarten,
Und alsbald die zarten Hände,
Dort der Liebesblume warten.

Amanda wußte sich kaum zu fassen; sie kannte die Stimme wohl, es war Karls, der diesen Pavillon bewohnte, um von dem Geräusch des Schlosses entfernter zu sein. Sie bog sich zurück unter die gedrängten Zweige, um nicht gesehen zu werden, denn sie bemerkte in dem Zimmer eine Bewegung. Karl trat an das Fenster, und blickte schüchtern in den dunkelgrünenden Garten; sein Auge war trüb und umwölkt, der Blick schoß tief aus dem blassen Gesicht hervor, von Zeit zu Zeit wild umherirrend, bis er sich immer aufs neue in schmachtende Sehnsucht verlor. Mir ist so schmerzlich wohl, sagte er mit halberstickter Stimme. O Amanda, Amanda! seufzte er dann mit einem Tone, der das Herz zerschnitt, und faltete die Hände krampfhaft in einander, während ihm die Thränen aus den Augen hervorstürzten. In demselben Augenblicke rief Julie, die in der Allee langsam auf und ab gegangen war, und jetzt still stand: Aber wo bleibst du denn, liebe Amanda! traue den Blumen nicht zu sehr, sie verleiten dich, in der Abendluft zu lange zu bleiben; komm zurück! Karl fuhr zusammen uno verließ schnell das Fenster, Amanda nahm den Augenblick wahr, und eilte mit bekümmertem Herzen rasch durch die Blumen, zur Pappelallee zurück, wo Julie sie umarmte, und darauf mit eiligeren Schritten auf das Schloß führte. Am Abend beim Theetrinken wollte anfangs kein Gespräch recht aufkommen. Amandas Unruhe war weniger auffallend, wohl aber bemerkte die ganze Gesellschaft Juliens ungewöhnliches Stillsein, und selbst die Gräfin konnte nicht ganz den Antheil verbergen, den sie an Juliens Mißgestimmtheit nehme; mit mütterlicher Sorgfalt suchte sie jeden Blick ihrer geliebten Freundin auszuspähen, um die Ursache zu erfahren, warum er nicht so heiter strahle, als sonst man von dem jugendhellen Angesicht ihn leuchten zu sehen gewohnt war. Sie konnte nicht verhindern, daß eine ängstliche Sorge bisweilen sie anflog, ob auch wohl die nahe Verbindung mit Adolf, durch die sie

Juliens Glück zu begründen dachte, ihr selber jetzt, da sie so nahe bevorstehe, vielleicht weniger ein Glück dünken möge, und sie das zaghafte Herz nicht mehr von sich zu weisen wage. Wenn sie dann wieder auf Adolf blickte, den schönen ritterlichen Jüngling, der liebevoll zu Julien herübersah, und wie an Vortrefflichkeit, so auch an steter Aufmerksamkeit und inniger Liebesbezeigung so ganz alles übertraf, was ihn umgab, so wichen bald wieder diese Zweifel, und sie glaubte bald, daß irgend ein unbedeutender Zufall nur, der vorübergehend ihre Heiterkeit umwölke, an diesem Schweigen Schuld sein könne. Doch blieb den ganzen Abend hindurch, nach einem solchen Anfang, die Unterhaltung stockend, und selbst wenn sie lebhafter wurde, nahmen doch fast nur die Männer Theil daran, welche die damaligen kritischen Zeitumstände mit heftigem Widerspruch abhandelten. Franz, der früher lange Zeit in Kriegsdiensten gestanden, und neben einigen Feldzügen auch ein gründliches, theoretisches Studium der Kriegswissenschaften gemacht hatte, gerieth mit einem jungen preußischen Offizier in den heftigsten Wortwechsel. Wir werden die Franzosen schlagen! rief der letztere endlich ungestüm aus, und geben Sie nur Acht, wir werden auch noch an diejenigen kommen, die jetzt als Zweifler unserer Tapferkeit und Kriegskunst uns beleidigen. Aber freilich ist es zu verzeihen, wenn des Krieges Unkundige falsche Urtheile fällen; nur urtheilen sollten sie nicht. Franz stellte dem jungen Mann vor, wie sein Tadel durchaus unpassend sei, wenn er ihn damit gemeint habe, und obgleich er an dem glücklichen Erfolge dieses Krieges zweifle, doch habe er gleichwohl, weil er nützlich zu sein hoffe, beschlossen, wieder in Dienste zu treten, um für sein Theil das Seinige zu thun. Der preußische Offizier bot versöhnt seine Hand dar, und Franz, den die Begeisterung dieses schönen Mannes im Herzen freute, schlug traulich ein, indem er rief: Ein Wort! ein Mann!

Man ging darauf in den Speisesaal, wo das Gespräch, ungeachtet die Gräfin sich bemühte, ihm eine allgemeinere Wendung zu geben und die Damen hinein zu verflechten, immer wieder auf denselben Gegenstand zurückkehrte, indem Franz schon ganz und gar sich als Offizier betrachtete, und auch Adolf während der Erzählung von seinen Kriegsthaten ein heimlich genährtes Feuer nicht länger bezähmen konnte, und wiederholt nicht undeutlich seinen Wunsch verrieth, diesen bevorstehenden Feldzug mitzumachen. Bei Gott! rief der preußische Offizier, es muß noch dahin kommen, daß es wie in den heiligen Kreuzzügen eine Schande wird für jeden deutschen Edelmann, der zu Hause bleibt, und nicht aufsitzt, um Gut und Blut dran zu wagen, den kecken Feind aus Deutschlands Grenzen zu vertreiben. Wir haben uns schon oft mit den Franzosen gemessen und brauchen uns der alten Schlachten nicht zu schämen. Aber es sei nur jeder brav, und jeder denke, auf ihn allein komme es an, denn es ist wahrlich ein gefährlicherer Streit als jemals vorher; größer die Macht, schneller die Bewegung, furchtbar riesengroß das Genie des Feldherrn; nicht in des Feindes Verkleinerung, in unserer Tapferkeit und Treue vielmehr muß unsere Hoffnung zum Siege sich gründen, die uns am leichtesten entfliehen könnte, wenn wir uns täuschen und blenden über die wahre Lage der Sachen. Wohlan, Freunde! rief er freudig, das Glas erhebend: Deutsche Treu und deutscher Muth! denn das sei das Erste; zwar ich selbst bin ein Preuße, und Preußen ziehen ins Feld, aber dieser Krieg gilt Deutschland: Sieg den Deutschen durch deutsche Kraft! Er stieß trunken mit den Andern an, und lange noch dauerte das Anklingen der aufgeregten Männer. Friedrich erhob sich von seinem Sitz, und verlangte, die Damen möchten durch Gesang die schönen Gefühle aussprechen, die ihrer aller Busen erfüllten; die Andern gaben lauten Beifall, und die Gräfin, stets bereit, die Künste wohlthätig in das Leben einzuführen, un-

terstützte das Gesuch Friedrichs aus allen Kräften. Während die Einrichtungen zum Gesang getroffen wurden, wußte der Offizier nebst Friedrich die Damen fleißig zum Trinken zu bewegen, wozu der süße toskanische Wein, der nebst vielem Konfekt zum Nachtisch aufgetragen wurde, freundlich genug einlud. Die Stimmung war allgemein erhöht; Gesang, Wein und Gespräch wetteiferten in Bezwingung aller Sinne. Der Markese, der lange an sich gehalten hatte, verläugnete den Italiäner länger nicht, sondern brach in einen improvisirten Gesang aus, der alles bezauberte. Wilhelm Meister selbst, der Kälteste unter allen Anwesenden, konnte sich eines inneren Taumels nicht erwehren. Mitten in dieses Entzücken drang mit einemmal ein tiefes Schweigen und ängstliches Harren, denn ein Bote hatte der Gräfin eben einen Brief überreicht, der durch einen Expressen angekommen war, und über die Lage der Dinge neue Nachrichten geben sollte. Die Gräfin hatte kaum einige Augenblicke still in das entfaltete Papier hineingesehen, als sie mit heiterem Gesicht der Gesellschaft verkündigte, der Krieg sei nun unvermeidlich und der König bereits zur Armee abgereist. Hierauf wünschte sie den Anwesenden gute Nacht, und entfernte sich. Alles verfügte sich mit erhitzten Gemüthern zur Ruhe; die meisten nur durch die heftige Spannung, in welche diese Neuigkeit sie versetzte, im Stande, dem Schlaf so lange zu wehren, als der Abschied dauerte, den der preußische Offizier von jedem Einzelnen nahm, da er glaubte früh am folgenden Morgen den Befehl zum Aufbruch zu erhalten.

Siebzehntes Kapitel.

Amanda mußte ihr Schlafgemach mit einer Tante theilen, die aus großer Aengstlichkeit nicht gern in einem Zimmer

allein schlief, und sich für die Zeit der Anwesenheit auf dem Schlosse die junge Kusine auserwählt hatte, indem sie selbst noch Fräulein heißend, sich immer mit den jungen Mädchen zusammen reihte. Dieses Fräulein war beinahe vierzig Jahr alt, und hatte ungeachtet mancher Geschichten, die sie bestanden, doch niemals eine angemessene Partie treffen können, welches sie selbst als ein großes Unglück betrachtete, ohne jedoch die Hoffnung einer glücklichen Verheirathung aufzugeben; ihre Neigung zum Ehestande schien vielmehr mit ihren Jahren zu wachsen. Wir wollen sie, da ihr Name fast widrig klingt, in der Folge stets bei ihrem Vornamen Luise nennen, den sie selber gern hörte. Fräulein Luise nun hatte noch immer Reize genug, um sich bei der ihr beiwohnenden Lebhaftigkeit über ihr Aussehen täuschen zu können, und betrug sich daher ganz offen wie ein Mädchen, die Liebe zu erwecken gewohnt, und dieser Gewalt sich vollkommen bewußt ist; so war es ihr förmlich zum Gebrauch geworden, jeden Mann ganz ernsthaft darauf anzusehen und auszustudiren, ob sie ihn und er sie wohl heirathen möchte, und in der That, sie war nur eigentlich mit denen in der Gesellschaft freundlich und gesellig, die einer solchen Verbindung wenigstens eine entfernte Möglichkeit übrig ließen, und die Zahl von diesen blieb, da Fräulein Luise zwar einige, aber doch nicht allzuseltene Ansprüche machte, noch immer groß genug, um ihrem geselligen Talent einen weiten Spielraum zu geben. Auch diesen Abend, da sie sich mit Amanda allein sah, und beide von dem Wein und der Unterhaltung in einen erhöhten Zustand versetzt waren, schüttete sie ihr Herz aus, und verhehlte keine ihrer Neigungen. Sehen Sie, Liebe, sagte sie, indem sie mit dem Finger auf den Tisch klopfte, sehen Sie, liebe Amanda, den Adolf, den könnt ich heirathen, aber der preußische Offizier und Friedrich, das sind ein paar unausstehliche Menschen, die werden gewiß noch einmal toll. Amanda merkte nicht besonders auf sie, und fuhr fort, sich auszukleiden, ohne ihr eine Antwort zu

geben. Fräulein Luise wurde dadurch nicht gestört, sondern redete weiter, indem sie das Glück der Liebe und einer Ehe pries, die auf Liebe gegründet ist, und gab endlich mit Thränen zu erkennen, wie sehr sie verkannt werde von den Menschen, und wie ihre tiefste Sehnsucht gleich einer Blume in unbekannter Tiefe blühe, und vielleicht auch verblühen müsse, ohne einen gleichen Sinn mit ihrer Liebe beglückt zu haben. Sie zeigte, daß sie eine höhere Ansicht des Gefühls besitze, und ein Bild herrlichen Glücks wohl zu fingiren verstehe, wozu ihre große Belesenheit die dichterischen Worte darbot. Ach! sagte sie beklommen, indem sie Amandens Hand nahm, vorzüglich Einmal war ich diesem Glück nahe; in meinem Gemüth war alles rege geworden, und ich hatte ein schönes Gebäude vollkommen fertig, als ein grausames Geschick meine Hingebung in den süßen Traum durch einen harten Schlag aufweckte. Ich hatte einen Mann kennen lernen, der, über die Jünglingsjahre hinaus, in seinen besten Jahren alle Eigenschaften vereinigte, die ich von jeher für diejenigen hielt, welche am sichersten das Glück einer Frau gründen. Er war ein Ausländer, und kam als solcher und durch den Posten, den er bekleidete, in die ersten Gesellschaften der Stadt, in welchen wir uns oft sahen, ohne daß wir eben viel mit einander sprachen. Um so mehr war ich befremdet, als nach einiger Zeit ich eine zunehmende Aufmerksamkeit von seiner Seite bemerkte, die ich nicht wußte wodurch zu verdienen; bald sprach er fast nur mit mir, und kam nur in die Gesellschaften, wo er hoffen konnte mich zu treffen. Ich empfand ein großes Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, und nicht leicht gibt es einen wichtigen Gegenstand, über den wir nicht unsere Ansichten vertraulich ausgetauscht hätten, besonders aber sprach er über die Liebe wie ein fester, edler Mann, der die schwärmerischen Ideen des Jünglings mit der Erfahrung des Mannes zu verbinden das Geheimniß gefunden hatte. Es bestand die schönste,

innigste Freundschaft zwischen uns, und ich konnte mir nicht läugnen, daß ich mit diesem Manne sehr glücklich sein würde. Nur äußere Verhältnisse, über die er nur selten und dann geheimnißvoll sprach, hielten ihn, so schien es, noch zurück, mir seine Hand anzubieten, und ich ehrte sein Schweigen in stiller Ergebung. Eine Freundin von mir war unsere gegenseitige Vertraute, wir sahen uns oft bei dieser in größerer Ungezwungenheit, als sie anderswo verstattet war, und ohne Neid sah ich meine Herzensfreundin den Mann verehren und schätzen, auf den sie gar keine Ansprüche zu machen schien. Ich wollte niemals leiden, daß er in meine Wohnung käme, und wirklich hat er nie meine Schwelle betreten, denn ich fühlte, o Amanda, gern bekenn' ich es Ihnen, ich fühlte meine Schwäche, und durfte nicht wagen, mit dem Manne allein zu sein, dem ich nichts zu versagen im Stande war; so hab' ich vermieden, die größte Seligkeit zu genießen, die der Himmel geben kann! Sie schwieg eine Weile still. Amanda, seltsam in ihrem Innersten ergriffen, drückte ihr gerührt die Hand. Dann fuhr Fräulein Luise fort: Desto häufiger besuchte er nun meine Freundin, bei der ich nicht immer sein konnte, und wenn ich dort war, bezeigte er uns beiden gleiche Aufmerksamkeit. Meine Unruhe darüber wurde bald gehoben bei einer Gelegenheit, die mir einen bleibenden Schmerz dafür gab, indem mein Geliebter bei einer scherzhaften Frage, die meine Freundin an ihn that, die feste und entschiedene Antwort ertheilte, er sei verlobt; ein Ausspruch, der mir hätte den Tod geben sollen, und während ich mit gewaltsamer Anstrengung mich bemühte, gefaßt zu bleiben, und nicht in unsinnige Handlungen auszubrechen, verrieth meine Freundin auch nicht die geringste Bewegung, daher ich keinen Anstand nahm, meinen Schmerz, als dieser Mann sich entfernt hatte, in ihrem Schoße auszuweinen, sie zugleich um Verzeihung bittend, daß ich sie für meine Nebenbuhlerin gehalten. Sie tröstete mich, die falsche Schlange!

Ich fing nach und nach an, mich in mein Schicksal resigniös zu ergeben, und genoß noch manche herzliche Freude in seiner Freundschaft, da ich seiner Liebe zu entsagen strebte. Aber das Bitterste war mir noch vorbehalten. Denken Sie sich, liebste Amanda, nach einigen Wochen, während welcher ich einer Unpäßlichkeit wegen wenig ausgegangen war, müssen fremde Leute mir erzählen, daß jener mit meiner geglaubten Freundin sich verheirathet habe. O Gott! kaum jetzt kann ich den Gedanken ertragen, daß der Angebetete meines Herzens in den Armen dieser Schändlichen ruhen soll! Amanda's Thränen mischten sich mit denen, die Fräulein Luise ihrem zerstörten Glück weinte, und viele vertraute Worte wurden beiderseits noch gewechselt, ehe sie sich zur Ruhe niederlegten. Zuletzt erwähnte das arme Fräulein auch des unglücklichen Kranken, der dieser Tage angekommen sei, und abgeschieden von aller Gesellschaft den einsamen Pavillon im Garten bewohne, den er nur diesen Morgen um Sonnenaufgang, da noch alles schlief, verlassen, und sich schon vor dem Gärtner scheu dahin zurückgezogen habe. Auch von Carlo sagte sie ohne Bedenken frei heraus, daß er ein Mann sei, den sie heirathen könne, und fügte hinzu, daß sie jetzt, da ihr Vater gestorben und sie Herrin einiges Vermögens sei, auch von dieser Seite sich nicht zu geniren brauche, und die Feindseligkeit des Schicksals, die vielleicht diesem jungen Mann Glücksgüter mißgönnt habe, leicht ersetzen könne. Wie tief war Amanda verwundet durch diese Worte! Sie legte sich in der ängstlichsten Besorgniß in einem Gewirr böser Ahnungen nieder, die durch Bilder der schönsten Glückseligkeit, welche Luise geschildert hatte, nur noch gehoben wurden. Spät erst wurde sie in dunklen Träumen eingewiegt, und schlief dann so fest, daß ihre Gesellin sie nicht mehr erwecken konnte, so laut sie ihr auch zurief, um noch manches andere ihr zu erzählen, bis sie endlich, da sie den Wächter zwei Uhr rufen hörte, sich gleichfalls zum Einschlafen bereitete.

Karl hatte tief in die Nacht hinein gelesen, und lag unruhig auf seinem Bette, während tausend Bilder vor seiner Seele vorüber jagten. Ein schwaches Nachtlicht erhellte das Zimmer mit undeutlichem Licht, das mit den großen schwarzen Schatten hin und her wehte. Da hörte er auf der steinernen Treppe ein feines Knistern des Sandes, und fuhr erschrocken auf, denn es war, als wenn leise Tritte darauf geschähen. Er wußte nicht wie ihm geschah, daß er so tief erschüttert durch ein so unbedeutendes Ereigniß sich fühlte, doch faßte er schnell einen Entschluß, sprang auf, und nahm, als ging es an sein Leben, ein altes Schwert, das er dort vorgefunden hatte, in die Hand, womit er herzhaft auf die Thüre losging. Doch bebte er zurück, als diese mit einem leisen Druck sich aufthat, und seinem kriegerischen Anstand zum Hohn, ein weißes Frauenbild hereintrat, und mit gemessenen Schritten sich ihm näherte. Wunderbar war die stumme Scene, und ein heiliges Grausen schwebte über Karls Seele, der nicht wußte, ob er wache oder träume. Da schlug sachte die Dame ihren Schleier zurück, breitete die Arme aus, und sagte mit langsamer Stimme: O Karl, mein Geliebter! Mit Entsetzen und zugleich mit Himmelsfreude erkannte er Amanden, die in einem seltsamen Zustande vor ihm stand. Sie war ganz angekleidet, nur die Haare flossen um ihre Schultern ordnungslos, ihre Gesichtsfarbe war bleich, der Mund lächelte in einem krampfhaften Zucken, und die Augen waren fast ganz geschlossen. Da Karl, vor Staunen außer sich, noch zögernd stand, ließ sie gemach die ausgebreiteten Arme wieder sinken, nahm den Schleier zusammen, und setzte sich unten auf das Bette, indem sie sagte: Ich bin müde; hier, mein Karl, will ich dich erwarten! Ich bin ja deine Braut, mein Süßer, du wirst mich nicht verrathen; komm bald, o komm bald! Die Nachtwandlerin entblößte den weißen, glänzenden Busen, bemüht sich abzukühlen, und sang dann mit einem geisterähn-

lichen, leisen Tone das schauerliche Gedicht von Novalis: Lobt doch unsre stillen Feste, wobei sie bald diese, bald jene Strophe ohne Ordnung herausgriff, die wunderbarsten Abwechselungen mit der Stimme machte, und den zauberischen Reiz des Gedichtes dadurch erhöhte. Karl setzte sich neben sie, und schmiegte sich vertraulich an ihren Busen; seine Scheu war bezwungen, und sein Sinn ganz in die Gelegenheit versunken, die zu nutzen ihn alles antrieb; mit keckem Uebermuthe zog er sie hin, alles Leid war vergessen, ihm war als beherrschte er ein Königreich, als lägen seine Feinde getödtet unter ihm. Das Licht verlöschte, und ein völliges Dunkel umhüllte die seltsame Scene; erst spät konnte das Auge durch den halbgeöffneten Fensterladen einigen Sternenschimmer erblicken. Amanda raffte sich endlich wieder auf, schritt schweigend gerade auf die Thüre hin, die sie wie mit einer Zauberformel öffnete und wieder verschloß, als sie draußen war, und ging dann sicher und unverrückt durch den Garten auf den Gartensaal zu, dessen Thüre sie offen gelassen hatte. Lange noch sah Karl zum Fenster hinaus der geliebten Gestalt nach, und suchte sie, da sie schon verschwunden war, durch seine mächtige Sehnsucht zurückzubannen. Als der Morgen zu grauen anfing, schlief er endlich verstört und trübsinnig ein.

Am Morgen gerieth das ganze Schloß in Bewegung, es war der Tag vor der Hochzeit Adolf's und Julien's, und schon dieser sollte mit mancherlei Vergnügungen gefeiert werden, um die Anstalten für den folgenden Tag zu verbergen. Es sollte auf einem Hügel jenseits des Sees gefrühstückt werden, und die Rückkehr zum Schloß durch einen Umweg geschehen, um den Park, wo indeß die Gerüste zu einem glänzenden Feuerwerk aufgeführt wurden, zu vermeiden. Jean Paul war einer der frühsten aus dem Bette, und eilte spornstreichs in den Garten; höchst verwundert aber fand er schon auf der Treppe Fräulein Luise in

völligem Putz. Sie machten Gesellschaft und wollten auf den Hügel vorausgehen, weil Fräulein Luise ohnehin nicht gern auf dem Wasser fuhr, dagegen trefflich zu Fuß war. Das Gespräch wurde bald lebhaft, da Fräulein Luise eine große Erzählerin, Jean Paul, kein Freund langen Schweigens, in einen edlen Wettstreit geriethen, nicht wer das letzte, daran dachten sie nicht, sondern wer das erste Wort haben sollte. Wir bescheiden uns daher gern, aus ihrer Unterredung nur einiges anzuführen, da wir dem Ganzen unmöglich gewachsen sind. Fräulein Luise erhob große Klagen über den gegenwärtigen Zustand des geselligen Lebens in Berlin, das ehemals weit interessanter gewesen. Es ist nicht anders, sagte sie, als wenn die eigentliche Liebeszeit daselbst vorüber wäre; ich weiß nicht, ob Andere dies eben so haben sehen können, wie ich, aber mich dünkt, die Schlegel, die ich sonst eben nicht leiden kann, haben den größten Antheil an der früheren Blüthe, die mit dem Weggehen von jenen auch wieder sank. Die jungen Leute waren sämmtlich in innere Bewegung versetzt, die freieren Grundsätze über manche alte Formen begünstigten freiere Verhältnisse, und die Damen hatten die Freude, durch den poetischen Anstrich, den alles bekam, sich noch mehr verherrlicht zu sehen. Statt fader Billette kamen nun wohlgereimte Sonette; man las die neueren Schriften, die Spannung aller Kräfte war in der That sehr hoch gestiegen, und selbst die Gemeinheit zeigte sich idealisirt.

Sonette! rief Jean Paul aus, Sonette! konnte man nicht gleich sehen, daß ein Sonett auf schwachen Füßen steht, und, je mehr im Kopf, je schlechter fortkommt? Die Trunkenbolde sind auch schon wirklich umgeschlagen, und stehen auf dem Kopf, bei Mnioch wenigstens! Ich mag und will sie nicht, diese Gedichte, so häufig auch „mag" und „will" darin vorkommt! um zum Reim zu verhelfen: „mag sagen, will sagen, kann leiden, muß bringen" u. s. w. Hu! hu!

wie kalt überläuft's mich, an ein Sonett nur zu denken! Wenn die Liebesverhältnisse erst durch die Sonette nett werden, so heißt mit Recht jener Hühneraugendoktor ein Okulist. Liebes Fräulein, haben Sie jemals ein solches — Gott sei bei uns! — von Vermehren gelesen?

Mein Gott! sagte Fräulein Luise, so böse hätte ich mir Sie nicht vorgestellt. Was gehen mich diese Sachen an? ich rede blos von dem Kourmachen und Liebesbemühen, das ich ehemals gesehen habe; jetzt aber ist es in Berlin, als wenn alle die jungen Leute ernsthafte Geschäftsmänner geworden wären, und so geht alles wieder im gewöhnlichen Schritt.

Aha! sagte Jean Paul mit feinem Lächeln, die Sonettkompagnie verändert sachte ihre Firma in Sohn et Kompagnie, daß man glauben sollte, es wäre ein altes solides Handelshaus, und Platon περὶ πολιτείας wird ganz demüthig übersetzt: Platon von der Polizei, als wären die Träumereien nie für etwas Anderes ausgegeben worden, damit nur die Alten rufen: ach, habt ihr's so gemeint? und den jungen Ladendienern und Referendarien ihr Unrecht abbitten.

Das Fräulein verstand ihn nicht mehr, sondern sah ihn mit stillem Erstaunen an, während er eifrig weiter redete. Alles in der Welt, es mochte noch so getrennt sein, brachte Jean Paul in seinen Reden plötzlich zusammen, und führte es an so dünnen Fäden fort, daß man wie in einer andern Welt war, wenn man das kleinste Mittelglied überhört hatte. So war er unvermerkt, aber durch tausend Umwege, auf Carlo zu sprechen gekommen, wo Fräulein Luise ihn wieder mit ihrer Aufmerksamkeit begleitete, in der Hoffnung, etwas neues über den unbekannten Menschen zu erfahren, der sie so sehr interessirte.

Laut rauscht die Freude an dem leisen Klageton des Kranken vorbei, und verschlingt ihn gewaltsam in ihre Töne; der Arme wird nicht vernommen, als wenn sein Schmerz,

wie der Schall der Nachtigall, den Menschen zur Lust dient. Diesen Polymeter hatte Jean Paul kaum hergesagt, als dieser andere sein Ohr traf: Sterne und Blumen, — Blicke, Athem, — Töne. Durch die Räume ziehen, ein Ton der Liebe, Sehnsucht! Mit verwandten Tönen sich vermählen, glühen, nie verhallen, und die Blumen, und die Sterne lieben, Gegenliebe! Sehnsucht!

Sie sahen beide neugierig umher, wer doch der sein möchte, der in dem Streckverse so geübt sich zeigte, konnten aber nichts bemerken, als endlich den Rücken eines jungen Menschen, der scheu über den Zaun sprang, und sich eilig entfernte. Da Jean Paul auf das Nachsetzen schon längst Verzicht geleistet hatte, so war nichts übrig, als geduldig den Weg fortzusetzen. Indessen lenkte Fräulein Luise bald auf Carlo ein, und Jean Paul erzählte wirklich etwas neues von ihm, indem er behauptete, der junge Mann sei aus Liebe krank, und werde wohl elendiglich sterben, wenn das frühe Todtengeläut, das ihm der Apotheker jetzt in der umgekehrten Glocke des Mörsels halte, nicht bald in ein frohes Hochzeitgeläut verkehrt werde. Vergebens forschte ihn Fräulein Luise über den Gegenstand der Liebe Carlo's aus, er wollte diesmal durchaus nichts sagen, obgleich er merken ließ, daß er wohl etwas wisse. Doch erbot er sich zugleich, sie mit Carlo bekannt zu machen, welches diesem zu mächtigem Troste gereichen würde, und that überhaupt so wunderlich, daß durchaus kein reines Resultat zu fassen möglich war. Als sie auf dem Hügel ankamen, war die ganze Gesellschaft schon versammelt, nur Adolf wurde noch erwartet, über dessen langes Ausbleiben man sich sehr unruhig zeigte, ungeachtet ein Bedienter ihn wollte sehr früh im Garten gehen gesehen haben; Franz, der gleichfalls fehlte, wurde weniger vermißt, weil man ihn bei seinem Freunde glaubte.

Achtzehntes Kapitel.

Schon am frühesten Morgen war Adolf in den Garten gegangen, die schweren Träume zu zerstreuen, welche die ganze Nacht hindurch seinen Schlaf beunruhigt hatten. Der preußische Offizier hatte ihm tief in die Seele gesprochen, und jedes seiner Worte klang wunderbar in seinem Innern nach. Er betrachtete ernstlich sein Gemüth, seine Kräfte, und suchte sein innerstes Verlangen klar anzuschauen. Unzufrieden mit seinem bisherigen Leben, das zu lange nur Vorbereitung geblieben war, fühlte er zum erstenmal recht kräftig, daß ihm ein anderer Platz in dem Ganzen gebühre, als der sei, den er jetzt einnehme, und die Aussicht in das Leben eines beglückten Ehemanns konnte ihn keineswegs beruhigen. Julie war schön, reich, sie liebte ihn herzlich, und ihm hinwiederum war sie das geliebteste Frauenbild, so er jemals gesehen, ihre Nähe heiterte ihn auf, ihr Blick regte tausend selige Gefühle in seiner Brust, die ihn sie zu besitzen als ein seliges Glück begehren hießen, und so fügten sich die kindlichen Gemüther unbefangen den Beschlüssen, die Andere über sie gefaßt hatten, den Konvenienzen gemäß, die sie sich nicht veranlaßt fanden, für ein Joch zu halten. Jetzt aber erblickte Adolf eine ihm bisher ganz unbekannt gebliebene Sphäre, er sah sein Vaterland in unendlicher Herrlichkeit strahlen, und versenkte sich in die Betrachtung Deutschlands, des deutschen Geistes, und der hohen Bestimmung deutscher Bildung. Besonders rührte ihn der alte Kriegsruhm der deutschen Völker, die großen Zeiten gingen mit ihren Heldengestalten vor seiner Seele vorüber, und es erloschen vor ihrem Schein die lieblichen Schimmer eines weichen, sanften Lebens, das ihm vom Glück beschieden war, und ihn vor allen andern beneidenswerth erscheinen ließ.

Warum, sagte er bei sich selbst, bin ich denn ausgerüstet mit so mancherlei Gaben, als daß ich sie zum Heil und zur Ehre des Vaterlandes verwende, und ihm dankbar sei für die Treue, die es an mir bewiesen? Bin ich deshalb ein Reiter, um spazieren zu reiten, und allenfalls durch ein paar verwegene Sätze die Weiber zu ängsten? Soll ich im Fechten nie einen andern Gegner finden, als den Feind, der sich mit dem Rappier mir gegenüber stellt? O wie eitles Geschoß, das sicher zwar trifft, aber nur ein gemeines Ziel! Roß, Schwert und Schuß, wie anders seid ihr, welch ernste Bedeutung erlangt ihr, wenn das Schlachtfeld euch ruft, wenn es einen Freund giebt und einen Feind! Heil dem ritterlichen Krieger! Schon ganz in der Ferne dämmerte ihm Juliens Gestalt, während sich die neue Aussicht in hellem Glanz erweiterte. Auf einmal schallte von dem Dorfe her ein lauter Gesang, eine Anzahl Reiter sangen jubelnd folgende Strophen, die in ihrer Unscheinbarkeit eine Art von Zaubergewalt auszuüben schienen, so herzlich wurden sie gesungen:

Wir preußischen Dragoner durchstreifen die Welt,
Wir jagen wie Sturmwind in's weite Feld,
Wir wollen marschiren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das lautet so hell,
Ist straff überzogen mit gelblichem Fell,
Und wenn man das Glöcklein nur läuten gehört,
So heißt es: Dragoner, auf euere Pferd!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet in's weite Feld,
Das Bräutlein, das wird die Standarte genannt,
Das ist uns Dragonern sehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wohl sterben sah!

Schrie einer zum andern: ach Jammer und Noth,
Mein lieber Kamerad iſt geblieben todt.

Das Glöcklein, es klinget nicht eben ſo hell,
Denn ihm iſt zerſchoſſen ſein gelbliches Fell,
Das ſilberne Bräutlein iſt uns doch geblieben,
Es thuet uns winken, was hilft das Betrüben.

Wer ſich in preußiſchen Dienſt will begeben,
Der muß ſich ſein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen;
Er muß ſich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beſtändig verbleiben, und bleiben geſchwind.

Ein Trupp Dragoner trabte aus dem Dorfe heraus, und über die Wieſe hin; der preußiſche Offizier, den wir ſchon kennen, führte ſie. Guten Morgen, rief er Adolfen zu, der aus der Allee getreten war, und hart am Zaune den Zug betrachtend ſtill ſtand. Guten Morgen! gab's Adolf zurück, wie ſind Sie doch ſo ſchnell zu Ihren Leuten gekommen? Die braven Kameraden, verſetzte der Offizier und lenkte ſeitwärts zu Adolf ſein Pferd hin, haben mich abgeholt; es geht friſch darauf! Sie hören, die Leute ſind munter, und ſingen ein altes Lied aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Schön! rief Adolf, daß die Soldaten ſich ſelber ihre Poeſie ſchaffen, und nicht die neuen Lieder ſich aufdringen laſſen. Es iſt doch ein wahres Kernleben in ihren Geſängen. Da hat ein junger Mann, der am beſten ſelber mitſchlüge, für Alle ſingen wollen, und einen ganzen Haufen Kriegslieder angefertigt, die hoffentlich kein Menſch ſingen wird.

Das Volk, verſetzte der Offizier, hat einen ſichern Takt, und weiß genau was ihm zukommt; auch darin, daß die Burſche grade dieſes Lied geſungen haben, ahn' ich eine Vorbedeutung ſchlimmer Art. Was ich von der Armee höre, macht mich mehr auf den Tod als auf den Sieg gefaßt.

Aber dennoch reit' ich frohmüthig in's Feld, es kommt auch wenig drauf an, ob wir geschlagen werden, es geschieht doch besser in einer Schlacht, als durch diplomatische List. Das Vaterland wird bestehen, so lange das Band der deutschen Heldensprache noch unsre Söhne umschlingt, und so kämpfen unsre großen Künstler mit uns einen gemeinsamen Krieg. Wir haben von je nur in dem Glauben der Besseren wahrhaft gelebt, und so glaubt, ihr Zurückbleibende, glaubt unerschütterlich an Deutschland, so besteht es! Ich aber werde, da ich nicht begabt bin als Künstler diesen Krieg zu führen, nicht länger leben können, wenn mir die Sphäre des Kriegers verschlossen wird. Lebt wohl und glaubet! Damit gab er seinem Pferde die Sporen und jagte seinem Zuge nach, der eben in einen Wald einritt und den Augen verschwand. Adolf sah lange dem heldenmüthigen Manne nach und eine edle Thräne stand ihm im Auge, da er lebhaft sich vorstellte, wie jener in blutigem Streit seinen Tod finden werde. Er schalt sich, daß er ihn nicht vorher noch an sein Herz gedrückt und mit Worten der Liebe erfreut habe. Sein Gemüth war in der heftigsten Bewegung, deren Gluth er absichtlich schürte, und an den Flammen inniges Ergötzen fand. Dieser gehet zum Tode, sagte er bei sich selbst, den er, einer wackern Schaar in der dunklen Schlacht vorleuchtend, groß und herrlich wird zu machen wissen; ich gehe zur Hochzeit: ein glücklicher Bräutigam! rauschende Feste, seidene Kleidung hier, dort Schlachtendonner und Waffen! O Gott! warum muß ich ein anderes, theueres Herz noch brechen außer dem meinigen! Julie, göttliches Weib, vergieb mir, daß ich dich verrathe! Und bin ich wirklich strafbar, eine schlummernde Kraft in mir geweckt zu haben, so wird ja diese sich selber rächen, und wenn ich nicht verdiene, mit einem grünen Reis in deine Arme zu kehren, wird mich eine Kugel oder ein Säbel treffen und mir den ehrenvollen Tod geben, der erst ein glückliches Leben glücklich

machen kann. Hier muß rasch gehandelt werden. Noch heute will ich meine Braut sprechen; nach ihr keinen andern, als um ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen, das sie wohl verdienen. Er war noch nicht viel weiter geschritten, und eben im Begriff auf das Schloß zurück zu kehren, als ihm hinter einem dichten Gebüsch hervor plötzlich ein Mann entgegentrat, der kein anderer war, als Karl, gewohnt die frühen Stunden für seinen Spaziergang zu nutzen. Karl stand erschrocken still, da er einen Fremden unvermuthet antraf, und überlegte, ob er umkehren oder bleiben solle, allein Adolf war ihm bereits zu nahe, und ging freundlich auf ihn zu, da er den Kranken vor sich zu haben sogleich vermuthete, von dem er öfters hatte reden hören. Er bot ihm nach deutscher Sitte die Hand, die ihm Karl zögernd und mißtrauischen Blicks gab. Es ist ein schöner Morgen, sagte Adolf zutraulich, an dem wir uns zuerst sehen; ich hoffe, daß Sie auch den heutigen Tag uns verschönern helfen dadurch, daß Sie die Gesellschaft, die den lebhaftesten Antheil an Ihnen nimmt, mit Ihrer Gegenwart erfreuen; in der That, zu lange haben Sie uns dieses Vergnügen entbehren lassen. Ich bin krank, versetzte Karl, und diesem Zustande vielleicht verdank' ich's, daß Sie mehr in mir zu finden erwarten, als ich selbst in den gesundesten Tagen darbringen kann; ich habe leider zu oft die Erfahrung gemacht, daß aus jedem Kreise die Freude vor mir flieht, und tausend Störungen mir nachfolgen. Das sind sehr feindselige Gedanken, entgegnete Adolf, warum wollen Sie auf sich die Trennung und das Zerfallen schieben, das nach einer natürlichen Ordnung überall von selbst eintritt, wo eine Blüthe war, welcher der Keim des Verderbens schon eingepflanzt war? Indeß fordere ich Sie auf, in der Nähe unserer verehrten Gräfin Ihr Zerstörungstalent geltend zu machen, Sie werden sehen, wie leicht Sie zu besiegen sind; überdies ist hier eine so reiche Fülle der Freude ausgestreut, daß eine herrliche Saat auf-

gehen muß, auch wenn die Hälfte der Körner verkümmerten. Er schauderte zusammen, denn er dachte daran, wie er selbst die ganze Saat zu vernichten im Stande sei, ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. Sie gingen eine Zeit lang schweigend neben einander. Karl riß von den Zweigen einzelne Blätter ab, die er langsam in kleine Stücke zerrupfte. Endlich fing Adolf wieder an: Sie sind aus Italien, und wohl unseres nördlichen Klimas nicht genug gewohnt? Doch sollte man, bei der Fertigkeit, die Sie im Deutschen haben, dies kaum glauben, denn schwerlich haben Sie diese in Italien erlangen können. Nein, sagte Karl mit einiger Verlegenheit, ich bin im Grunde mehr ein Deutscher als ein Italiäner. Doch erlauben Sie, setzte er fester hinzu, daß ich über diesen Punkt, um Sie nicht betrügen zu müssen, lieber gänzlich schweigen darf, denn meine Verhältnisse zwingen mich, unbekannt zu bleiben. Das Interesse, das Adolf an Karl nahm, wuchs mit jedem Augenblick; er drang bald von einer andern Seite in ihn, und suchte seine Ansichten über mancherlei Gegenstände zu erforschen, wo ihn die Uebereinstimmung mit seinen eigenen öfters angenehm überraschte. Besonders fand er eine edle, kriegerische Gesinnung in ihm, die nur zurückgehalten war in That auszubrechen, weil ein mächtiges Streben, das gesellige Leben und das der Kunst zu betrachten, ihr das Gleichgewicht hielt. Ueber alles, was er sagte, war überdies eine düstere, trübe Farbe ausgegossen, die keine Klarheit in die Gestalten kommen ließ. Adolf hoffte ihn mit fortzureißen in das Kriegsgetümmel, und fand ihn, so lange nur im Allgemeinen die Rede davon war, ganz mit ihm einig, nur auf den Punkt, wo er selber einen Entschluß fassen sollte, wandte er sich jedesmal wieder um, und rief ganz andere Anschauungen aus seinem Innern an's Licht, die Adolf Mühe hatte zu bestreiten. Zwar ich selber, sagte Karl, war noch vor kurzer Zeit fest überzeugt, und ein Mann, den meine Seele verehrt auch in

dem unbegreiflichen Spiel, das er jetzt mit mir zu treiben scheint, hat diese Ueberzeugung noch mehr herausgehoben in mir, daß für mich, für diese meine Individualität, nur allein in dem Kriegswesen Heil und Sicherung zu finden sei gegen die Gewalten innerer und äußerer Verhältnisse, die mein Leben zerrüttet haben. Aber wie sehr mich auch jetzo noch die Bilder solcher Thaten und Lagen reizen, wie sie einzig der Krieg geben kann, so darf ich doch nicht mehr dafür halten, daß nur sie den Kreis meines Lebens ausfüllen, sondern ich finde Raum für bisher nie geachtete, mir fremd gewesene Verhältnisse, deren Schönheit jenem wilden Treiben in den Waffen erst wahren Glanz giebt, und es heiliget. Ein treues Weib und wackere Kinder möcht' ich zurücklassen in das Feld ziehend! Dieses wohlthätige Licht muß erst die Seele durchdringen und alles Liebliche in sich aufnehmen, ehe die Brust reif ist für den Stahl, und das Auge gestärkt, um das blutige Entsetzen anzusehen. Mit einer Wehmuth, die nur der begreifen kann, der in ähnlichem Falle war, vernahm Adolf diese Worte, die das innigste Verlangen nach demjenigen aussprachen, was er als ein unbegehrtes, ja hemmendes Gut besaß, und doch nicht vermochte, dem zu geben, der es als das Schönste und Höchste pries. Liebevolle Traurigkeit lag in seinem Blicke, der unverwandt auf Karl ruhte, und in ihm einen Genossen der Spaltung erkannte, in welcher er selbst befangen war, nur auf die andere Seite hingewandt. Diese Augenblicke gingen nicht vorüber, ohne wechselseitige Umarmung, die Karl, gern seines Mißtrauens, wo er nur irgend konnte, vergessend, dem sichtbarlich tief bewegten Manne bot, in dessen Zügen etwas ihn gleich anfangs bezaubert hatte. Sie küßten sich mit herzlicher Zuneigung, und leichter wurde es nun jedem, seine Ansichten mitzutheilen und persönlicher darzustellen, da die Fremdheit gelöset, und jedes Wort Liebe zu finden gewiß war; und es ist ein Großes, den guten Willen zum

Verstehen voraussetzen zu dürfen. Doch verschwieg Adolf, daß er im Begriff stehe, der glücklichste Gatte zu werden, um jenem nicht weh' zu thun, und begnügte sich, davon im Allgemeinen zu sprechen. So wenigen ist es gegönnt, sagte er, glücklich in dem Ehebündniß zu leben, und so mancher selbst von denen, welche die vielseitigsten Anlagen hatten, diese Verhältnisse göttlich darzustellen, hat unverheirathet bleiben müssen, weil er nicht das Weib fand, das ihm, grade ihm gebührte, daß einer, der nahe ist, den entscheidenden Schritt zu thun, schauderhaft zweifelnd still stehen könnte, und fragen, ob er nicht eines thörichten Wahns lebe, daß ihm so Wunderbares niedersteigen werde, was er weder durch ausgezeichneten Geist, noch bisher treu gebliebenes Glück mehr zu erfassen und zu behalten hoffen kann, als jene, die er selbst weit über sich erkennt. Darum wäre mir lieber, als vollendeter Mann, nach bestandenen Kämpfen, und so durch Mühen und Leiden das Schwert der Nemesis gestumpft habend, die Hand nach dieser Seligkeit auszustrecken, die nach so seltsamem Maßstabe gewährt wird, daß weder Talent für ihren Genuß noch Sehnsucht etwas über sie vermögen; sondern den Seinen giebt es der Herr im Schlafe. Zu suchen, versetzte Karl, wäre wohl thöricht, aber wegzustoßen das Gegebene, wäre frevelhaft; und eben im Schlafe, ja, im Schlafe muß es gegeben sein! setzte er heftiger hinzu. So wird es denn auch, sagte jener wieder, indem er Karls Hand ergriff, im Lager und in der Schlacht, wie im sichern Hause und im blühenden Garten sein geliebtes Haupt zu finden wissen, und dächt' ich, mein lieber Freund, Sie zögen um so freudiger in den Krieg, Ihrer edlen Neigung folgend, als ja nichts was dem Menschen beschieden ist, ihm durch irgend etwas kann vorenthalten werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß die für mich bestimmte Jungfrau, wenn kein anderer Weg offen wäre, mitten in der Nacht schlafend in meine Kammer gezaubert würde, um an meiner Seite zu erwachen, so mähr-

chenhaft dieses klingen mag. Karl wurde bleich vor Erstaunen, seine eigene Begebenheit so zu hören, aber um so mehr blieb er auf seinem Sinne, weil er es für einen Wink des Himmels halten mußte, daß der Zweifler selbst das Merkmal der wahrhaftigen Bestimmung ihm durch einen so wunderbar zusammentreffenden Ausspruch sollte bestätigen. Nach einigem Schweigen, während dessen er sich kaum etwas erholt hatte, fuhr jener fort: Soviel ich in Ihnen lesen kann, zieht Sie ihr Wesen in die Bahn hin, die ich jetzt unwiderruflich betreten will. Aber freilich darf nur schüchtern ein neuer Freund rathen und zureden in so wichtigen Dingen, zumal wenn er einer ist, wie ich, der an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie wenig oft selbst die besten und scharfsichtigsten Freunde im Stande sind, ein Leben zu durchschauen in seinen zukünftigen Trieben. Ein herrlicher Mann, dessen klarer Blick und kräftiges, freies Thun meiner Jugend zum Vorbild diente, an dem ich oft mit Thränen der heißesten Liebe hinaufsehe, hatte mich einzig für ein stilles, häusliches Leben geschickt geglaubt: auch dieses ein schönes, aber nicht mir zugetheiltes von meinem eigenen Wollen. Während dessen schloß er ein Lusthaus auf, vor dessen Thüre sie eben standen, und in dem reichverzierten, und wie es schien, mit besonderer Liebe geschmückten, zeigte er ein Bild, das unter vielen andern schönen Gemälden hing, und sagte bewegt: Das ist der vortreffliche Mann, den ich meinen Vater zu nennen kein Bedenken trage! Karl trat näher hinzu, und erkannte sogleich an den sehr ähnlichen Gesichtszügen den Obristen, der in russischer Uniform fast so gemalt war, wie ihn Karl das erstemal gesehen. Sein Erstaunen war über alle Beschreibung. Mir ist sein Irrthum unbegreiflich, sagte Adolf das Bild betrachtend, denn er ist der einzige, den ich solcher Art von ihm weiß. O ich weiß noch einen, dachte Karl bei sich, als er nämlich mir die Kriegsdienste anrieth! Muß mir solchergestalt auch dieser Zweifel gelöst

werden? Dein bin ich, Amanda! mein Loos ist entschieden! Er verbarg seine Bewegung so gut er konnte, und ging mit Adolf wieder hinaus, der sich nun vergebens bemühte, Karl'n zur Gesellschaft mitzuziehen. Dieser blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, indem er behauptete, überall Feinde anzutreffen, denen jetzo zu begegnen ihm nicht erwünscht wäre; selbst das von jenem gethane Versprechen, ihn gegen jede Unannehmlichkeit, auch die leiseste, zu schützen und ihm beizustehen, fruchtete nicht. Adolf vermuthete gleich, daß hier einer von den zahllosen Händeln walte, die Friedrich überall anzuknüpfen, und durch seine Geschicklichkeit in jeder Waffenübung für sich glücklich zu beendigen gewohnt war. Er ließ daher endlich nach, und trennte sich von Karl mit den brüderlichsten Worten, und dem Versprechen, ihn auf den Abend wieder aufzusuchen. Dieser ging zu dem Pavillon zurück, tief in Gedanken über die neuen Aufschlüsse, die ihm waren zu Theil geworden.

Neunzehntes Kapitel.

Adolf wurde von allen Anwesenden, als er endlich auf dem Hügel anlangte, freundlich bewillkommt, und zugleich gescholten wegen des langen Außenbleibens. Nur Julie schwieg, und ging mit stillheiterem Auge auf ihn zu, indem sie mit gefaßter Seele die Unruhe in ihm wahrnahm, von der sie ahnete, daß ihren Armen er würde noch auf geraume Zeit entzogen werden. Sie reichte ihm sanftlächelnd ein versiegeltes Packet, das bis jetzt niemand bemerkt hatte, und sagte ernst und bedeutend: Da nimm den Abschied deines Freundes hin! er ist heute in aller Frühe fortgereist, du siehst ihn

wohl nicht wieder, Adolf, und er glaubte dir den Abschied zu versüßen, wenn ich dir ihn zuerst sagte. So sind die Worte, mit denen er diese Schriften, die mir heute Morgen gebracht wurden, begleitet hat. Adolf küßte die geliebte Jungfrau mit tiefer Wehmuth, während sie eine heimliche Thräne lächelnd verbarg. Dann erbrach er schleunig das Kouvert, auf welchem er Franzens Handschrift schon erkannt hatte. Er las zuerst folgenden Brief:

Du weißt, mein geliebter Freund, es gibt solche Epochen im Leben, wo ein Sandkorn schwerer wiegt, als Pfunde in andern. Eine davon habe ich hoffentlich einmal wieder zu Ende gelebt, oder werde es doch bald. Dir kann es nicht verborgen sein; auch ohne daß ich es sage, weißt du alles, was mich bewegt. Ich ziehe hin, meinem Schicksal folgend, das aus dem poetischen Treiben zum ernsten Waffengetös' aufweckt. In deine Hände leg' ich hiemit nieder, was diese Tage, und noch diese Nacht aus meinem Gemüthe gerufen haben; zwar das Beste liegt mir noch im Innersten begraben, und nicht so stark und rein wie mein Gefühl ist, tönen meine Worte, aber eben deshalb, und weil es vielleicht die letzten sind, die ich solchergestalt rede, geb' ich sie in deine Liebe, als in ihre freundliche Heimath zurück; du wirst erkennen, wie deine Gestalt mir bei einigen Stellen fast vor Augen stand. Aber während ich dich rufe an meiner Seite zu kämpfen, und meine Regungen auf dich überzutragen einen Augenblick gezwungen bin, erblicke ich eine schöne Braut an deiner Seite, und was nicht ich unterlassen kann, ohne mich selbst und das Vaterland zu verrathen, muß ich für dich als ein solches erkennen, dem zu folgen, sogar strafbar wäre. So wünsche ich dir denn Glück aus vollem brüderlichen Herzen, mein wackerer Freund, zu all den Freuden des heitern Liebesgartens, in welchem du als ein beseligter Pilger wandelst, und worin dein besseres Selbst

noch frei und göttlich wohnt. Möge dir ein guter Genius diese höchste Blüthe des Lebens bewahren, welche, einmal gekannt, auch die einzige geworden ist, denn alle die andern leben dann nur in dem himmlischen Sonnenlicht ihrer Schwester, und würden mit ihr welken und erbleichen, wenn sie ihr schönes Haupt der Erde zuneigte. Unser Zusammenleben ist für diesmal wieder gestört, und leider bin ich es, der die Veranlassung gibt, aber zu gewaltig wird mir das innere Treiben, ich muß ihm folgen. Doch immer treu und wahr laß uns zusammenhalten, und in unsern gewohnten Mittheilungen beharren — diese Sehnsucht, beisammen zu leben, und wenigstens Zeichen zu besitzen des Lebens und der Liebe unseres Freundes, ist eine der vielen Mahnungen, welche die Ewigkeit an uns absendet, auf daß wir ihrer eingedenk bleiben, und das Auge zu keiner andern Richtung zwingen und erniedrigen, als zu der angebornen, nach oben, nach dem Lichte hinauf. Wir denkenden Gedanken Gottes, warum halten wir auch den Spiegel so selten klar und rein, daß er die ewige Centralsonne zurückwerfe! Wenn zuviel des irdischen Staubes darauf haften will, wer haucht ihn leichter hinweg, als der Mund eines Freundes? In dir aber zumeist lebt mir das Abbild aller Freundschaft, und die andern Freunde grüß' ich in dir, der ihr Wesen bei mir vertritt. Theile ihnen mit, was sie von mir zu wissen bedürftig sind, und lasse mich von ihnen wiederum Nachricht bekommen; denn ich selbst, jetzt ein Feind vieles Schreibens, will einzig mit dir Briefe wechseln. Lebe wohl! Dein treuer

Franz.

Ein süßer Ingrimm hatte sich Adolfs während dieses Lesens bemächtigt, und kaum vermochte er sein Aeußeres gemäßigt zu erhalten. Die Gräfin bat ihn, die andern Papiere zu durchlesen, die vielleicht seinen Sinn beruhigten, und den

Abschied des theuren Freundes dadurch minder herbe machten, daß sie ihn in eine höhere Sphäre erhöben, wie denn besonders Adolf jedem Schmerz gewachsen war, sobald in künstlerischer Form er ihm nahete und das Persönliche überflog. Er entfaltete die Blätter, und las folgende Verse mit halblauter Stimme, daß Julie und die Gräfin, die ihm zunächst saßen, sie hören konnten:

1.

Es dämmert; lind erbebt in leisen Wogen
Das tiefste Herz mit schauriger Bewegung;
Von nächtlicher Traumbilder brünst'ger Hegung
Fühlt der noch trunkne Sinn sich abgezogen.

Und hell und heller glänzt der Himmelsbogen,
Ringsum erschallt des Volkes laute Regung,
Froh in des Lichts und in der Wärme Pflegung,
Woraus ihr neues Leben sie gesogen.

Frisch auf! durch neugepflügter Fluren Pfade,
Wo junges Grün dem braunen Grund entsteiget,
Schreit ich daher, in heitre Fernen schauend.

Dort glänzt ein Wald in Silberthaues Bade,
Ein breiter Strom dort blaue Fluthen zeiget,
Und muntre Segel, günst'gem Wind vertrauend!

2.

Uns hatt' ein gleicher Sonnenstrahl getroffen,
Ein gleicher Tag hat leuchtend uns umfangen,
Entflammt des bunten Farbenspiels Prangen,
Und brach der Düfte dunkle Kammer offen;

Wir durften noch manch Liebesplaudern hoffen!
Als treuer Bote war der Blick gegangen,
Die Lüfte wehend frohe Grüße klangen,
Mischend Erinnerung und ahnend Hoffen:

Wehe! die Nacht mit schwarzäugigem Dunkel
Strömet herüber, nicht mehr ist zu schauen
Der nachbarlichen Bildung theures Leben.

So klagt die Blume; mir auch bricht sie dunkel
Heran, die Nacht, und Tage, Wochen gehen
In Schatten, bittrer Trennung hingegeben.

3.

Brausendes Meer, Bergfelsen, Waldesgrauen,
Der Ströme Macht, des Wolkenfeuers Krachen
Bedrohen all mit wildem Todesrachen
Das einzle Leben auf den grünen Auen.

Mehr noch geheime Schrecken leis' in schlauen
Feindseligkeiten auf die Beute wachen;
Zufall umspielt zahllos den kleinen Nachen,
Der angstgeschlagen keinem Stern darf trauen.

Fasse dich kühn im grau'nvollen Sturmbeben
Hemme den Lauf, wenn anfangs träge Irrung
In sanftem Meerstrom Untergang bereitet.

Lebendig schlinge Leben sich an Leben,
Das Sein behauptend in des Kampfs Verwirrung,
In wackrer Freunde Schaar zum Tod geleitet!

Der Einsiedler und der Pilger.

Es saß einmal ein Eremit zu Nacht vor seiner Thüre, und sah den Sternenhimmel unverwandt an, wie er denn in der Astrologie sehr wohl erfahren war, ohne sie jedoch auf eine andere als eine gottesfürchtige Weise zu betrachten und zu benutzen. Er konnte diesmal seinen Blick durchaus nicht von den wunderlich verschlungenen Bahnen abwenden, und hätte wohl bis zum Morgenrothe so gesessen, wenn nicht ein Pilger durch's Gebüsch gekommen wäre, als es grade Mitternacht war, der folgende Verse sang:

Im Morgenland, dem schönen,
Gibt's Augenweide bunt,
Im Abendlande tönen
Gesäng' aus frommem Mund.

Das zieht mit süßem Locken
Sich stets einander an,
Haucht linde Blüthenflocken
Auf ew'ge Friedensbahn.
Wenn einst des Abends Funkel
Und Frühroth sich umfaßt,
Nicht Tag im nächt'gen Dunkel,
Nicht Nacht vor Tag erblaßt,
Dann tauscht auch Ost mit Westen
Die feinen Gaben aus,
Und Alles dient zu Festen,
In Gottes sel'gem Haus.

Willkommen, sagte der Einsiedler, und: schönen Dank! der Pilger. Sie gingen mit einander in die Hütte, und der Wirth tischte seine schönsten Früchte auf, auch schenkte er Wein aus einem Kruge, den er zu Erfrischung der Fremden gefüllt erhielt.

Wie sich nun die Beiden gegenüber saßen, hielt Jeder sein Wesen mit dem des Andern zusammen, die umherstreifenden Pilgerfahrten mit der steten Unveränderlichkeit einer Siedelei, so daß man recht vertraulich darüber zu sprechen anfing, und vor dem fremd abstechenden Bilde tief und klar in sich selbst hineinschauen konnte.

Ich wüßte unsere ernste Lust nicht besser zu erhöhen, sagte der Pilger, als indem ich Euch mein Leben, das vergangene und zu erwartende, noch ausführlicher vorstellte, damit die kreisenden Lichter um desto eigner gegen Eure stille Flamme abstächen.

Ich höre gern, sagte der Einsiedler, und der Pilger begann:

Ich bin ein großer Fürst, und habe mir vielen Waffenruhm erworben. Mein Name thut nichts zur Sache, weil er mit vielen andern Endlichkeiten dieser Welt vergehen wird, und es Euch nur um das zu thun sein kann, was bleiben wird: um meine unsterbliche Seele. Welchen jungen Mann

von hoher Geburt haben zuerst nicht Rosse und Waffen, späterhin schöne Frauen angelockt, und wenn er auf dem hellsten Punkt seines Lebens zu stehen meinte: Ruhm und Sieg?

Es muß auch wohl so sein, erwiederte der Einsiedel. An diesem Spiel zündet sich, den lachenden Kindern unbewußt, oftmals der rechte Schein des Lebens an.

Nur daß man beim Erwachen der rechten Erkenntniß nachher so vieles Unreines von sich abzustreifen hat! seufzte der Pilger. Gott ist freilich auf allen Wegen daheim, und wenn ein junges Gemüth die Weltgeschäfte anfaßt, meint es, man könne so ganz rein und kindlich auf der bunten Reise fortschreiten, Fürstenkronen und Himmelsglorien mit Einem Wurf gewinnend. Die Glorien gibt man späterhin auf, und meint noch immer, man sei ja doch Gott wohlgefällig, weil man nicht so schwarze Thaten vollbringe, als viele Andere. Ach, dann fällt uns mit einemmale die schwere Sündenlast auf's Herz, wir schauen unsere Irdigkeit an und den klaren jenseitigen Himmel, wohl fühlend, daß uns Menschenlob und Menschenentschuldigung da nicht hinein helfen können. Wohl dem, welchen der innere Mahner noch hier zur Erkenntniß bringt!

Es traf sich, daß ich eines Abends durch die Gewölbe eines alten Doms ging. Weil die Sonne schon beinah untergesunken war, beleuchteten über die nahen Berge herüber ihre Strahlen nur den obern Theil der gemahlten Fenster, welche hin und wieder in der dicken Mauer angebracht waren. Vor einem derselben blieb ich wie gebannt stehen. Das Grab des Heilandes, von Engeln umgeben, von dem Auge der Dreieinigkeit beschienen, trat oben im hellen Lichtglanz hervor; unten drängten sich im schauerlichen Dunkel sarazenische Fürsten; ob im Gefecht, ob zur Versammlung, kann ich nicht sagen. Die Häupter der Größten traf noch hin und her ein Strahl, davon ihre Kronen blutroth erglänzten,

so daß sie mir wie spottende, gehörnte Teufel vorkamen. Das weltliche Geschäft, worin mein Geist eben vertieft war, schwand wie eine unnütze Spielerei vor dem einzigen Ernsthaften in Zeit und Ewigkeit. Meine Räthe fanden mich zerstreut und fremd für das Liebste in meinen Entwürfen. Einem Einzigen von ihnen wollte ich sagen, wie mir zu Muthe war, aber es ging nicht; er verstand meine Worte immer grade umgekehrt, und hörte nur das heraus, was ich in weit andern Stunden schon oft gesagt haben mochte. Bisweilen that das einige Wirkung auf mich, weil man wohl wieder denken kann, was man schon sonst gedacht hat; aber das Rechte kam doch immer wieder empor.

Ich ward es endlich inne, daß jenes leuchtende Grab Christi schon von jeher aus meinem Geiste heraufgestrahlt hatte, nur durch fremdes Getümmel verdunkelt, und, einer Schickung des Himmels zufolge, endlich durch das fromme Bild angeregt. Nach Palästina zog es mich mit unaussprechlich süßer, linder Gewalt; in allen andern Dingen sah ich nur das farblose, ja sündliche Gewirr der Heidenkönige, tief unter der einzig rechten Gestaltung. Ich schwieg nun gegen Jedermann von dem, was ich im Herzen meinte. Bisweilen kam mich dennoch ein weltlicher Zweifel an: ich sollte bleiben, wo ich stehe, das Land müsse unter meiner Abwesenheit leiden, und was der gutklingenden Sachen mehr waren, die ich aber nur dreist anblicken durfte, um in ihnen die verkappte Trägheit und den lang genährten Stolz zu erkennen. In einer Nacht reifte meine Sehnsucht, durch die häßlichen Feinde in mir selbst bestritten, zum feierlichen Gelübde. Ich zog fort; hinter mir her scholl das Gerücht meines Todes, womit ich vollkommen zufrieden war. Meine wackere Ritterschaft, sagte ich zu mir selbst, wird schon Sorge tragen für Land und Volk.

Geläutert in Beschwerden und Gefahren, am stillen Lichte des Grabes verklärt, kam der himmlische Wiederschein

zur immer festern Herrschaft meines Gemüthes. Wie jenseits einer abgeworfenen Brücke lag die Erde hinter mir, und ich fand mich in lichtern Welten wohl und behaglich daheim. So, meint' ich, sollt' es nun bleiben bis an das letzte Stündlein, welches mich fast unmerklich hinüber geleiten würde an das ewige, friedliche Ufer. Aber es kam Botschaft aus meinem Lande, wie ein fremder Fürst, von mächtigen Verwandten unterstützt, darin eingezogen sei, wie meine Ritter (des Thrones, ja ich darf wohl sagen, meines eignen muthigen Herzens Zweige) den stolzen Nacken vor der Obergewalt haben beugen müssen, meine ehrenvesten Bürger, meine freundlichen Bauern seufzen. — Und Gottes Gebot trieb mich nun mit vernehmlicher Stimme wieder zu ihnen zurück. Ich bin jetzt unterwegs nicht weit mehr von meinen Grenzen. Das alte Leben bleibt freilich geschlossen, aber so lange der Athem ein- und ausgeht, sage doch kein Mensch, er habe seine Rechnung mit der äußern Welt abgethan. Sie greift immer wieder nach uns, und sollte sie uns auf erneuter Bahn, gleich einem neugebornen Kinde, wieder an einen ersten Punkt stellen, von wo man ausgelaufen ist. Gott sei mit mir auf der wunderlichen Fahrt!

Ich danke Euch für Eure Geschichte, sagte der Einsiedel. Für ein getreues Gemüth kann es wohl keinen erfreulichern Anblick geben, als die ernste Pflege, welche ein Mensch der Gottesblume in seinem Innern angedeihen läßt, und wie diese hell und freundlich trotz allen Stürmen aus der wilden Erde emporsproßt. Sodann trifft es sich auch, daß Ihr mich aus mannichfachen Zweifeln reißt, darin die Konstellation des Gestirns mich heute Nacht versetzt hat. Jetzt begreife ich klar, daß es Euch gelte, und wie Ihr mein Studium ergänzt, will ich zum Dank, wofern es Euch behagt, Eure Vergangenheit durch Eure Zukunft ergänzen.

In Gottes Namen, erwiederte der Pilger. Ich traue

mir Mannskraft genug zu, mein bevorstehendes Geschick zu erleben, warum nicht auch, es aus Euerm frommen Munde zu hören?

Der Einsiedel sagte: Ihr nennt Euer jetzt beginnendes Leben ein ganz neues Dasein, und ich gebe Euch recht darin; um so mehr, da Euch auch wie dem Neugebornen Liebe, Pflege und Achtsamkeit an der Schwelle begegnen wird. Eure getreuen Ritter werden Euch wieder erkennen, Bürger und Landmann Euch entgegen jauchzen, ja, der mächtigste Fürst der heutigen Welt gleichsam Pathenstelle bei Euch vertreten, indem er Euch anerkennt, und Euere Gegner vor seinem flammenden Schwerte hertreibt. Zweifel an Eurer Aechtheit ziehen wohl hin und her drohend über den heitern Himmel, aber kräftige Sturmwinde scheuchen die feindseligen Wolken bald auseinander. Ach, daß ein jeglicher Sturmwind für die Nebel, so er verjagt, auch neue wieder mit sich heraufführt! Diese dunkeln tiefer, lasten drohender über deinem Haupt! Der dir als Sonne strahlte, leuchtet deinem Feind, und färbt die Gewitter nur mit noch furchtbarlicherm Grau. Lustig zogen Viele neben dir hin über die helle, blumige Haide; wie die Blumen welken, die Lichter verbleichen, kehrt sich auch ein Gefährt nach dem Andern von dir ab; du gehst endlich mit dem trostlosen Zweifel allein durch die Wüste, und der arge Gesell drängt sich dir so nahe, drängt sich fast so in deine Brust hinein, daß es Stunden geben möchte, wo du zweifeltest, ob du wirklich der eingeborne Herrscher seist, oder nur ein wahnsinniger Träumer. Halte nur fest am eignen Glauben, auf daß du diesen tröstenden Schutzengel mit in die vergessene Einsamkeit nehmen könnest, welche dir am Schlusse der zweiten Bahn sowohl als der ersten unabwendbar bevorsteht.

Auf meinen Reisen, sagte der Pilger, habe ich mir das Singen angewöhnt, und während Eurer Prophezeihung

ist mir folgendes Lied entstanden, das ich in den Tagen meiner Bedrängniß zu wiederholen gedenke.

Er sang:

Ihr meint, es steh bei Euch zu sagen,
Wer ich, der Pilger, sei, wer nicht,
Und doch sind alle meine Fragen
Gestellt an ein viel andres Licht.

Das glüht auf meinem eignen Heerde,
Bescheidentlich und kühn zugleich,
Mein, daß ich's nie verlieren werde,
Und doch aus einem fremden Reich.

Von außen zwar an meine Wohnung
Tobt Euer kalter Hagelsturm,
Verkümmernd meines Kampfs Belohnung,
Im Bund mit meines Lebens Wurm.

Da ächz' ich, zage, will versinken,
Das treue Lämpchen dämmert schwach,
Und muß doch plötzlich wieder blinken,
Und schafft mir neu den innern Tag.

Behaglicher weil Stürme wüthen,
Ist's dann bei mir, und warm und still,
Und farb'ger noch die süßen Blüthen,
Je kühn'rer Feind sie brechen will.

Gewiß der göttlich hohen Sendung,
Schau ich, ein Fürst, durch's Leben hin,
Und kommt es hier nicht zur Vollendung,
So lockt wo anders der Gewinn.

Während dieses Gesanges war der Morgen angebrochen. Geht mit Gott, edler, verkannter Herr, sagte der Einsiedel zu seinem Gaste, und dieser schritt rüstig in die neue Lebensbahn hinein.

Es soll sich nachher alles so zugetragen haben, wie es der Einsiedel prophezeiht hat, und man meint, der Pilger

sei Markgraf Waldemar von Brandenburg gewesen, von dem die Leute bis diese Stunde noch nicht wissen, ob er selbst oder ein Anderer mit dem bairischen Ludwig um die märkischen Lande gerungen hat.

Zwanzigstes Kapitel.

Adolf schwieg, und es entstand eine Pause, während welcher ein jeder die Empfindungen, die das Vorgelesene in ihm erregt hatte, klar anzuschauen sich bemühte. Die heftige Bewegung in Adolfs Gemüthe entging Julien nicht, und sehr wohl erkannte sie auch den wahren Grund, von dem dieselbe ausging; wie seine Seele von zwei entgegengesetzten Trieben hin und her bewegt ward, und daß seine Liebe zu ihr im Kampfe war mit einer brennenden Sehnsucht nach den Waffen. Während sie den tiefen Schmerz, den sie hierüber in ihrem Innersten empfand, vor den Augen Adolfs und der Gräfin mühsam zu verbergen suchte, ging sie mit sich selbst zu Rathe, welchen Entschluß sie zu ergreifen habe; ob sie, sich selbst aufopfernd und seiner eignen Erklärung zuvorkommend, ihn seiner schönen Kriegslust ganz dahin gäbe, die sie als die edelste Regung einer männlichen Seele, aufs höchste achtete, und um derentwillen sie nur um so mehr ihn liebte; oder ob sie streben sollte, ihn durch die Gewalt der Liebe davon abzuziehen, hoffend, daß von dem Glück der Ehe jene Neigung besiegt werden, und endlich in dem schönen Flusse des häuslichen Lebens ganz erlöschen werde.

Sie hielt es endlich für das Beste, nicht eher einen Schritt zu thun, bis sie mit der Gräfin darüber sich berathen, von der sie wußte, daß dieselbe, obschon sie weder

diesen Krieg, und das Princip, von dem er ausging, mißbilligen, noch glauben konnte, daß er hätte vermieden werden können, dennoch über den Ausgang desselben nicht ohne Besorgniß war.

Die Gräfin begann mit Adolf ein Gespräch über Franz. Wenige Männer, sagte sie, vermögen es, wie er, ihr Gemüth eben so rein in der Kunst wie im Leben auszusprechen. Dieselbe tüchtige und reine Gesinnung, die ihn in einen Kampf führt, dessen glücklichen Ausgang er selbst bezweifelt, strahlt auch aus diesen seinen Arbeiten hervor, und nicht weniger zeigt sie sich in seinen geselligen Verhältnissen, ja in jedem seiner Worte. Dagegen die meisten jungen Deutschen, obgleich sie mehr als alle andere Europäer über die Welt und das Leben in hochtönenden Worten ihre Ansichten auszusprechen bemüht sind, doch, sobald es auf das Handeln ankommt, entweder das Rechte nicht zu erkennen wissen, oder, wenn sie es erkannt haben, vor der Ausführung muthlos zurücktreten. In der Kunst aber wissen sie eben so wenig das Schöne, als im Leben das Rechte zu treffen, obgleich sie über jene noch viel reicher an Ansichten und absprechender in Urtheilen sind, als über dieses.

Die Gräfin, die Adolfs sichtbare Bewegung allein dem Abschiede seines Freundes zuschrieb, bemerkte nicht, wie dieselbe noch erhöht ward durch ihre Worte, die er unwillkürlich auf sich anwandte und in Vorwürfe zu verkehren strebte.

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ward jetzt auf zwei Fremde geleitet, die sie aus der Ferne ankommen sahen. Der eine hatte ein blaues Schnupftuch an seinen Stock gebunden und ließ es im Winde vor sich herflattern. Dennoch würden sie, da die Gesellschaft in mancherlei Gesprächen verwickelt war, noch nicht bemerkt worden sein, wäre nicht Focks in der größten Hast aufgesprungen, und indem er vieles umwarf, davon und auf sie zugelaufen. Er führte beide Neuangekommene sogleich zu der Gräfin, die sie freundlich

bewillkommte. Einer derselben war Striezelmeier, und der andere ein junger Mann, Namens Ludwig, der auf einem Gute in der Gegend des Schlosses bei seinen Verwandten lebte und die Gräfin zuweilen besuchte. Er hatte ein sehr jugendliches Ansehen, und die Bescheidenheit, mit der er auftrat, grenzte an Schüchternheit. Nachdem er einige aus der Gesellschaft, die ihm bekannt waren, besonders Friedrich, mit dem er gemeinschaftlich auf der Universität gelebt, begrüßt hatte, nahm er still neben diesem seinen Platz, und die Lebhaftigkeit, mit der man von Striezelmeier Erklärung über sein sonderbares Zurückbleiben in dem bekannten Wirthshause verlangte, machte, daß er für jetzt fast gar nicht mehr beachtet ward. Tausend Fragen drangen nun von allen Seiten zugleich auf diesen ein, und die Damen konnten die Zeit kaum erwarten, um ihre Neugierde über diesen Umstand befriedigt zu sehen, der, wie sie zum Theil schon ahneten, mit den späteren wunderbaren Ereignissen irgend einen Zusammenhang haben mußte. Striezelmeier verwies sie mit diesen Fragen sämmtlich auf ein Papier, das er sogleich aus der Tasche zog, und welches, wie er sagte, eine genaue Beantwortung derselben enthielt. Diese Begebenheit, sagte er, ist an sich so merkwürdig, und von so sonderbaren Umständen begleitet, daß sie zu den interessantesten meines Lebens gehört: ich habe sie daher zum Gegenstande eines eignen Kapitels in meiner Selbstbiographie gemacht, welche die meisten von Ihnen bereits kennen, und wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen dasselbe vorzulesen, so werden Sie daraus alles erfahren, was ich zur Beantwortung Ihrer Frage zu sagen im Stande bin.

Hierauf begann er seine Vorlesung folgendermaßen.

„Hans Striezelmeiers eigener Lebensbeschreibung sechs und funfzigstes Kapitel.

Von dem an kam Striezelmeier viel auf das Schloß zum edeln Freund, der ihn schirmte und stützte; und des

Hauses Töchter mochten gern seinen Umgang, denn er war stillen, doch heiteren Sinnes, und über alles dienstfertig. Auch zeigten sie ihm ächte Freundschaft (die in Unfällen am leichtesten sich erprobt), als sie einst den gefährlich in einen Brunnen Gefallenen sorgsam eilend herauszogen, pflegten, heilten. Zur selbigen Zeit besuchte einer das Schloß, Namens Warner, der gutartig schien und theilnehmend am Schönen und Guten, darum fühlte Striezelmeier Neigung zu dem Jüngling. Ein anderer in dem Hause oft Gesehener hieß Karl, ungefähr gleichen Alters und Striezelmeier nicht minder werth. Außer daß er an Karl die Unruhe beklagte, sonst verehrte er seinen hohen Sinn und verdiente sein Vertrauen. Aber es zeigte sich bald der Irrthum. Die Jungfrauen vom Schloß unternahmen eine Reise mit einigen Gespielinnen und jungen Männern; Striezelmeier mit. Da kamen sie in ein Wirthshaus, eine Tagereise vom Schloß, am Wege. Striezelmeier, ermüdet, suchte ein Lager in den obern Zimmern. Wider Erwarten fand er Warnern und Karl nebst einem ihm Unbekannten. Er, voll Freude, begrüßte sie und wollte gleich hinunter, den Jungfrauen jener Gegenwart zu melden; aber Warner ergriff den Wehrlosen heimtückisch und steckte ihn, den auf keinen Angriff Gefaßten, in einen dunkeln Kerker (wie sich nachher fand, als Kamin dienend). Warner (aus unbekannten Gründen) wollte nicht verrathen sein mit seinem Gesellen, und fürchtete deshalb Striezelmeiers Anzeige. So zwar beschönigte er die Unthat; aber alle Gewaltthätigkeit hebt an mit gerechtem Schein, worauf sie furchtbar fortschreitet, und alle widerspenstige Hoheit unter die Trümmer der allgemeinen Freiheit begräbt.

Todesstille verbreitete sich bald um den Eingekerkerten; er saß gekrümmt im undurchdringlichen Dunkel und forderte laut Befreiung, sich berufend auf Unschuld, Recht, Menschenwürde, die dem Gerechten alles sind, dem Tyrannen nichts. Vergebens. Lange hat er so gesessen, nicht frei zwar

allen Zagens, doch auch nicht fahren lassend das Vertrauen auf Hülfe Gottes. Niemals hat Striezelmeiers Sinn gehangen am blinden Glauben einfältigen Pöbels oder an der eigensüchtigen Priester unduldsamer Lehre. Auch zu zweifeln (vieler Weisheit Anfang und Probe) scheute er sich nicht. Aber was diesmal zu glauben oder zu verwerfen; er wußte es nicht. Nun hörte er plötzlich über sich scharren, kratzen, stöhnen, dumpf rufen; der Mörder nahte (so glaubte er) und obwohl gefaßt auf Tod, wollte er doch nicht unvertheidigt das Leben lassen. Von oben herab hörte er etwas sich nahen; er fühlte hinauf, und entdeckte eine Oeffnung. Da beschloß er, den Eingang (der nicht leicht mit Gewalt zu erzwingen war) zu vertheidigen mit dem letzten Blutstropfen. Männer in starken Lagen, wenn sie sie muthvoll verfechten (dieses müssen wir nicht vergessen) ehrt auch der Sieger. Er faßte hinauf in die Höhle, aus welcher der Ton kam, und fühlte eines Mannes Fuß herabkommen. Da stemmte er beide Hände gegen den niederstrebenden Fuß, entschlossen unterzugehen in rühmlicher Vertheidigung. Alle Helden der Vorzeit rief er in sein Gemüth: Leonidas im engen Paß sterbend für der Eidgenossen Freiheit; dann Scipio, und vor andern Cäsar, den er immer am höchsten geehrt; Cäsar ist einzig in der Historie. Der Feind zog seinen Fuß zurück, aus der Höhe schallten dumpf die Worte: wer packt mich da? worauf muthig Striezelmeier: ein freier Mann, wenn gleich gefangen durch schimpfliche List und den du nicht unrühmlich wirst kämpfen sehen, auch sterbend. Und die Stimme: laß mich hinunter, wenn du dort eingesperrt bist, will ich sorgen, daß dir aufgeschlossen werde. Striezelmeier, welchem der unblutigste Sieg billig der schönste schien, beschloß, des Mannes zu schonen und Unterhandlungen mit ihm zu pflegen wegen seiner Freiheit. Er ließ ihn herunter; jener sagte, er sei der Schornsteinfeger, der Ort aber ihres Aufenthalts ein Kamin (was in der dunklen Nacht Striezelmeier nicht

erkannt) und daß er ihn befreien wolle, redlich, seinem Wort getreu. Dies sagend ließ er ihn seinen Besen anfühlen, ihm Glauben einzuflößen, und Striezelmeier, welcher unter den menschlichen Dingen die Freiheit für das höchste Gut und für die wahre Würde hielt, bat ihn, länger nicht zweifelnd, daß er eile. Aber noch lange Zeit mußte er harren, denn der Schlüssel des Zimmers war verloren gegangen. Endlich dann befreit, trat er hervor, angeschwärzt, entstellt, halbverhungert (so lange hatte er der Kost entbehrt). Seine Reisegefährten waren davon geeilt; auch die ihn gefangen, waren hinweg. Damals ließ Striezelmeier (nie sonst hat man ihn weinen sehen) eine Thräne fallen, daß er in einer Zeit lebe, wo du nicht hoffen darfst, einen Freund zu finden, in denen am wenigsten, die sich dir also nennen. Er ging betrübt nach Hause.

Die Lachbegierde der Gesellschaft, die während Striezelmeiers Vorlesung mühsam unterdrückt worden war, brach jetzt ohne Zurückhaltung hervor. Das Lachen war lebhaft und anhaltend, und der arme Vorleser zeigte so sichtbare Spuren seiner Empfindlichkeit darüber, daß die Gräfin genöthigt war, einem Ausbruche derselben durch das lebhafte Bedauern zuvorzukommen, das sie ihm über seine erlittenen Unfälle zu erkennen gab. Sie bat ihn hierauf um Nachrichten von ihren Freunden, die er jetzt verlassen habe; er erwiederte, daß er einiges ihr ohne Zeugen mitzutheilen wünsche, worauf sie sich sogleich mit ihm entfernte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Nach geendigter Mittagstafel hatten sich die Bewohner des Schlosses wie gewöhnlich zerstreut; einige um Sieste zu halten, andere um in kleinerer Anzahl sich vertrauterem Gespräche hinzugeben. Die Gräfin war mit Adolf und Friedrich zurückgeblieben, und indem sie an einem der offenen Fenster die himmlische Aussicht genossen, setzten sie ein Gespräch fort, das sie schon beim Mittagsessen angeknüpft und lebhaft geführt hatten. Sie hatten, wie die Gräfin es liebte, über Karaktere einiger ihnen bekannter Personen, und über die auffallendsten Eigenthümlichkeiten in denselben mancherlei gesprochen, und waren so durch die Wendungen des Gesprächs zuletzt auf Ludwig gekommen, den jungen Mann, der kürzlich mit Striezelmeier zugleich auf dem Schlosse angekommen war. Niemals, sagte die Gräfin, ist mir ein Mensch vorgekommen, über den ich so wenig hätte sagen können, als über diesen. Durch einen meiner Freunde bei mir eingeführt, hat er mir schon mehrere, selbst längere Besuche gemacht, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, auch nur eine einzige Seite seines Wesens zu erkennen, weil er, ich weiß nicht, ob etwa durch ein Gelübde gebunden, in meiner Gegenwart noch immer das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet. Ist dieses ungesellige Stummsein blos ein Fehler der äußern Bildung, ist es eine Unfertigkeit, seine Gedanken auszudrücken, und an das, was in der Gesellschaft gesagt wird, anzuknüpfen; ist es natürliche Schüchternheit, so sollte er in diesem Alter und in einer Gesellschaft, bei der er eine freundliche und nachsichtige Aufnahme seiner Rede voraussetzen darf, billig Kraft genug haben, diese eitle Furcht vor dem Mißfallen oder vor dem Spott zu überwinden, und da auch mit zu reden, wo er mit zu denken

sich stark genug fühlt; entsteht aber sein Schweigen aus einem Gefühl noch unvollendeter innerer Bildung, und bemerkt er, daß er über die Gegenstände, die den Kreis unserer Unterhaltung bilden, noch keine eigenthümlichen Ansichten sich erworben hat, deren Nothwendigkeit er im Gespräche zu vertheidigen im Stande wäre, so sollte er jenem Gefühle folgen, wodurch er belehrt wird, daß er noch nicht reif sei für die höhere Stufe der Geselligkeit, und noch auf einige Zeit sich zurückziehen, um diejenigen Anlagen völlig auszubilden, die er etwa in sich entdecken mag, denn dies ist einzig in der Stille, in ruhiger Betrachtung möglich. Aber sagen Sie mir, fuhr sie sich zu Friedrich wendend fort, wie erträgt er selbst nur dieses isolirte Mitleben unter Leuten, die er alle durch Bande des Bluts, der Liebe, der Freundschaft, des allgemeinen Wohlwollens, ja wenn auch nur der alleräußerlichsten Geselligkeit, aber immer doch auf irgend eine Weise untereinander verbunden sieht? Sagen Sie mir etwas, wodurch es mir möglich wird, diesen wunderlichen Fehler in der Organisation eines Menschen zu verstehen; ich habe ihn noch nie an einem andern in so hohem Grade bemerkt, und auch meinen Freundinnen, die sonst eben nicht viel über die einzelnen Glieder der Gesellschaft zu reflektiren pflegen, ist er dadurch aufgefallen. Sie waren nicht ungeneigt, sein Schweigen für Affektation oder gar für bösen Willen zu halten, und ich habe einigemal schon Mühe gehabt, zu hindern, daß sie ihre Verwunderung und ihren Spott darüber ihm selbst nicht merklich werden ließen.

Sie würden auch sehr Unrecht daran gethan haben, erwiederte Friedrich, denn so wenig ich auch das Schweigen Ludwigs, und seine Neigung sich von der Gesellschaft abzusondern billigen kann, und so oft ich ihn selbst deshalb tadele, so kann ich dieses doch mit Gewißheit sagen, daß weder Affektation noch feindliche Gesinnung daran Schuld sind.

Er selbst fühlt, und zwar sehr schmerzlich, diesen Fehler in seiner Bildung, und ich weiß, wie heftig er in seinem Innern dagegen kämpft; daher es mir neulich sehr wehe that, als er, wie es mir schien, bemerkte, daß unsere jungen Freundinnen am Abend sich gegenseitig die Rechnung mittheilten von den Worten, die er den Tag über in ihrer Gesellschaft gesprochen, und die sie sorgfältig gezählt hatten. Sie wissen, daß ich sonst eben nicht zu denen gehöre, die einer sehr schlechten Höflichkeit zu Liebe, und um einer Wohlanständigkeit willen, die einem wahrhaft Gebildeten sehr übel anstehen würde, alle Einseitigkeiten, Schwächen und Lächerlichkeiten, die in der Gesellschaft vorkommen, gern schonen möchten, um nur niemandem weh zu thun, was doch manchem recht wohl thun würde; allein gegen Ludwig würde man ein wahrhaftes Unrecht begehen, wenn man ihn diese Unvollkommenheit in seiner Bildung noch stärker wollte fühlen lassen, als er sie ohnedies schon fühlt; und über einen Blinden zu spotten würde nicht unsittlicher sein. Wenn gleich er in Rücksicht auf das Erkennen noch nicht auf der Stufe steht, die er überhaupt zu erreichen fähig ist, so steht er sicher doch auf einer gleichen, wo nicht höheren mit vielen, die an unsern Unterhaltungen lebhaften Antheil nehmen, und von dieser Seite hält ihn also wohl nichts ab von der Theilnahme an denselben. Der Fehler ist also offenbar ein bloß äußerlicher, allein wie ein Mensch dazu kommen konnte, der doch, wie Ludwig, in mancherlei Gesellschaft und sogar lange in sehr guter gelebt hat, dies ist nur dann zu verstehen, wenn man seine Geschichte kennt. Ich habe auf der Universität eine geraume Zeit sehr vertraut mit ihm gelebt, und ich versichere Sie, daß er in dem Kreise seiner Freunde oft sehr lebhaft und sehr anhaltend spricht, wenn das Gespräch ihm dargeboten wird; nur es hervorzurufen versteht er nicht. Auch giebt es wenig Gegenstände, für die sein Sinn verschlossen ist, und Sie werden trotz seinem Schweigen

bemerkt haben, daß er dem Gespräche der Andern gern und mit lebhafter Theilnahme folgt.

Wissen Sie einiges über seine Geschichte, fragte die Gräfin.

Nur wenig, erwiederte Friedrich, habe ich darüber mit ihm gesprochen; denn er vermeidet Gespräche dieser Art, vermuthlich aus einer ihm zur Natur gewordenen Scheu, die stärkeren Bewegungen seines Gemüthes sichtbar werden zu lassen; indessen hat er mir in einer Stunde innigerer Vertraulichkeit einige Blätter gegeben, worin er Beobachtungen über sich selbst und sein Leben niedergelegt hat, und ich glaube keinen Mißbrauch von seinem Vertrauen zu machen, wenn ich Ihnen dieselben mittheile, da dies hoffentlich zu seinem Vortheil gereichen wird.

Friedrich nahm die Blätter und las den Inhalt derselben der Gräfin und Adolf sogleich folgendermaßen vor.

„Ein unnennbarer Schmerz hat sich meiner schon seit lange bemächtigt, und ich fühle ihn um so tiefer, je weniger ich ihn und seinen Ursprung erkenne. Die Welt lastet auf meiner Brust und ich kann ihrem Druck nicht widerstehen, verzehrt von einer Krankheit, die mir die Kraft entzieht, ihm entgegen zu wirken. Die Menschen gehen an mir vorüber und glauben, ich könne nicht lieben, weil sie kein Zeichen davon an mir erkennen, und ich komme mir vor, wie ein Scheintodter, den man begraben will, weil er regungslos daliegt, während er selbst in unendlicher Noth alle Anstalten dazu mit ansieht und empfindet. Wohl fühl' ich, daß der Grund des Uebels in mir selbst, in meinem innersten Wesen liegt, und vielleicht ist es unheilbar. Aber es sei darum; wenigstens will ich wissen, wie es ist, und wie es geworden. Gewiß ist alles so nothwendig, aber ich will es als solches erkennen, dann muß der Schmerz aufhören. Darum will ich ruhig zurückschauen und mir selbst

es sagen, wie ich gelebt habe, ob ich gefehlt, oder die Andern, oder ob beide.

Betrachtend nun die früheren Jahre meiner Kindheit finde ich mich bald ohne Eltern und in den Händen eines Stiefvaters, eines rauhen Mannes, der wenig von mir wußte und noch weniger wissen wollte. Wie eine Pflanze eines um so milderen Klimas, einer um so sorgsameren Pflege bedarf, je jünger sie ist, so kann auch der Mensch, je näher er noch dem zarten Kindesalter steht, um so weniger der hülfreich pflegenden Umgebung einer liebenden Familie entbehren. An dem festen Stamm des Vaters soll er sich aufranken, und die Hand der Mutter soll ihn nähren und sorgsam jedes Uebel von ihm abwenden. Beide waren mir geraubt, und in dem Manne, den ich Vater nennen mußte, sah ich nur einen harten Oberherrn, in dessen Augen und in dessen Worten auch nicht ein Zeichen der Liebe zu entdecken war. Ich verschloß mich schweigend in mich selbst, und er, der dieses Schweigen für Verstocktheit und Trotz nahm, ward nur um so kälter und strenger gegen mich. Selten würdigte er mich eines Wortes, und die, die er mir zuwarf, enthielten immer nur einen rauhen Befehl. So lebte ich in einem Zustande fortwährender Furcht, und genoß auch nicht eine von den Freuden der Kindheit, denn die engen Schranken, in denen ich gehalten wurde, gestatteten mir auch das nicht, in dem Umgange mit andern Kindern auf Augenblicke wenigstens das Unglück meiner Lage zu vergessen und an einem kindlichen Gespielen den Ausdruck für die innere Liebe zu lernen. Alles, was mir übrig blieb, um mein Gemüth aus den Bedrängnissen meiner Umgebung in ein anderes Gebiet zu retten, war der Gebrauch einer Leihbibliothek, die mein Stiefvater besaß, und deren Vorrath ich mit der heftigsten Begierde verschlang. Sie bestand aus den schlechtesten Romanen der Zeit, und die Welt, die sie vor mir aufschloß, war eine erbärmliche; aber sie rettete mich doch

vor der Verderbniß des Gemüths, die ein so anhaltender Druck sonst nothwendig in mir hätte hervorbringen müssen. Zu den Scenen, die meine Bücher vor mir vorüberführten, lernte ich bald mir neue zu schaffen; ich versetzte mich in Gedanken in die glänzendsten Verhältnisse, und lebte mit meiner Phantasie das blühendste Leben, indeß ich in dem wirklichen das bitterste Leiden litt. Da ich jetzo meine größten und einzigen Freuden schweigend genoß, so verlor ich bald ganz das Bedürfniß des Gesprächs. Alle Menschen, die ich sah, schienen mir kalte, fremde, armselige Gestalten; ich hatte nicht die mindeste Lust mit ihnen zu reden, und da sie mich alle nicht sonderlich beachteten, so forderte mich auch keiner dazu auf. Ich besuchte zuweilen eine sehr reiche Bürgerfamilie, die mich schon seit meinem vierten Jahre gekannt, und mich damals als einen hübschen Knaben an sich gezogen und mir geschmeichelt hatte. Auch jetzt noch, nachdem ich nun schon an acht Jahre älter, und, wie die meisten Knaben in diesem Alter, ziemlich linkisch und scheu geworden war, nahmen mich diese Leute mit Gütigkeit auf und behielten eine Art von Treue zu der Liebhaberei früherer Jahre. Sie wunderten sich indessen oft über mein anhaltendes Schweigen und legten mir dasselbe als Bescheidenheit aus, während ich eigentlich, obgleich mir selber unbewußt, aus Stolz nicht redete: denn die Meisten, sowohl der Familienglieder, als auch der Leute, die das Haus besuchten, erschienen mir als Alltagsmenschen, ja einige sogar als ziemlich gemeine, mit denen ich in meinem Sinn nicht reden wollte, und in dem ihrigen nicht konnte. Dennoch gefiel ihnen immer mein stilles, ruhiges Wesen, besonders da sie eine Art von Bildung in mir entdeckten, die ich durch vieles Lesen gewonnen hatte. Die jüngste Tochter des Hauses heirathete bald nach dem Tode ihres Vaters, der ihr ein großes Vermögen hinterlassen hatte, einen Kaufmann. Sie hatte sich unter allen am meisten von meiner

frühen Kindheit an schon meiner angenommen, und natürlich hatte ich mich an sie, als an die Person, bei der allein ich wahre Güte gegen mich entdeckte, auch am meisten angeschlossen, da ich wohl fühlte, daß sie mit ihrem schönen Gemüth nicht in die gemeinen Verhältnisse ihrer Familie paßte, und auch schwer genug den Druck davon empfand. Auch ihr Mann, den sie nicht aus wahrer Liebe nahm, sondern nur, weil dies das einzige Mittel schien, jenen elenden Verhältnissen zu entgehen, gewann mich lieb, und so machten sie mir bald darauf das Anerbieten, mich in ihr Haus, und als Lehrling in des Mannes Handlung aufzunehmen. Mein Stiefvater war gerade damals durch Vernachlässigung seiner Geschäfte in die ärmlichsten Umstände gerathen; das Elend in seinem Hause, in dem mich überdies auch nicht ein Band zurückhielt, ward mit jedem Tage drückender. Zwar wünschte ich sehr, mein Leben den Studien widmen zu können, aber ohne Vermögen, von allen Verwandten verlassen, welche Hoffnung blieb mir, diesen Wunsch erfüllt zu sehen? Freudig nahm ich jenes Anerbieten an, das mir den Umgang mit besser gesinnten Menschen, ein schöneres Leben im Aeußeren, und größere Freiheit versprach. Die positiven Eigenschaften des Mannes, von dem ich jetzt abhing, bestanden in einer ungeheuern Sucht nach Genüssen aller Art, und in einer unbegränzten Eitelkeit; die negativen in einer totalen Schwäche und Unentschlossenheit. Nur um sich Abwechselung in seinen Vergnügungen zu verschaffen, hatte er sich mit vielen Wissenschaften und Künsten beschäftigt, aber in keiner es auch nur zu einem mäßigen Grade der Fertigkeit gebracht. Er hatte Physik, Mathematik, viele Sprachen und Musik getrieben, ja sogar Versuche in der Poesie gemacht, und so wenig es ihm auch in allen gelungen war, so vollkommen war doch seine Ueberzeugung, in allen Meister zu sein, und nie ließ er eine Gelegenheit vorüber, mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten

zu glänzen. So bald ich in sein Haus trat, wollte er sich die Freude verschaffen, zu meiner Bildung etwas beizutragen, und fing daher sogleich an, mich in der Mathematik zu unterrichten. Er versprach sich davon den doppelten Genuß, vor mir und mit mir zu glänzen; indessen merkte ich in kurzer Zeit seine Schwäche und sein Schwanken in den allererſten Anfangsgründen. Während er sich die größte Mühe gab, sich selbst wieder auf die vergessenen Sprünge zu helfen, hatte ich gewöhnlich den Knoten schon gelöst, den seine ungeschickten Hände immer tiefer schürzten, und konnte nun ihm selbst wieder heraushelfen; er aber hielt diese meine Erfolge für nichts anders als für Früchte seines vortrefflichen Unterrichts und ward nur immer begieriger, ihn fortzusetzen. So mehrte sich meine Langeweile mit jedem Tage, nicht blos in diesen Stunden, sondern in jedem Geschäft, in jeder Minute dieses Zusammenlebens, eine lange Reihe von Jahren hindurch. Denn jung, unerfahren, ungeschickt, ohne eine einzige Stütze auf der ganzen Welt, zu wem hätt' ich mich flüchten sollen? Auch hier blieb mir nichts übrig, als zu schweigen, denn ich war zu jung und zu wahrhaft, um zu heucheln, zu ungebildet, die Dinge ironisch zu nehmen, zu ungewandt, sie zu lenken: ich mußte still sein und leiden. Allein die Wirkung dieser Verhältnisse auf meinen Karakter war bleibend, ich ward verschlossen, finster, wenig theilnehmend an der Umgebung; die größte Zeit meines Lebens gezwungen zu schweigen, verlor ich die Gabe der Sprache fast ganz.

Friedrich hielt hier einen Augenblick im Lesen inne, und während dieser Pause sagte die Gräfin: Ich verstehe jetzt ganz wohl, wie Ludwig zu seinem Stummsein gekommen ist, nur, denke ich, sollte ein Gemüth von ursprünglicher innerer Kraft doch wohl wieder Herr über einen solchen Fehler geworden sein, besonders da er doch, wie Sie mir gesagt haben, nun schon seit einigen Jahren aus jener für ihn

so unpassenden Lage befreit, und während dieser Zeit in Ihrer und Ihrer Freunde Gesellschaft gelebt hat.

Ein Fehler, erwiederte Friedrich, der von den gewaltsamsten in einer so frühen Jugend empfangenen Eindrücken herrührt, nachher in einer langen Reihe von Jahren durch so schwere Mißverhältnisse genährt worden, und mit dem eigensten Wesen eines Menschen verwachsen und eins geworden ist, kann, glaub' ich, niemals ganz abgelegt werden. Indessen mag eine anhaltende Anstrengung im Stande sein, ihn sehr zu mildern; auch hat Ludwig schon viel darin gethan und wird gewiß noch weiter kommen; doch hören Sie das Ende seiner Geschichte.

Friedrich wollte eben fortfahren, als er von neuem unterbrochen ward. Ein Bedienter trat herein, und sagte zu Adolf leise, seine Schwester befinde sich nicht wohl, und Julie lasse ihn bitten, zu derselben auf ihr Zimmer zu kommen. Die Gräfin blieb mit Friedrich allein, und sie beschlossen, den Rest von Ludwigs Schrift zu einer andern Zeit zu lesen, damit Adolf ihn auch mit anhöre.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Als Adolf hinaufkam, fand er Amanda im heftigsten Fieber auf dem Bette liegen, Julie neben demselben weinend, auf einem Sessel. Wie sie Adolfen erblickte, stand sie auf, ging auf ihn zu und schlug ihre Arme heftig um seinen Leib. Komm, sagte sie, mein Geliebter, und sieh, was dich zurückhalten wird, da es deine Braut nicht vermag; dieses Leiden wird dich an uns ketten, die wir vereinigt sind, dich zu lieben. Darauf führte sie den durch

diese Worte Betäubten an das Bette, wie eben Amanda in die schrecklichsten Krämpfe verfiel, von denen früher sich nie eine Spur bei ihr gezeigt hatte; Zuckungen des Leibes mit tiefem Schluchzen, kalter Schweiß und unseliges Lachen wechselten oft wiederholt mit einander ab. Adolf konnte den Anblick kaum ertragen, seine Nerven waren so heftig angegriffen, daß Julie, mit weiblicher Stärke ihre Schwäche bezwingend, ihre Sorgfalt theilen mußte zwischen den beiden Geschwistern. Am traurigsten anzusehen war das wilde Erbrechen, in welches sich Amanda's ganze Organisation hineinzustürzen schien, und wobei sie die durchdringendsten Schreie ausstieß, wie überwältigt von dem Schmerz. Am Ende bekam sie einige Linderung, der Krampf ließ nach, und der Arzt, welcher in das Zimmer trat, fand sie im Zustande der größten Mattigkeit. Adolf mußte sich entfernen, die Thränen standen ihm in den Augen. Julie blieb angeschmiegt bei der Kranken, und gab kalt ihre Hand, als Adolf ihr beim Weggehen die seinige reichte. Diese Kälte schien ihn vollends zu zerstören. In diesen Gefühlen nahm ihn Friedrich in Empfang, der eben die Treppe hinaufkam, um zu sehen, was oben vorgehe. Lieber Freund, sagte dieser, indem er ihm die Hand von dem Gesichte wegzog, was ist dir geschehen? Adolf riß sich los, und eilte auf sein Zimmer, wohin ihm Friedrich sogleich folgte, obwohl er fühlte, daß er unwillkommen sei. Nach einer peinlichen Viertelstunde, in welcher er vergebens gesucht hatte, des Andern Vertrauen aufzuwecken, gelang es ihm endlich, andere Dinge auf die Bahn zu bringen, die jenem allen Erguß des wogenden Gemüths abbrachen, und unangenehme, kleinliche Zerrissenheit an die Stelle des wehmüthigen Schmerzes führten. Er erzählte, was ihm die Gräfin aus Stiezelmeiers Gespräch eben mitgetheilt hatte, eine weit in's Einzelne gehende Schilderung der verzerrten Familienverhältnisse Juliens, welche wir hier billig übergehen, und nur das

daraus wiedergeben, was uns angeht, daß nämlich Henriettens Umstände an den Tag gekommen, und das arme Mädchen dafür die Verfolgung und Peinigung der ganzen Familie, die doch nichts weniger als tugendhaft sei, auszustehen habe, ohne daß sie zu bewegen wäre, den Namen ihres Verführers zu nennen. Darüber hat nun, setzte Friedrich mehr verdrießlich als lachend hinzu, der alte Narr von Gutsherrn ganz den Kopf verloren, und sogleich an seinen Freund, den Obristen, geschrieben, um sich Raths bei demselben zu erholen, da er nie selber zu handeln weiß. Aber der ist bei der russischen Armee an der türkischen Gränze, und so erwart' ich nächster Tage eine Aufforderung an mich, mit meiner Weltklugheit die Sache zu bearbeiten, die sich im Grunde ganz von selber macht. Die Aengstlichkeit ist das einzige Schlimme in solchen Sachen, die bei einiger Frechheit niemals jemandem geschadet haben. Nun wollen Sie gewiß, der unglückliche Karl, der daran Schuld sein mag, soll das Mädchen, wenn es irgend angeht, heirathen, und bedenken nicht, daß durch eine solche Heirath der flüchtige Fehltritt in das ganze Leben erst recht fixirt wird. Leid thut mir nur eins, fuhr er fröhlicher fort, daß der Einzige, dem ich unter allen, die ich kenne, solche geschmacklose Sinnlichkeit zutraue, gleichwohl nicht kann der Thäter gewesen sein, denn Karl, den ich meine, kennt nur erst kurze Zeit Henrietten, und es bleibt daher, da dieser ebenbürtige Junggesell uns entsteht, noch gar eine Mißheirath zu befürchten. Der arme Teufel Warner wird einen guten Schreck überkommen, wenn er diese Sachen erfährt.

Friedrich, versetzte Adolf ernst, dein Verdacht ist eben so voreilig als unanständig, und obgleich du selber nicht viel auf Warner halten magst, so solltest du doch schonender meine Zuneigung zu ihm behandeln, da du weißt, wie fest meine Ueberzeugung steht, daß sein innerstes Wesen durchaus edel

ist, und nur sein äußerlichstes Handeln ganz im Kleinen etwas Unreines zeigt.

Ich wollte dich nicht kränken, antwortete Friedrich gelassen, auch hast du mich ganz mißverstanden, denn ich sage ja selbst, daß ich nur Karl eine so geschmacklose Genießlust zutraue, aber Warner war doch, das kannst du nicht läugnen, Henrietten sehr gut, und hatte beständig eine Art Liebe zu ihr, die freilich, zu seinem Lobe sei's gesagt, die bescheidenste und keuscheste zugleich war.

Du bist in guter Laune, sagte Adolf ein wenig bitter, vielleicht fändest du bei andern mehr Sinn dafür.

Verzeihe, bester Freund! lispelte Friedrich mit einigem Hohn, und verließ eilig das Zimmer.

Der tiefste Mißmuth war in Adolfs Gemüth, jedes Wort war ihm ein kalter Dolchstich gewesen; gegen nichts war sein unbefangenes Herz empfindlicher, als gegen angenommene Kälte, die über die Liebesgluth sich legte, von welcher er doch so innig überzeugt war, daß Julie und Friedrich ihm gleicherweise durchdrungen wären. Mein Gott! rief er aus und die Thränen fielen über seine Wangen herab, wie wenig doch die Menschen sich verstehen! die Gemüther sind alle anderswohin gewandt, und alle Liebe reicht nicht hin, die verborgene Wurzel des eigensten Seins auszugründen. Vermuthen und Errathen führen auf diesen Wegen, und die Sprache ist oft so gefällig, unter dem Schein der Uebereinstimmung die ungeheuersten Mißverständnisse zu verbergen; die Worte sind dieselben, jeder glaubt, dasselbe, was er, sehe der Andere auch, und eine Kluft liegt zwischen beiden, nichts, gar nichts sehen sie von einander. Selten ist das schöne Talent, auch in verschiedenen Worten die Einigkeit zu sehen, nur der Liebe ist es gegeben, wortlos anzuschauen, und diese ist ein Fabelkind aus alter Zeit. Ja, ich fühl' es in dem unruhigen Herzen, daß Liebe mich noch nicht getroffen!

Julie, wie konntest du mir so kalt, so zerstreut die Hand geben, in einem Augenblick, da ein leiser Druck, ein flüchtiger Pulsschlag der Liebe mein ganzes Wesen mit Freude durchdrungen hätte. Neigung, Güte, Freundlichkeit, Innigkeit, o ein ganzer Blumengarten solcher Triebe, nur Liebe nicht, die kennest weder du noch ich, da ist kein Garten mehr, da ist ein Paradies!

Dem edlen Jüngling zog sich die Brust zusammen vor Erschrecken über die Zerrissenheit dieser Bilder, die er in seinem Leben so schön gestellt glaubte zu sehen, und nun wie Theaterdekorationen auseinanderweichen sah. Indem er durch's Fenster einen Blick in den wogenden grünen Garten warf, traf ihn auf einmal zwischen den fernen schwankenden Akazien hervor ein heller Schein, der ihn blendete, aber gleich wieder von den Bäumen weggenommen wurde; doch war ihm schon eingefallen, daß ein Fenster des Pavillons, welchen Karl bewohnte, die Blendung müsse gemacht haben, ein Gedanke, der ihn freute und schaudern machte zugleich, indem er des unglücklichen Fremden Lage drückend fühlte, und doch seinen Umgang in diesem Augenblicke wünschte, fest vertrauend, daß er sein tiefstes Gefühl unverletzt in jenem wiederfinden könne, dessen eigene Leiden ihm eine Schule des Mitgefühls gewesen. Friedrichs übelabgelaufene Theilnahme erbitterte ihn mehr und mehr, je länger er daran dachte, und er war auf dem Wege, ihm innerlich abzusagen, da einmal bei solchem Anlaß solche Unschönheit ihres Verhältnisses zum Vorschein gekommen war. Friedrich trug, seiner Meinung nach, ganz billig die Folge eines übermüthigen, starken Lebens, welches durch oft absichtliche Steigerung in das jugendlich leichtfertige Verhöhnen, nun überall Treu und Glauben des Gefühls verlor, und unwahr, gemacht aussah, wenn es die wahreste Theilnahme mit weichen Worten darlegen wollte. Und ganz gewiß auch sollte ein kalter, beißender Mensch nur dann sich erlauben, dem

Gefühl der Wehmuth überlassen zu sein, wenn rasende Leidenschaft in ihrem ganzen wilden Gepränge ihn bestürmt, daß Thränen, Stimme, Blick, Bewegung, durch ihre offenbare Gewalt die Gemüther versöhnen mögen mit seiner sonstigen Fremdheit. Adolf wollte Karl'n besuchen gehen, als er durch Ludwig auf's neue gestört wurde, der mit ihm in den Garten ging, aber diesesmal nicht lange schwieg, sondern innig Adolfs Hand fassend mit treuem Tone diese Worte sprach: Erst jetzt gelingt es mir, Sie allein zu sprechen, was ich den ganzen Tag eben so sehr gewünscht habe, als gefürchtet, denn erwarten Sie keine trostreichen Nachrichten von mir.

Reden Sie, sprach Adolf erblassend, ich bin vorbereitet und gefaßt auf alles!

Ich bringe einen Brief mit, fuhr Ludwig fort, mit einer solchen Gelassenheit, die nicht ganz der innern Bewegung Herr werden kann; ich bringe einen Brief mit, der noch von ganz frischem Datum ist, und zunächst Sie angeht. Er ist von Eduard, Ihrem Freunde, der Ihren Aufenthalt nicht weiß, und daher an mich schreibt, dem er seit der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft ein reiches Vertrauen geschenkt hat. Er war Sekundant bei dem Duell eines gewissen Karls und Theodors, des Bruders der schönen Baronin, die hier anwesend ist, in welchem der letztere von einer Kugel in's Herz getroffen todt niedersank.

Adolf stürzte sich weinend auf Ludwig, und wollte vergehen vor nagendem Schmerz; sein innigster frühester Freund war Theodor gewesen, und noch hatte er ihn, seit derselbe aus Italien zurückgekehrt, nicht wiedergesehen.

Eduard ist mit den andern geflüchtet und nun in Weimar ohne Geld und Bekannte zurückgeblieben; deshalb er Sie bittet, ihm schleunig einen Wechsel dorthin zu schicken, damit er seine Reise nach Hamburg fortsetzen könne, wo er glaubt in völliger Sicherheit zu sein. Er würde auch an Friedrich sich gewendet haben, schreibt er, wenn er nicht

wüßte, daß dieser auf einer Reise begriffen sei mit einigen Damen, deren Ziel er nicht errathen könne. Für diesen übrigens, setzte Ludwig gerührt hinzu, hat Theodor sich geschossen, und für diesen den Tod erlitten.

Wie! rief Adolf mit Ungestüm, für Friedrich? O Theodor, Theodor!

Eine unsägliche Bitterkeit und Wehmuth war in diesen Ausruf gepreßt; dieses Ereigniß fiel zu schwer auf Adolfs schon hart getroffenes Herz, als daß nicht hätte eine leise Feindschaft gegen Friedrich ihn durchzucken müssen.

Kommen Sie, theurer Freund, sagte er betrübt zu Ludwig, wir wollen sogleich an Eduard schreiben, und den Brief durch einen Expressen auf die nächste Post schicken. Dann wollen wir sehen, wie wir Theodors Schwester Sophie vor der Verzweiflung retten, die sie ergreifen wird, wenn sie des angebeteten Bruders Tod nun erfahren wird, des einzigen Trostes, auf den sie in der Welt noch fest glaubte rechnen zu können. Sie gingen beide zurück, indem sie schweigend einander bei der Hand hielten. In der Ferne sahen sie Friedrich gehen, und wie von Einem Gefühl beide ergriffen, lenkten sie in einen schlängelnden Seitenweg ein. Ihr Weg führte zunächst auf einen freien, runden Grasplatz, auf welchen man von der Terrasse des Schlosses die Aussicht hatte, und wo sie, nicht zur Aufheiterung des umwölkten Sinnes, zu dem Feuerwerke, welches am Vorabend von Adolfs und Juliens Hochzeit abgebrannt werden sollte, die Anstalten gemacht sahen, jedoch nur halb vollendet und liegen gelassen, weil sowohl Adolfs offenbare Verstimmung, als auch Amanda's Krankheit verursacht, daß die Gräfin jenen Tag unbestimmt hinausgeschoben. Die schönen, festlichen Tage, sagte Ludwig tief bewegt, sind weggetragen von tausend Schmerzen, die uns allen, Ihnen aber zumeist, verhängt werden. Und so trübe Worte spricht nun jedes Blatt zu mir in diesem sonst der Fröhlichkeit geweihten

Garten, daß mir der längere Aufenthalt zur bittersten Qual wird; wenn daher meine Bitten etwas über Sie vermögen, so widerreden Sie mir nicht, daß ich selber zu Eduard nach Weimar gehen will, um mit diesem sein Loos zu theilen, so gut oder schlimm es sein mag.

Wie könnt' ich Sie abhalten wollen! versetzte Adolf; mir scheint es beneidenswerth, so uns allein hinauszuflüchten, was uns die Brust umengt. Wann wird nur mir das goldne Thor eröffnet sein!

Sein Sie nicht ungerecht, versetzte Ludwig. Ihr Geschick vereinigt Mildes mit dem Herben, und hat in dem Einen glücklichen Liebesbündniß Ihnen einen Talisman gegeben, der nie zuläßt, daß die Schmerzen an das innerste Wesen dringen, sondern dieses wie mit einer Demantmauer umzieht.

Adolf seufzte schwer auf: Ja, wenn ich sie liebte! klang's in seinem Innern; und liebt sie Dich denn mit jener höchsten Liebe? fragte lauernd sein zweifelndes Gemüth. Ein undurchdringliches Dunkel legte sich um alle seine Gedanken, deren Sturm ihn wild bewegte und schmetterte, ohne daß er sich irgendwo hätte anhalten mögen, weil sein Auge noch immer nichts überblicken konnte, sondern am Einzelnen nur das Einzelne sah. Es half diesmal nichts, daß sie seitwärts gegangen waren, um Friedrichen zu entgehen, er kam ihnen auch hier wieder entgegen, und zwar mit Fräulein Luise, deren sorgfältiger Putz mit der leidenschaftlichen Theilnahme an Amanda's Krankheit einen lächerlichen Kontrast bildete. Ihr Kleid war von grüner Seide, und rauschte in großen Falten, das gepuderte, blonde Haar bog sich zierlich unter einem großen Hut hervor, der von geblümtem Zeug und sehr farbig war, am auffallendsten aber zeigten sich die Hände, mit dänischen Handschuhen bekleidet, an denen aber, des Strickens wegen, die äußersten Fingerspitzen abgeschnitten waren, und über diesen trug sie einige große Ringe, recht

nach kleinstädtischer Weise, die aber doch auch an Damen der feineren Welt bisweilen bemerkt wird. Von dieser Art waren auch ohne Bewegungen: eine steife Gewandtheit, oder gewandte Steifheit, in welcher man bald die zur andern Natur gewordene Affektation erkannte. Friedrich, welcher Fräulein Luisen schon manchen Possen gespielt, und schon manche Verhöhnung an ihr geübt hatte, schien ihr jetzt aufmerksam zuzuhören, und über dem Gegenstande die Rednerin gänzlich zu vergessen. Wie sie näher kamen, hörten Adolf und Ludwig beide deutlich Amandas Namen nennen, und allerdings über diese und ihre Krankheit ging Fräulein Luisens Rede. Die viere blieben, nachdem sie sich begrüßt, eine Weile beisammen stehen, und Friedrich sagte sehr nachdrücklich zu Adolf: Ich erfahre so eben, was nicht so lange hätte verschwiegen sein sollen, daß deine Schwester einen Hang zum Nachtwandeln hat, und gleich die erste Nacht, die Fräulein Luise in ihrem Zimmer zugebracht, eine lange Zeit im Garten herumgegangen ist, wo uns denn nicht mehr wundern darf, wenn Erkältung, Schreck und andere Einflüsse während dieses Zustandes, das liebe Mädchen in solche Nervenzufälle gestürzt haben, wie sie jetzt leidet.

Denken Sie sich nur, setzte Luise hinzu, daß ich lange Zeit gar nicht wußte, was Amanda vorhabe, wenn sie Nachts ans Fenster ging, oder bisweilen sprach, und daß ich sie immer schalt, weil sie mir den Schlaf störte, bis ich endlich merkte, was es wohl sein möchte, und ihr davon erzählte, wo sie's denn niemals Wort haben wollte. Was soll man nun in solchen Fällen thun? Ich fürchte mich entsetzlich, und bin froh, daß Julie in der Folge mit Amanda in demselben Zimmer schlafen will, denn so gern ich sie pflegen wollte, so könnt' ich doch dabei nicht aushalten.

Sie haben Recht, liebes Fräulein, sagte Adolf zerstreut, ich bin völlig Ihrer Meinung.

Die treue Sorgfalt und zarte Freundschaft Juliens zu

seiner jetzt leidenden Schwester rührten ihn wieder im tiefsten Herzen, und stürzten ihn in neue Unruhe und harte Vorwürfe, die er sich machte ob seiner Unbeständigkeit; und gleichwohl machte es ihn schaudern, zu sehen, wie wohlwollende Dankbarkeit sich in seinem Gefühl als Liebe verkleiden wolle.

Wir werden den Thee bei der Kegelbahn trinken, erinnerte Fräulein Luise; wollen die Herren nicht mitkommen, es wird bald Zeit sein.

Ich folge Ihnen bald, antwortete Adolf, ich will nur vorher Amanden sehen, und dann mit Ludwig ein Geschäft besorgen, das schnell abgemacht ist. Kommen Sie, Ludwig!

Damit nahm er ihn unter den Arm, und zog ihn eilig fort.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Alle Bewohner des Schlosses waren äußerst begierig, den Fremden kennen zu lernen, von dem sie durch den Markese und Wilhelm Meister mancherlei, was ihnen auffallend war, vernommen hatten, besonders aber war Fräulein Luisens Ungeduld bis zu einem sehr hohen Grade gestiegen, und sie hatte daher Jean Paul, der ihre Spannung sehr geschickt zu erhöhen verstand, so lange gequält, bis er ihr versprochen hatte, er wolle Karl heut in die Gesellschaft führen, es koste auch was es wolle. Krankheit konnte ihn nicht mehr entschuldigen, da man ihn schon einigemal auf Spaziergängen entdeckt hatte, und das geflissentliche Vermeiden der Gesellschaft, und die beinahe ängstliche Sorgfalt, mit der er sich in seinem Pavillon verborgen hielt, machte ihn nur noch in-

tereſſanter. Jean Paul, der eine Gemüthskrankheit für die Urſache dieſes Betragens hielt, traute ſich über dieſe Art von Patienten, die er ſo häufig betrachtet und geſchildert hatte, eine außerordentliche Gewalt zu; er trat daher bald nach dem Mittagseſſen den Weg nach dem Pavillon an, wobei er ſich Focks zugeſellte, der von der Gräfin ſchon früher den Auftrag hatte, ſich dann und wann nach dem Befinden des Fremden zu erkundigen, und für ſeine etwanigen Bedürfniſſe zu ſorgen. Karl, dem Focks ſchon mehreremal ziemliche Langeweile verurſacht hatte, empfing dieſen mit etwas verdrießlichem Geſicht, und auch Jean Paul, der ihm von Focks mit den Worten „Herr Richter" vorgeſtellt ward, machte ſichtlich keinen angenehmen Eindruck auf ihn; beide aber zerſtörten ihm ein Gebilde von ſüßen Träumen, dem er ſich auf ſeinem Sopha hingeſtreckt überlaſſen hatte.

Das Verfahren, das Sie zu Ihrer Heilung beobachten, ſagte Jean Paul, iſt ganz richtig: nicht bloß die Blindheit, ſondern jede andere Krankheit auch, ſcheidet den Menſchen gewiſſermaßen von dem Leben. So wie man aber den Blinden, wenn er geheilt wird, nicht ſogleich wieder in das hellſte Licht führt, ſo darf man auch einen, der von einer andern Krankheit geneſt, nicht gleich wieder in den vollen Glanz des Lebens führen. Zuerſt gebe man ihm ein Buch, worin er die Welt unter einem dichten Flor von Druckerſchwärze erblickt; dann laſſe man ihn ins Freie gehen und die Natur beſchauen, doch muß er, wie Sie ganz richtig vermieden haben, noch keinen Menſchen darin ſehen, weil dieſe ſchon die helleren Punkte der Welt ſind, die dem ſchwachen Auge noch ſchaden könnten; dann zeige man ihm nach und nach einige bekannte und befreundete Geſtalten, die er erkennen mag, ohne ſie eben ſehr ſcharf anzuſehen, bis er endlich im Stande iſt, den höchſten Glanz einer gebildeten Geſellſchaft zu ertragen. Gewiß iſt Ihre Heilung nunmehr ſchon ſo weit gediehen, daß Sie ohne Gefahr auf dieſe letzte

Stufe treten können, und wir sind deshalb gekommen, um Sie, wenn auch nur auf einige Augenblicke, in die Gesellschaft der Gräfin zu führen, wo man sich sehr darauf freut, Sie kennen zu lernen.

Es mag wohl sein, erwiederte Karl, daß die Natur in mir von selbst diesen richtigen Weg eingeschlagen hat, obgleich ich über die Mittel zu meiner Heilung durchaus nicht nachgedacht habe, sondern einzig meiner Neigung gefolgt bin. Die letzte Stufe der Kur zu ertragen, fühle ich mich aber in der That noch zu schwach, und ich muß Sie daher bitten, die Ausführung Ihres gütigen Vorhabens noch auf einige Zeit aufzuschieben. Nicht doch, Lieber, versetzte Jean Paul, viel angreifender sind die Gesellschaften, die sich ein Kranker in seinem Kopfe zusammen bittet. Da muß alles hinein, Freund und Feind, und keiner darf absagen lassen; das Gewimmel wird immer größer; kein Blutstropfen kann mehr aus noch ein; die Herzkammern werden gepreßt voll; wo will's am Ende hinaus? Das Haus wird ruinirt, Freund; lassen Sie sich hinführen auf unsere Theewiese; Ihr innerstes Gemüth wird sich erquicken an den schlanken, frischen, zarten Frauengestalten, die darauf blühen und duften. Tausend Polymeter erklingen, wie eben so viele Nachtigallen in meiner Brust, wenn ich in diese Milchstraße von weißen Kleidern hineinschaue. Himmel, welch ein Himmel! Soviel Sterne als Augen, und um sie alle recht zu sehen, müßte man eben so viele haben. Nicht eines, aus dem nicht Lust und Glanz und Anmuth strömte; wahrlich, jeder kranken Seele möchte ich verordnen in dieses Wonnenbad zu reisen.

Sie haben sehr Recht, fiel Focks ein, ich kenne nichts freundlicheres, als diese sinnvollen Zusammenkünfte beim Thee, nicht ausschließend die edle Geselligkeit der Frauen, die vielmehr ein Weiblein fordern, um das Schenkenamt zu besorgen. Möchte doch Johann Heinrich Voß, dieser große

Meister in Trinkliedern, und andern Gesängen weiserer Geselligkeit, uns mit den Theeliedern beschenken, die er zu lange in seinem Pulte verschließt. Ich habe selber einen Versuch gemacht, und einen Rundgesang im Freien beim Thee zu singen, gedichtet, der aber wie alle solche Lieder nicht will vorgelesen, sondern im vielfachen Zauberschwunge der Harmonie, vor lebhaften, frohherzigen Hörern, will gesungen sein. Entschuldigt diesen Nothbehelf, Freunde; du aber, ehrwürdiger Voß, dem unsere Sprache zuerst solche Reigen sang und tanzte, liebe den jüngern Freund darum nicht weniger, wenn er deine, dir abgelauschten Künste, durch sorgfältigen Anbau zu ehren strebt! Bei uns dumpfen Buchstäblern wird nur zu leicht der lebendige Ausdruck verfehlt.

Mit nichten, sagte Jean Paul, solche Gesänge muß man sich nur vorlesen, aber beileibe nicht singen; denn singen die Leute gut, so ist der Thee ein Ueberfluß, und singen sie schlecht, so ist's der Gesang. Um aber wieder auf etwas anderes, nämlich auf Sie zu kommen, fuhr er, sich zu Karln wendend, fort, so müssen Sie, theuerster Einsiedler, allerdings mit uns kommen heute, wozu ich noch eine starke und wohl montirte Batterie von Gründen bei mir habe, die ich nach und nach alle redlich auf Sie abzuschießen gedenke, falls Sie sich nicht etwa entschließen, mitzugehen, um nur der besagten Grundbatterie sich nicht zu exponiren. Wenigstens scheint mit Ihr häufiges Gähnen eine Eröffnung der Thore und Ergebung auf Diskretion zu bedeuten.

Im Grunde, erwiederte Karl gähnend, ist es nicht Scheu vor der Gesellschaft, was mich zurückhält, sondern vielmehr das Bewußtsein, daß ich für jetzt noch, weder für mich selbst auf eine vortheilhafte Weise darin erscheinen, noch den geselligen Genuß durch meine Gegenwart erhöhen kann, unfertig und verstimmt, wie ich bin, durch diese Krankheit und mancherlei andere Umstände; und darum schiebe ich den Punkt

meines Erscheinens von Tage zu Tage auf, in der Hoffnung, bis dahin noch besser und kräftiger zu werden.

Aha, sagte Jean Paul, wie ein Student, der das Examen immer noch ein paar Tage hinausschiebt, um besser darin zu bestehen; aber solche schnelle und späte Vor- oder Nachübungen pflegen immer übel abzulaufen, und ein Student, dem man die Kenntnißschröpfköpfe an seinen Kopf setzen will, thut immer besser, wenn er kühn und ruhig auf seine Unwissenheit fußend hingeht und den Examinator examinirt, was diesen nothwendig sehr verlegen machen muß, da ein Unwissender immer viel schlimmere Fragen thut als der Wissende. Wer sich aber noch vorher unterrichten will, den trifft leicht ein solches Unglück wie jenen angehenden Studenten, der, um ein Maturitätsexamen desto sicherer zu bestehen, sich alle Fragen, die an ihn gemacht werden würden, vorher hatte sagen lassen. Aber wohl unterrichtet, daß man in der Geschichte über Richard Cromwell ihn ausholen werde, antwortete er auf die Frage, wer dieser gewesen, zuversichtlich genug: ein äußerst berühmter englischer Prorektor, durch einen unseligen Druck- oder Kuckfehler verführt, der durch die Verwandlung eines einzigen Buchstaben ihn seines Zwecks verfehlen ließ.

Sie haben Recht, versetzte Karl, wer durch einen Fluß schwimmen will, soll nicht zaudern, sondern gleich sich mitten in die Wellen stürzen. Auch glaube ich wirklich, daß ich mich besinnen, und heute noch mit Ihnen gehen werde.

Indem Karl halb und halb sein Wort gab, sich heute zur Gräfin führen zu lassen, wollte er theils dem fortwährenden Andringen seiner beiden Gäste, das ihm unendliche Langeweile machte, entgehen, theils auch vermochten ihn noch andere Betrachtungen dazu. Daß er nochmals würde entfliehen können, ohne sich der Gesellschaft gezeigt zu haben, schien ihm in seiner jetzigen Lage, die ihn einer beständigen Beobachtung aussetzte, ganz unmöglich. Eine entdeckte und

gehinderte Flucht aber würde ihn äußerst verdächtig gemacht und beschimpft haben, besonders deswegen, weil man sie unfehlbar mit den Begebenheiten jener unglücklichen Nachtreise kombinirt haben würde. Hielt ihn auf einer Seite die Furcht vor dem unangenehmen Zusammentreffen mit Sophie und Friedrich zurück, so zog ihn auf der andern seine heftige Liebe zu Amanden desto mächtiger an. Diese hatte bereits soviel Herrschaft über ihn erlangt, daß er ihr nicht mehr zu widerstehen vermochte. Sophien hoffte er durch ein künstliches Benehmen wenigstens in Ruhe zu erhalten, und die Angelegenheit mit Friedrich meinte er durch Adolfs thätige Hülfe so zu wenden, daß sie ihm nicht schädlich werden könnte; bestärkt in dieser Hoffnung durch die Meinung, daß den Ausgang seines letzten Duells noch niemand aus der Gesellschaft wisse. Wohl sah er die ganze Gefahr seiner Lage sehr deutlich vor Augen, und daß er mitten in einem tausendfach verschlungenen Gewebe stehe, dessen Fäden ihn überall umsponnen hielten, aber die Hoffnung, auch nur einmal noch Amanda zu sehen, machte ihn blind für jede Gefahr, und er traute sich zu, wenn auch alles über ihm zusammenstürzen sollte, sich doch durch einen kühnen Streich zu retten, ja er nährte in seinem Innern die Hoffnung, wenn er, wie freilich zu erwarten war, von neuem zur Flucht gezwungen würde, Amanden, sei's mit Gewalt, mit Ueberredung oder List mit sich hinwegzureißen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Unterdessen waren Adolf und Ludwig von Amandas Krankenlager zurückgekommen, ziemlich erheitert, weil sie dieselbe

in einem Zustande der Remission angetroffen, die ihnen, ungeachtet der Bedenklichkeit des Arztes, als Unkundigen die beste Hoffnung zu geben schien. Als sie auf dem Wege zur Kegelbahn, wo der Thee sollte getrunken werden, bei dem Pavillon angekommen waren, stand Adolf still, und sagte zu Ludwig, indem er ihm die Hand drückte: Ich werde bald nachkommen, und wo möglich unsern eigensinniger, menschenscheuen Gast mitbringen. Er trat hinein, und Ludwig ging weiter. Fast verdrießlich wollte Adolf werden, als er die Beiden bei Karl fand, die für ihn so wenig eingerichtet waren, daß er in ihrer Gegenwart selten ein recht herzliches Wort reden konnte. Auch jetzt gefror ihm die liebliche, schonende Anrede, die er im Sinne gehabt hatte, auf den Lippen, und er wußte sich kaum in die Herzlichkeit zu finden, mit der Karl, durch die lästige, lange Gegenwart von jenen Beiden recht wie zum Ausbruche gezwungen, ihm entgegen eilte. Focks, an einige Bescheidenheit gewöhnt durch die Abhängigkeit, in welcher er immer gelebt hatte, hielt sich ein wenig still, aber ohne daß es den Andern etwas gefruchtet hätte, denn Jean Paul dehnte sich sogleich in dem freien Raum aus, und füllte alles mit seinen Worten, die wunderbar genug je häufiger je erträglicher wurden, weil er nur im Vehikel großer Massen seine Witze an den Tag brachte, aber auch dieses jetzt vergebens, weil durchaus keine günstige Laune in den Hörern war. Adolf und Karl konnten wenig von ihrer innern Stimmung herausbringen, und jener war schon ganz ergeben, heute den Freund nicht zum Mitgehen bewegen zu können, wozu er alles, was Liebe und Innigkeit Süßes haben, glaubte ausströmen zu müssen, was diesesmal unmöglich schien. Wie verwundert war er daher, als mit einemmal Karl, wie neben Jean Pauls Gerede noch Focks aus einem dort liegenden Vossischen Horaz halblaut zu deklamiren anfing:

„Ambubajen im Chor, bannkundige Würzebereiter,
Bettelpropheten, und Tänzer, und Gaukeler, all das Gesind' ist"

recht ungeduldig sagte: Aber wir wollen doch gehen, damit wir nicht zu spät kommen! Sogleich warf Focks den Voß weg, Jean Paul steckte einige gelehrte Notizblätter ein, die er beim Reden in der Hand zu haben pflegte, Karl nahm ein kleines Reitpeitschchen, und alle verließen den Pavillon. Schön, schön! sagte Focks, daß Sie Ihr Versprechen halten, die Gräfin wird mir allen Dank dafür wissen, daß ich Sie endlich überredet habe.

Adolf hätte Karln jetzt lieber bei den Haaren zurückziehen mögen, als ihn zur Gesellschaft führen, denn ganz beschämt war er, das, was er als den Erfolg seiner innigsten, freundschaftlichsten Bemühungen zu gewinnen hoffte, gegenwärtig durch die Gewalt der Langenweile und Verdrießlichkeit davon getragen zu sehen. Er suchte jedoch sein verletztes Gefühl zu verbergen, und stimmte ein in die Reden der Andern, welche sich im voraus, zu Karls größtem Verdrusse, von dem Aufsehen unterhielten, welches des letztern Erscheinen in der Gesellschaft machen würde. Adolf konnte nicht anders, als bestätigen, daß alle sich mit dem größten Interesse nach Karls Befinden täglich erkundigt, und besonders die Gräfin, gewohnt, in allen Dingen, die auf die Gastfreundschaft Bezug haben, bis zur Pedanterie aufmerksam und sorgsam zu sein, sogar den Willen gehabt hätte, ihn auf seinem Pavillon zu besuchen, wenn die andern Damen, wie Adolf schmeichelnd hinzusetzte, ihrem Beispiel gern nachgefolgt wären. Durch Adolfs zartere Berührung und den Gedanken an Amanden sanfter gestimmt, fand nun Karl gar nicht unangenehm, der Gegenstand des allgemeinen Interesse zu sein, und er konnte sich der Eitelkeit, vor seiner Geliebten so zu erscheinen, gar nicht erwehren. Er war ganz in Schwarz gekleidet, in einem Anzuge, den er durch Focks hatte besorgen lassen. Sein Gang war fest und edel, sein

Blick freier als gewöhnlich, indem ein gewisses mißtrauisches Schielen ganz in den Hintergrund wich. Das innere Vertrauen auf sich selbst, das er wieder fühlte, bildete sich in seinem Aeußern ab, und selbst neben Adolf, dem Inbegriff edler und gefälliger Bildung, zeigte sich seine Gestalt sehr vortheilhaft. Sie kamen bei der Kegelbahn an, wo seitwärts derselben auf einer Wiese, deren eine Hälfte von großen Pappeln beschattet war, der Thee gegeben wurde, während einige Männer, zu denen Focks und Jean Paul sich eiligst gesellten, Kegel schoben, die Striezelmeier wieder aufsetzen half. Einige Damen, unter diesen die Gräfin, waren noch um den Theetisch versammelt, die meisten aber hatten sich zerstreut, theils auf der Wiese, theils auf der Landstraße, die hart daran vorbei ging, und sich dann in den dichten Wald einbog. Die Gräfin bewillkommte Karln freundlich, erkundigte sich angelegentlich nach seinem Befinden, und stellte ihn dann den Uebrigen vor, die während seines Krankseins die Gesellschaft vermehrt hatten. So auch erwiederte Karl ihre Höflichkeit, indem er ihr würdevoll und innig dankte für die unverdiente Aufnahme und Pflege, und zugleich versicherte, daß er ohne dieselbe ganz elend gewesen wäre, jetzt aber vielfach beglückt sei auch dadurch, daß er in Adolf einen herzlichen Freund gefunden habe. Er sah sich um, glaubend, daß Adolf nahe sei, und mit dem Verlangen, ihn in das Gespräch hineinzuziehen. Zu seinem Verdrusse war dieser nicht mehr da, sondern von dem Arzte ganz bei Seite geführt, mit dem er ausführlich zu sprechen schien. Als sich Karl darauf zur Gräfin kehren wollte, hatte diese sich wieder gesetzt, und redete weiter mit dem Markese, der neben ihr saß, und durch Karls Ankunft in seiner Unterhaltung war gestört worden. Ein Bedienter präsentirte Karln Thee, nebst einigem Zwieback, und nun stand unser Held wider Erwarten einsam und allein in der Gesellschaft da, mit der Theetasse in der Hand, weder von jener Sensation, auf die

man ihn vorbereitet hatte, etwas merkend, noch Amanden erblickend, nach welcher er sehnsuchtsvoll umhersah. Er konnte seine Verdrießlichkeit nicht bemeistern, wie sehr er sie auch zu verbeißen suchte; ein wenig Zwieback kam ihm in den unrechten Hals, und in der Erschütterung des Hustens ließ er die feine Tasse, noch halb voll Thee, aus der Hand fallen. Unglücklicherweise traf sie die Lehne eines Stuhles, die ihr eine Seitenrichtung gab, so daß sie häßlich klingend mit ihrem Inhalt in Fräulein Luisens Schoß niederfiel, deren grünes Kleid alsbald große, dunkle Flecken zeigte. Ihr Geschrei hätte die ganze Gesellschaft herbeigezogen, wenn sie nicht gleich im nächsten Augenblick, sich zusammenraffend mit kleinen Schritten nach dem Schlosse gelaufen wäre, an der Kegelbahn vorbei, von wo ihr ein lautes Gelächter nachschallte. Wie die Gräfin dies hörte, glaubte sie die gute Sitte zu sehr verletzt, und unterdrückte durch die große Ernsthaftigkeit, die sie sogleich annahm, die Lust, die einige junge Fräulein leise zeigten, mit jenen in das Gelächter einzustimmen. Karl hatte sich kaum von seinem hartnäckigen Husten etwas erholt, wobei ihm alles Blut ins Gesicht gestiegen war, als er die gemessene Unterhaltung fortgesetzt, und nicht einmal Gelegenheit fand, eine schickliche Entschuldigung anzubringen. Er stand mit einer andern Tasse sehr verlegen da, und innerlich unwohl, indem kein Mensch sich um ihn zu bekümmern schien, außer Wilhelm Meister, der wie von tiefem Mitleid ergriffen, eine junge Dame, mit der er gesprochen hatte, verließ, und mit sachten Tritten sich an Karl heran machte. Dieses Mitleid, das ihm ein Mensch bezeigte, den er selber so sehr bemitleidete, gab Karls guter Laune den letzten Stoß; von allen Seiten fühlte er sich in die entsetzliche, kleinliche Zerknirschung hineingeschleudert, der er seit einiger Zeit immer vergebens durch gewaltsame Mittel zu entrinnen suchte. Auch erwählte er diesesmal die Geduld, und hörte mit äußerer Gelassenheit die einfachen Bemerkungen an, die Wil-

helm sehr freundlich ihm mittheilte, und woraus man seine gesammte Geistessphäre erkennen konnte. Da der Markese den Namen Goethe nannte gegen die Gräfin, hörten beide, Karl und Wilhelm, unwillkürlich hin. Ich freue mich unendlich, sagte der Markese, diesen wunderbaren Mann endlich kennen zu lernen, und ihn zu fragen, aus welchem Munde er meine Geschichte erfahren hat, für deren Niederschreibung ich ihm gar nicht so übel will, wie mein Freund Meister, der gar nicht lassen kann, bei aller Bewunderung, die er dem Dichter zollt, eine kleine Bitterkeit gegen ihn zu bewahren.

Und das mit Recht! fiel Wilhelm ein, ich habe gute Autoritäten dafür, wenn Sie auch mir mein eignes Urtheil nicht wollten gelten lassen. Wahrhaftig, wäre nicht der göttliche Schiller dort, den ich an mein Herz drücken will, ich ließe Sie allein nach Weimar reisen.

Ist das nicht seltsam, sagte darauf der Markese, indem er sich zu Karl wandte, daß Ihr Freund diesen Dichter bei weitem vorzieht, da er doch den unmittelbaren Einfluß von jenem auf seine ganze Bildung erfahren hat?

Ich gestehe, versetzte Karl, die Art, wie Sie, Meister, den Shakespeare lieben, ließ mich vermuthen, daß Sie die Ihnen in diesem zumeist zusagenden Elemente eher im Schiller, als im Goethe wiederfinden würden.

So ist es auch! schloß Wilhelm, indem er Karln die Hand drückte.

Diese Undankbarkeit, sagte die Gräfin freundlich, fällt mir sehr schwer Ihnen zu verzeihen.

Ist das denn nicht, rief der Markese, grade die Krankheit, woran ihre Litteratur darnieder liegt? Die allgemeine Undankbarkeit gegen jedes Talent? Die Vernachlässigung, die Unherzlichkeit, mit der Sie Ihre Schriftsteller behandeln? Da sehen Sie uns Italiäner, da sehen Sie die Franzosen an, wie wir jedem, auch dem kleinsten, Verdienste, das sich bei uns

findet, schmeicheln, wie wir alles zusammenhalten und bewegen, nichts liegen lassen, dagegen bei den Deutschen ganze Litteraturen sind, die von einander nichts wissen wollen, und die Schriftsteller mittlerer Gattung fast gar nicht genannt werden.

Sie haben Recht, versetzte Karl, wir halten unsern Reichthum gar nicht zu Rathe, sondern lassen ganze Provinzen ungenutzt liegen, wenn es darauf ankommt, uns mit unsern Nachbarn zu messen, schon durch den kleinen Theil, den jeder ins Feld führen mag, des Sieges hinlänglich gewiß. Eben so geht es auch mit unserer Dankbarkeit, die wohl nicht laut und geschreivoll ist, nicht in Krönungen auf dem Kapitol oder in Akademien sich offenbart, aber auf viel gründlichere Weise unsere tiefgehende, ernste Innigkeit durch die That darthut, oder können Sie eine größere Belohnung ausdenken, die Goethe von den Deutschen geschehen sollte, als die ist, daß Werther ein ordentliches Volksbuch geworden, auf schlechtem Papier, mit Holzschnitten verziert, gleich jenen Büchern von Oktavianus und Genoveva? und zugleich neben diesen Huldigungen der Masse des deutschen Volkes, werden demselben Mann von den ausgezeichnetsten Geistern, in ganz verschiedenen Studien lebend und ganz verschiedene Wissenschaften bildend, die herrlichsten Werke zugeeignet, wie dieses Steffens und Wolf gethan haben, auf eine Weise, die klar darthut, daß nicht äußere Verhältnisse oder Würden, sondern die glühende Einwirkung seines durchdringenden Geistes sie dazu veranlaßten.

Während dieses gesprochen wurde, war Striezelmeier, ganz in Schweiß und ermüdet vom Kegelaufsetzen herangekommen, hatte die Ohren gespitzt, und mit freudigem Erstaunen Karl entdeckt, den in seiner feurigen Rede zu unterbrechen, er sich aber wohl hütete, vielmehr sachte davonschlich, in der Absicht, Friedrich zu rufen, der ihm vorhin tröstend versprochen hatte, daß er ihn für die im Kamin erlittene Schmach rächen wolle.

Indem der Markeſe neugierig erwartete, auf ſeine Erkundigung von Karl zu erfahren, wer denn jene Männer eigentlich wären, von denen er zum erſtenmal hörte, und die Gräfin ſchon den Auftrag gab, aus der Bibliothek die Prachtausgabe des Wolfiſchen Homers zu holen, durch die freilich mehr Göſchens als Wolfs ausgezeichnete Verdienſte zunächſt vor Augen liegen, eröffnete ſich plötzlich eine neue Scene, die alles mit Entſetzen erfüllte, und der Anfang heftiger Stürme wurde, die wir jetzt erzählen wollen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

In einiger Entfernung hörte man plötzlich einen durchdringenden Schrei von einer Frauenſtimme. Alle richteten ihre Blicke nach der Gegend, aus welcher er herkam, und ſogleich ſah man Julien in höchſter Uebereilung herbeilaufen. Sie ſchien auf der Flucht vor irgend einem entſetzlichen Anblick, nach welchem ſie einigemal ſich ſcheu umſah, und dann jedesmal mit erneuter Anſtrengung aller Kräfte ihren Lauf beſchleunigte. Todtenbleich war ſie, und ihr Haar flatterte wild zerſtreut hinter ihr her; auch hemmte ſie nicht eher ihren Lauf, bis ſie die Geſellſchaft erreicht hatte, die ſie pfeilſchnell durchdrang, worauf ſie athemlos, zitternd, zu den Füßen der Gräfin niederſank, in deren Schoß ſie ihr Haupt verbarg, und hier blieb ſie, nach den heftigſten Zuckungen, die ihren ganzen Körper ergriffen, ohnmächtig in todtengleicher Erſtarrung liegen. Einige ſprangen hinzu, um der Unglücklichen Hülfe zu leiſten, andere eilten nach dem Gegenſtande hin, den ſie, wie es ſchien, geflohen hatte, und der indeß auch ſchon, ſie ſchnell verfolgend, ſich näherte. Bald

erkannte man in demselben einen Mann, mit Fesseln beladen, die er zersprengt hatte und mit fürchterlichem Gerassel hinter sich herschleppte. Drei Männer eilten ihm angestrengt nach, und riefen denen, die ihm entgegen kamen, zu, er sei rasend und daß sie ihn halten sollten. Diese packten ihn daher, als sie an ihn herankamen; doch nur mit der größten Mühe gelang es ihnen, den Wüthenden zu bändigen und fest zu halten, bis auch jene drei herbeikamen und ihnen halfen. Als man ihm die Fesseln von neuem befestigt und sich seiner versichert hatte, befragte Karl, denn er war es, der mit Jean Paul, dem Markese und einigen andern hierher geeilt war, die drei Wächter des Wahnsinnigen über diesen Unglücklichen, in welchem er sogleich jenen Jüngling erkannt hatte, der, wie schon früher erzählt worden, aus Liebe zu Julien seinen Verstand verloren. Als der junge Mensch, so erzählten die Wächter, erfahren hatte, daß Fräulein Juliens Vermählung mit einem vornehmen jungen Edelmann bevorstehe, ward sein Uebel gleich so heftig, daß man gezwungen war, ihn unter strenger Aufsicht zu halten; dennoch entsprang er einst aus derselben, eilte auf das Schloß, mißhandelte den Vater des Fräuleins, und würde ihn vielleicht umgebracht haben, wenn nicht herbeieilende Bediente ihn aus seinen Händen errettet hätten. Hierauf beschloß der Gutsherr, den Jüngling nach dem hier in der Nähe gelegenen Irrenhause bringen zu lassen, welches Geschäft er uns anvertraute. Wir wußten nicht, daß Fräulein Julie sich hier befinde, sonst würden wir diese Gegend, obgleich der nächste Weg hier durch führt, vermieden haben. Als der Kranke mit uns durch den Park ging, erblickte er plötzlich, obgleich in großer Entfernung, das Fräulein, das in einer der Alleen allein spazieren ging. Sogleich gerieth er in die heftigste Wuth, zerbrach mit übernatürlicher Stärke seine Ketten, und entsprang uns, die wir nicht darauf gefaßt waren, ehe wir im Stande waren, ihn zurückzuhalten. Er

rannte im schnellsten Laufe auf Fräulein Julie zu, indem er unaufhörlich schrie: Julie, Julie, meine Braut, mein süßes Leben, komm in meine Arme, ich komme, dich zu retten; das Fräulein aber entfloh eilig, da sie sein wildes Rufen und das Rasseln seiner Ketten hörte. Während dieser Erzählung hatte der Wahnsinnige, von seiner Anstrengung erschöpft, stumm und in sich gekehrt da gesessen, jetzt aber schien die vorige Heftigkeit nach und nach wieder in ihm zu erwachen, die sich gewöhnlich erst in lauten leidenschaftlichen Reden, dann in rasenden Bewegungen zu äußern pflegte. Julie, rief er aus, meine himmlische Braut, o ihr Elenden, ihr habt mich um sie betrogen: aber auch du Unglücklicher wirst ihrer Liebe nicht genießen, denn du liebst sie nicht, wie ich. O ihr Reichen, ihr Vornehmen, ihr Adlichen! alles Süße auf Erden reißt ihr in euren mißgünstigen Schlund hinab, und für niemand soll Freude sein, als nur für euch. Doch Geduld nur, so fuhr er mit noch stärkerer Stimme fort, eure Stunde hat schon geschlagen, ein fürchterliches Gewitter bricht über das Land herein, und ihr habt es herbeigezogen durch eure Thorheit, durch eure Eitelkeit, durch eure Eigensucht, durch eure Feigheit; die Kriegsflamme wird eure Wohnungen verzehren; unglücklich sind, die fallen in verlorner Schlacht, unglücklicher, die sie überleben im Anblick ihrer Schande. Weh über euch Männer, denn ihr werdet dienen! Weh über euch Weiber, denn ihr werdet fallen! Heil euch, ihr Flammen, die ihr alles verzehren werdet! auch mich werdet ihr verzehren, und ich werde frohlocken im seligen Untergange. Seine Bewegungen wurden immer heftiger und drückten alle Ausschweifungen des höchsten Entzückens aus, bis sie endlich wieder in die wildeste Raserei übergingen, so daß seine Wächter hinzuspringen, ihn halten, bändigen, züchtigen mußten, bis sie ihn endlich schäumend noch und kochend vor Wuth hinwegführten.

Der Kopf eines Wahnsinnigen, sagte Jean Paul,

kommt mir immer vor wie die Ruinen von Herkulanum und Pompeji; alles was er sagt ist wie Trümmer einer untergegangenen Vernunftwelt, woraus scharfsinnige Archäologen sich den ehemaligen Zustand des Ganzen recht gut zusammensetzen können.

Sehr wahr, versetzte Wilhelm Meister, übrigens glaube ich, daß wahrhaft Gebildete niemals in diesen Zustand versinken können, daher auch die meisten Wahnsinnigen aus den untern Ständen sind.

Aus demselben Grunde, sagte der Markese, ist es auch höchst thöricht, zu glauben, daß solche Krankheiten jemals geheilt werden können, denn um den Patienten zu heilen, müßte man ihn bilden, um ihn aber bilden zu können, müßte er zuvörderst gesund sein.

Die psychische Heilkunde, sagte Jean Paul, ist auch einer von den vielen Steinen der Weisen, womit unsere Literaturstraße gepflastert ist, und die einem jeden Augenblick zu Steinen des Anstoßes werden.

Karl und seine Begleiter kehrten hierauf zu der Gesellschaft zurück. Durch die Hülfe der Gräfin, Adolfs und der Uebrigen war Julie wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht und erholte sich nach und nach von dem gewaltsamen Eindruck des Schreckens in den Armen der Gräfin, der sie die Ursache desselben erzählte. Karl trat hinzu und begrüßte sie; sie erwiederte seinen Gruß mit einer Art von Ueberraschung, in der man das Mißfallen, das ihr seine Gegenwart verursachte, nicht verkennen konnte, und ihre Verwunderung schien sich zu vermehren, als Adolf ihr sagte, daß dieses der Fremde sei, den der Markese ihnen zugeführt, und in dem er einen lieben Freund zu finden das Glück gehabt habe. Der peinliche Zustand Karls war durch diese Aufnahme Juliens auf den Gipfel getrieben; schweigend zog er sich zurück zu Wilhelm Meister und dem Markese, und indem er den Wechselgesprächen, die diese mit Jean Paul hielten, und den

Reden, die sie zuweilen auch an ihn richteten, durch oft am unrechten Orte eingestreute Verwunderungs- und Beifallszeichen mimisch seine Aufmerksamkeit bezeugte, waren seine Gedanken und Wünsche weit entfernt, und er sann auf tausend Mittel, sich diesen qualvollen verwünschten Verhältnissen zu entreißen. Auch die Uebrigen waren stumm und verstimmt. Einige, besonders Fräulein Luise, wollten verzweifeln, weil sie nicht reden konnten und auf keine Frage befriedigende Antwort bekamen; andere weil sie in ihrer Verstimmung und Gestörtheit lieber geschwiegen hätten, und doch um des Anstandes willen einiges reden und antworten zu müssen glaubten. So war die Gesellschaft in dem Zustande der höchsten Ungeselligkeit und Gespanntheit, als Friedrich, Ludwig und Striezelmeier hinzutraten. Ludwig hatte sich früher schon aus der Gesellschaft entfernt, um Friedrich von dem Tode Theodors zu unterrichten, und später hatte ihm Striezelmeier die Anwesenheit Karls gemeldet. Friedrich, in der höchsten Wuth durch diese schreckliche Nachricht, sah mit zornigen Augen umher, und als er Karl erblickte, ging er rasch auf ihn zu. Wie, sagte er, dicht vor ihn hintretend, Sie haben die Frechheit, sich immer von neuem in eine Gesellschaft, in eine Familie einzudrängen, deren Glieder Sie ohne Ausnahme beschimpft, gekränkt und elend gemacht haben? Sie wollen die Schaam, die wir empfinden müssen, Sie jemals gekannt zu haben, und den Schmerz, den Ihr niederträchtiges Betragen über uns alle gebracht hat, durch Ihre verhaßte Gegenwart jeden Augenblick erneuern? Hinaus aus diesem Kreise, den Sie verunreinigen! Mit diesen Worten packte er ihn, um ihn herauszureißen aus dem Kreise, und auch Karl, der anfangs zwar verwirrt war, wollte jetzt, seiner Wuth nicht mehr mächtig, über Friedrich herfallen; Wilhelm Meister aber, der Markese und Jean Paul, die zunächst standen, warfen sich zwischen sie, und Adolf, der auf einen Augenblick sich entfernt hatte, kehrte, da er den

Lärmen hörte, eilig zurück, noch zeitig genug, um Friedrichs letzte Worte zu vernehmen und seinen Angriff auf Karl zu sehen. Gemach, Friedrich, sagte er, sich zwischen beide stellend, ich werde nicht zugeben, daß mein Freund, den ich selbst hier eingeführt habe, vor meinen Augen beleidigt werde; auch hast du in der Hitze die Gegenwart der Damen vermuthlich nicht beachtet. Wenn dein Zwist mit diesem meinen Freunde vermittelt werden kann, so will ich gern als Vermittler auftreten, kann er es aber nicht, so muß ich dich bitten, die Beendigung der Sache, aus Achtung, wenn auch nicht vor mir, doch vor den Damen bis morgen aufzuschieben.

Grade aus Achtung vor den Damen, erwiederte Friedrich rasch, will ich diesen Menschen wegschaffen, und ist er dein Freund, was ich bedaure, so wirst du mir erlauben, meine Rechenschaft darüber bis morgen aufzuschieben. Sogleich wandte er sich wieder mit neuer Wuth gegen Karl, indem er erklärte, er würde jetzt ohne Unterschied jeden als Feind behandeln, der ihn von jenem abzuhalten suchen werde; dennoch fuhren die Umstehenden fort, theils durch Worte, theils durch thätliches Widerstreben beide von einander abzuhalten, wobei sich besonders Wilhelm Meister eifrig bezeigte. Ich bitte Sie, junger Mann, sagte er zu Friedrich, folgen Sie nicht den Eingebungen Ihrer Leidenschaft; durch vielfache Erfahrungen habe ich gelernt, wie sehr man dies zu bereuen pflegt. Sowohl der Markese als ich kennen den Mann, den Sie mit so viel Hitze angreifen, genau genug, um zu wissen, daß er eine solche Behandlung nicht verdient, und Sie würden nicht nur uns, sondern die Gräfin selbst, die uns so freundschaftlich aufgenommen hat, beleidigen, wenn Sie Ihr heftiges Betragen gegen unsern Freund fortsetzen wollten. Mein Streit gegen jenen, erwiederte Friedrich, ist von der Art, daß ich Ihnen nicht gestatten kann, sich hinein zu mischen; und die freundschaftliche Aufnahme in die-

sem Hause berechtigt Sie nicht, einen Menschen mit hierher zu führen, dessen Verhältnisse gegen uns alle Ihnen unbekannt sind. Lassen Sie mich, fuhr er mit der größten Heftigkeit fort, als Wilhelm Meister nicht aufhörte, ihn bei den Armen fest zu halten, lassen Sie mich, wenn Sie nicht empfinden wollen, welche Folgen es hat, wenn man eine schlechte Sache allzuhartnäckig vertheidigt.

Dennoch ließ Wilhelm Meister nicht nach, ihn zurück zu halten, bis Friedrich, dessen Wuth durch die Hindernisse, die man ihm entgegensetzte, immer höher stieg, endlich seiner nicht mehr mächtig, dem lästigen Friedenstifter eine heftige Ohrfeige gab. Wilhelm Meister, der einen solchen Ausgang der Sache nicht für möglich gehalten hatte, stand wie eingewurzelt da, und glich in seiner regungslosen Betäubung denen, die das Haupt der Meduſa erblickt haben. Durch die Celebrität, die ihm Goethe gegeben, war er gewohnt, sich in ganz Deutschland mit einer Art von heiliger Verehrung betrachtet zu sehen, und durch das Unglück, das ihn jetzt so unerwartet betraf, fand er sich mit einemmale von seiner Höhe so tief herabgestürzt, daß alle seine Erfahrungen, alle Bildung, die ihm ein so interessantes Leben gegeben hatte, nicht hinreichte, ihm die mit einem Schlage verlorne Fassung wiederzugeben. Alle seine Seelenkräfte waren vernichtet, sein Wille gelähmt, und ein Kind hätte ihn leiten können, wohin es gewollt hätte, daher er auch ohne das mindeste Widerstreben dem Markese folgte. Dieser, der wohl einsah, daß bei der ganzen Sache sehr tiefgehende und verwickelte Verhältnisse zum Grunde liegen müßten, wünschte keineswegs durch seinen Reisegefährten sich darin verflochten zu sehen, und er hielt es daher für das Beste, sich mit demselben sogleich zu entfernen. Er ergriff Wilhelm Meister, der sich willig leiten ließ, beim Arm, führte ihn hinweg, ließ den Reisewagen anspannen, und entfernte sich in der größten Eile vom Schloß.

Die Damen waren natürlich gleich bei dem Ausbruche des Zwistes in das höchste Schrecken gerathen, und Julie, noch erschöpft von ihrer kurz vorher erlittenen Furcht, war aufs neue in Ohnmacht gesunken. Dies hatte die Aufmerksamkeit der Gräfin und der übrigen Frauen von dem Fortgange des Streites abgelenkt, und alle hatten mit Hülfe der Bedienten Julien aufs Schloß gebracht, bei welcher sie blieben, um ihr beizustehen. Jetzt da Julie wieder zu sich selbst gekommen war, kehrte die Gräfin nach der Kegelbahn zurück, um dem unangenehmen Vorfall ein Ende zu machen. Der Marchese und Wilhelm Meister hatten sich schon entfernt; Friedrich aber und Karl waren immer noch durch die angestrengten Kräfte Adolfs und der andern Anwesenden nur mit Mühe von einander abzuhalten. Die Gräfin ging sogleich zu Friedrich heran. Wenn Sie einige Liebe für mich haben, Friedrich, sagte sie mit einem Blick, in den sie alles Imponirende und alles Ueberredende ihres ganzen Wesens zusammendrängte, so kommen Sie sogleich mit mir. Dieser Aufforderung konnte er nicht widerstehen; sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn nach dem Schlosse, indeß Karl von Adolf und den andern Männern nach seinem Pavillon zurückgeführt ward.

Das Gemüth der Gräfin war tief verwundet durch diese heftigen Auftritte. Sie, deren eigenstes Wesen hoher Anstand und feine Sitte war, sie, die es gewohnt war, Ruhe, Heiterkeit, und ein höheres edleres Leben um sich her zu verbreiten, deren bloße Gegenwart stets hinreichte, die wildesten Männer zur Ruhe, die freiesten Weiber zu anständigem Betragen zu führen, die Ungeschickten geschickt zu machen, und den Gemeineren Adel zu geben; vor welcher, bei aller Freiheit, die sie gab, nie eine Frechheit aufkommen konnte: sie mußte jetzt, in einem Kreise, den sie selbst versammelt hatte, in einer Gesellschaft, die sie in ihrem Hause bewirthen und erfreuen wollte, alle Achtung vor ihrer Ge-

genwart verletzt sehen, durch die wildesten, rohesten, unbändigsten Ausbrüche der Leidenschaft. Sie sagte kein Wort darüber, aber ihr Herz war tief gekränkt, und sie verzweifelte fast daran, die Freude wieder aufleben zu sehen, die sie für diese Tage besonders in ihrem Hause zu fesseln so herzlich gewünscht hatte.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Es war schon ganz dunkel geworden, und daher für Karl unmöglich, noch heute diesen Aufenthalt zu verlassen, der ihm nicht so fürchterlich war, als beschämend, weil er von allen Seiten sich so milde behandelt sah, während er durch seine unglückliche Gemüthsart fast kein Verhältniß, das vor ihm sich zeigte, ungetrübt ließ. Amanda's Krankheit, die er durch einige hingesprochene Worte erfahren hatte, beunruhigte ihn am meisten, und er fühlte, daß er nicht würde weggehen können; ohne sie noch gesprochen, wenigstens gesehen zu haben. Was hätte er jetzt nicht darum gegeben, eine treue Seele zu wissen, der er sich anvertrauen könnte! Er dachte vielfältig nach, ob er Jean Paul oder Focks als Vertrauten zurücklassen sollte, deren jeder durch seine Lage in Stand gesetzt war, einen heimlichen Briefwechsel zu besorgen. Er ging so weit, die Goldstücke abzuzählen, mit denen er seinen ersten Antrag an letzteren begleiten wollte. Hundertmal wünschte er Warnern herbei, dessen Rath und Hülfleistung er nie so schwer entbehrt hatte, als eben jetzt, indem er nicht nur der Einzige war, auf den er ganz bauen konnte, sondern auch unter mehreren wegen seiner Treue und Geschicklichkeit den Vorzug verdient hätte. Unter diesen Ge-

danken fühlte Karl weniger das volle Gewicht seiner verwickelten Lage; weder Friedrich noch Sophie beunruhigten ihn in dem Maße wie ehemals, und Julie und Adolf gingen sogar mit einiger Freundlichkeit an seiner Seele vorüber, die ihren wahren Strahl einzig auf Amanda richtete. Er ergriff von ungefähr, während er unruhig herumging, ein blaues Strumpfband, das er Amanda'n in jener Nacht abgebunden hatte, und dieses in der Hand haltend, verfiel er bald in die süßesten Träumereien, in den wunderbarsten Taumel. In spanischen Novellen kommt oft von einer wunderbaren Zauberei vor, die bald durch ein Wachsbild des geliebten Gegenstandes, bald durch ein ihm angehöriges Kleidungsstück denselben zu bannen vermag, selbst wider den Willen desselben. Diese schauderhaften Erzählungen, an denen man so sehr geneigt ist zu zweifeln, kamen jetzt in Karls Seele zurück, und inmitten dieser Träume faßte ihn plötzlich der Gedanke, ob denn die geheimen Kräfte gänzlich untergegangen sein sollten, und nicht ein tiefergriffenes, sehnsüchtiges Gemüth sie wiedergewinnen könne, wenn zu glücklicher, den Geistern günstiger Stunde ein solches Kleinod, wie er besitze, inbrünstig bearbeitet würde. Die innige Verbindung, in welcher das blaue Band mit dem lebendigen Leibe der Geliebten gewesen, schien auf dasselbe einen Theil des Lebens herübergelockt zu haben, und das Blut, dessen Wärme das Band gefühlt, konnte auch von dem Bande Eindrücke zurück empfangen, deren leise Regel der Physik auf immer entrückt, und dem feiner bewegten Kreise stiller Zauberei anheim gefallen sei. Mit Küssen und Thränen bedeckte Karl das flisternde Band, von dem er solche Wirkungen, kaum gestand er sich's recht, zu hoffen wagte, und doch war ihm, als redete das Band mit Geisterstimme, als bewege es sich in eigenmächtigen Schwingungen, die wie dumpfe Zeichen eines tiefen Lebens hervorbrachen. Er schauderte, und Furcht vor dem Unbegreiflichen sprang kalt in allen seinen Adern,

bis er zuletzt, aus Entsetzen, daß ihm seine Gespenster zu mächtig wurden und ihn dem Wahnsinne nahe brachten, das Band mit wildem Lachen von sich warf, und weinend ein Buch ergriff, das aufgeschlagen auf dem Tische lag. Er hatte noch nicht lange gelesen, als er glaubte, eine leise Stimme zu hören, die er zuerst für eine Täuschung seiner Einbildungskraft hielt, gegen die er Stand halten wollte, in der schrecklichsten Angst, von wahnsinnigen Gebilden am Ende überwältigt zu werden. Um thätig zu sein, und so die Empfänglichkeit der Sinne abzustumpfen, fing er an laut zu lesen, indem er von Zeit zu Zeit inne hielt, um zu lauschen, ob er nichts vernähme, und dann freudiger fortfuhr zu lesen, aber mehr auf die Töne achtend, als auf den Sinn. Es war die Historie des Ritters Galmy von Pellegrin, worin er las, und achtlos sprach er mit der lautesten Stimme diese Verse:

Was mag an meiner Thüre sich regen?
Es klopft! da will sich zusammenreih'n
Der Schein, der Klang, mit des Herzens Schlägen. —
Herein!

Kaum war das letzte Wort von seinen Lippen, als die Thüre aufsprang, und Karl'n ein solches Entsetzen ergriff, daß er das Buch wegschleudernd von seinem Platze wich, indem er zugleich ängstlich nach dem Lichte griff, das der entstandene Luftzug auszulöschen drohte. Wie eingewurzelt blieb er stehen, als er Amanden erkannte, die hereintrat, in einem Zustande, dem ähnlich, der sie schon einmal zu ihm geführt hatte. Weinend folgte ihr eine Kammerjungfer nach, die vergebens sich bemüht hatte, sie zurückzuhalten, und nun Karl um Beistand bat für ihre arme Gebieterin. Sie erzählte darauf, wie Amanda aufgestanden sei, und ihr, die bei ihr wachte, auf ihr Befragen die Antwort gegeben habe, sie wolle ihr Strumpfband holen, das sie irgendwo zurück-

gelassen; und wie sie dann mit großer Gewalt fortgegangen sei, ihr nichts übrig lassend, als bittend und weinend ihr nachzugehen; vor der Thüre habe sie leise gesungen, dann aber geschwiegen, als sie ihn laut lesen gehört, bis er herein gerufen habe. Sie schloß mit der Bitte, ihr das Fräulein zurückführen zu helfen. Unterdessen hatte Amanda dem Geliebten tausend süße Liebkosungen gemacht, ihn zu dem Bette geführt, und saß neben ihm, den einen Arm um seinen Leib geschlungen. Wie konnte Karl solchen Reizen widerstehen! er lebte wie in lauter Zaubereien, und alle menschlichen Rücksichten fielen ihm weg; die Gegenwart trug ihn auf magischen Flügeln, und im Innern fühlte er eine Herrschermacht über die Naturkräfte, als hätten sie seinem Willen gehorcht. Selbst die Anwesenheit der Kammerjungfer konnte nicht seiner Leidenschaft gebieten. Er hieß diese trotzig nach dem Schlosse zurück gehen, und sie verließ lautschluchzend den Pavillon. Sie war nicht mehr weit vom Schlosse entfernt, als ihr zwei Männer begegneten, die sie, nachdem sie sich erst umsonst gefürchtet, für Adolf und Ludwig erkannte, deren Weg auf den Pavillon zu ging. Ohne Zögern erzählte sie die Wanderung Amanda's, ohne jedoch Karls Betragen zu erwähnen. Adolf hatte sich mit Ludwig aufgemacht, um noch in dieser Nacht Karl in den Stand zu setzen, das Schloß zu verlassen, welches sowohl seiner Sicherheit als auch der Verstimmung wegen, die er den Andern erregte, nöthig schien. Adolf war nun überzeugt, daß Karl schuldig sei, und werth des Hasses und der Geringschätzung, die ihm zu Theil wurden, denn nicht nur Friedrich, sondern auch Julie, und besonders Sophie hatten alles erzählt, was seinen Egoismus und seine gänzliche Gemüthlosigkeit gegen Andere, wie sie es nannten, in's Licht setzen konnte; ja sogar Striezelmeier hatte sich mit größter Wuth gegen ihn losgelassen. Dennoch wollte er den, welchem er unbedingt Schutz versprochen, jetzt nicht verlassen,

sondern hielt sich verpflichtet, auf alle Weise ihm beizustehen; daher er auch Friedrich nicht minder schalt, und ihm seinen aufkeimenden Haß unverholen zeigte, wobei leider auch einige harte Worte gegen Julien gefallen waren, die Friedrichs Parthei nahm. Er dachte Karl'n milde zu erklären, wie er allerdings durch die Verwickelung der Begebenheiten einen Feind in ihm erkenne, wobei freilich das Herz unschuldig sei; sein Aufenthalt müsse daher ihm selber zur Last sein, und falls er Geld bedürfe, brauche er es nur zu sagen, indem er ein Darlehn von ihm annehmen könne, ohne seine Ehre zu kränken. Zugleich sollte Ludwig, sobald er Karls Antwort vernommen, im Dorfe Pferde bestellen. Sie gingen nun beide um so schneller auf den Pavillon zu. Sie traten ein, ohne gehört zu werden, trotz des Geräusches, das sie machten; nach einem flüchtigen Blicke, den er herumgehen ließ, wollte Adolf schon wieder hinausgehen, indem er niemanden gesehen hatte, und glaubte, Karl führe Amanden zurück, aber die Kammerjungfer zeigte jammernd nach dem Bette, und erblassend näherten sich Adolf und Ludwig demselben, dessen Vorhänge sich aufthaten, und sie, während Karl herausprang, das unglückliche Kind in großer Unordnung daliegend erblicken ließen. Adolf erhob Amanden langsam, indem er einen fürchterlichen Seitenblick auf Karl warf, innerlich aber vor Schmerz zu vergehen dachte. Ludwig aber, der einen Augenblick, wie erstarrt, unbeweglich dagestanden hatte, rannte plötzlich mit verwilderten Geberden hinaus, und stürzte sich in einen tiefen Brunnen, der in der Nähe war. Die Kammerjungfer sah ihn, Adolf hörte ihn in das tiefe Wasser stürzen, und keine Rettung war möglich. Adolf mußte beide, die schlafende Amanda und die halbohnmächtige Kammerjungfer, führen; sein um Hülfe Schreien war zu schwach, der Laut erstarb ihm auf den Lippen. So schleppte er sich und die Andern dem Schlosse zu, um Amanda besorgt, um Ludwig verzweifelnd, dessen lange, tiefverschlossene, innigge-

nährte Liebe zu jener erst in seinem Tode sich offenbarte, der ihm das einzige Mittel war, der Verzweiflung über die Entehrung seiner Geliebten zu entgehen. Amanda bewegte sich nur langsam und wie gegen ihren Willen fort, und leistete Adolfs schwachen Kräften oft Widerstand; im Schlosse aber blieb alles ruhig, denn niemand hörte das Rufen.

Karl war indeß betäubt auf und ab gegangen, in einem Zustande, der ihn dem Selbstmorde nahe brachte. Sein ganzes Leben mit all seinen Begebenheiten drang in ihn ein wie ein Meer mit tausend Wellen, daß er vor Angst glaubte vergehn zu müssen. Er sah wie jede Flucht ihn tiefer unter die Feinde führte, und alles, alles ihm zum Unheil wurde. Wie ein Felsen fiel das Gefühl auf seine Brust, daß er keinen Freund habe, keine Stütze, keinen Ruhepunkt, nicht einmal ein Talent, das ihn in seine Arme nähme, wenn das fremde Leben ihn dergestalt verstieße. An Warner mußte er wieder sehnsüchtig denken, der war ja der Einzige, auf den er die Hoffnung gesetzt hatte, daß er ihm ein geprüfter, inniger Freund sein werde; denn für jetzt dünkte ihm gleichwohl die Bekanntschaft noch zu neu, um ihn ganz zu beruhigen und zu befriedigen. Er war vielmehr gefaßt darauf, daß jeden Augenblick sich etwas entdecken würde, was wie durch ein Verhängniß Warner zu seinem Feinde machen werde, ähnlich dem, was ihm den kaum gewonnenen Adolf entrissen hatte. Wie überraschte nicht in diesem Augenblicke Warner unsern Helden, der sich kaum erholen konnte, als jener hereintrat und ihm in die Arme fiel! Endlich, endlich, rief der Angekommene aus, ist es mir gelungen, dich wieder zu treffen, nachdem ich lange vergebens dir nachgespürt! Keinen Ausweg habe ich unversucht gelassen, überall bin ich herumgeschlichen, um von dir etwas zu erfahren; immer fruchtlos, bis ich gestern einen Bedienten hier vom Schlosse in der nächsten Stadt, wo er etwas zu besorgen hatte, sorgfältig ausfragte. Seit sieben Stunden ungefähr bin ich hier,

und habe alles ausgekundschaftet, wie du wohnst, und wie ich dich sprechen könnte; glücklich, daß wir wieder beisammen sind! Aber ich bewundere deinen Muth, mitten unter unsern ärgsten Feinden zu verweilen. Zwar die bittersten sind diese Nacht abgereist, aber doch diese Nacht erst, und du warst lange genug unter ihnen.

Auch ist es nicht friedlich abgelaufen, versetzte Karl; die schrecklichsten Kämpfe sind ausgebrochen, und mir ist das Herz auseinander gerissen. Jeden Augenblick kann der Tod als gerechte Rache dieses Hauses bei mir einkehren; d'rum fort, eilends fort, jetzt hab' ich wieder Muth zur Flucht, da ich dich geliebten Freund wieder zur Seite habe.

Er erzählte darauf in der Kürze die gehabten Vorfälle, ohne das letzte Abenteuer mit Amanda zu verschweigen, und schloß damit, wie er jeden Augenblick Adolf's Rückkehr befürchten müsse, vielleicht sogar mit mehreren.

Das fürchte nur nicht, sagte Warner, der findet im Schloß genug zu thun; denn so eben, ich war versteckter Zeuge der Verabredung und Ausführung, ist seine Braut Julie mit Friedrich und Sophien plötzlich weggefahren, zu Juliens Vater. Diese scheint von Adolf beleidigt auf eine Zeitlang sich von ihm lossagen zu wollen, wobei zugleich Friedrich ihr sehr nahe steht, und ihrem Stolze zur Stütze dient. Ich hörte schon die Gräfin nachforschen, wer weggefahren sei, und in diesem Augenblick muß schon das ganze Haus in Bewegung sein. Aber d'rum laß uns eilen und die Zeit der Verwirrung benutzen, um aus diesen Irrsälen zu flüchten.

Karl gab Warner seine lederne Geldkatze, und empfahl ihm, aufs schleunigste und um jeden Preis im Dorfe Pferde zu besorgen, die sie am Ende der Häuser erwarteten; dann aber ihn selber, der indeß sich ankleiden und fertig machen würde, im Stillen abzuholen. Warner nahm das Geld, umarmte seinen Freund auf's neue, und

entfernte sich eilig. Karl zog sich völlig an, zerriß einige Papiere, die er dort geschrieben, und lud sein ihm noch gebliebenes Pistol sorgfältig. Er war lange fertig; der Morgen graute schon; nur Warner zögerte noch zu kommen. Unruhig ging er auf und ab, öffnete das Fenster, und ärgerte sich, daß die Morgenvögel schon wach wurden; Warners Ausbleiben war ihm unbegreiflich. Nach einer Weile kam gar ein Gärtnermädchen gegangen, die in der Nähe des Brunnens, in welchen Ludwig sich gestürzt, schöne Blumen in reicher Fülle in einen Korb sammelte, und dabei halblaut folgendes Lied sang:

O Mädchen, sprich, was suchest du
Wohl auf der duft'gen Au?
Ich sah der Blumen mancherlei
Die glänzen schön im Thau.

Doch gehest du die Blümelein
Ja allesammt vorbei;
So laß mich wissen, liebes Kind,
Was denn dein Suchen sei?

„Ich suche wohl, und find' es nicht,
Ein Blümchen wunderschön,
Ich sucht' es schon im dunkeln Wald,
Im Thal, und auf den Höhn."

O sag, wie heißt das Blümchen denn,
Das deiner Wünsche Ziel?
Wer weiß, ich zeig es dir vielleicht,
Ich kenn' der Blumen viel.

„Vergebens sinn' ich, wie es heißt,
Wie Mutter es genannt,
Ich hörte nur, wie sie's beschrieb,
Da bin ich fortgerannt."

„Das Mädchen, das dies Blümchen fand,
Das preise hoch sein Glück,

Dies Blümchen schützt als Talisman
In Noth und Mißgeschick."

O hör', mich dünkt, ich hab' es schon,
Da blühet rosenroth
Ein wunderbares Blümlein auf,
Das lindert Weh und Noth.

Es blühet freundlich jedem auf
Im Lebens-Frühlingsschein.
Mag nicht das, was die Mutter meint,
Das Blümchen Liebe sein?

„Das Blümchen Liebe ist es nicht,
Das ist mir wohlbekannt,
Nein, jen's ist seltner, anders auch
Hat Mutter es genannt."

„Sie sagt': es wähnte manche schon,
Daß sie das Blümchen fand,
Doch war es stets das rechte nicht,
Und welkt' in ihrer Hand."

Da steht ein and'res Blümlein schön,
Das glänzt und strahlt wie Gold,
Das nennen wir die Freundschaft hier,
Das ist auch Vielen hold.

„Ach nein, auch Freundschaft ist es nicht,
Auch das ist mir bekannt.
Nein, jenes ist viel seltner noch,
Wird anders auch genannt."

Da ist noch eins, das Freude heißt,
Dies liebe Blümchen lacht,
Und duftet süß für Alt und Jung
In vieler Farben Pracht.

„Das heitre Blümchen kenn' ich wohl,
Es sprießet immer neu! —

Doch halt! ich hab's, mein Blümchen heißt,
Es heißt die Männertreu."

Die Männertreu! ja, gutes Kind,
Du bist umsonst bemüht,
Die findest du wohl nimmermehr;
Die ist schon lang verblüht!

Die blühet gleich der Aloe
In hundert Jahr aufs neu,
Drum findet unter Hunderten
Kaum Eine Männertreu!

Die Sängerin hatte längst geendigt, und suchte immer noch emsig die besten Blumen, die sie abpflückte, und in den Korb that, während Karl vor Ungeduld außer sich immer noch vergebens nach Warner aussah. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die fortwährende Anstrengung, mit welcher Karl auf den Tritt seines rückkehrenden Freundes gehorcht hatte, oder auf das Getrappel von Pferdehufen, indem nun Warner vielleicht mit dem Wagen gleich bis an die nahe Landstraße kommen würde, um ihn aufzunehmen, hatte das Ohr des Wartenden für andere Eindrücke fast gänzlich verschlossen gehalten. Er war sich daher des Getöns einzelner im Walde gefallener Schüsse nur dumpf bewußt geworden, bis ihn deren Annäherung und Verdoppelung gewaltsam aufschreckte.

„Fröhliche Jagd! sagte er seufzend zu sich selbst. Die Waidleute ziehen zu Walde, die Mägdlein nach Blumen über die Wiese — nur ich! nur ich!"

„Er schaute mit diesen Worten wieder nach der jungen Blumenpflückerin aus; sie mußte sich aber eilig entfernt haben, denn sein über den Rasenplatz hinstreifender Blick fand sie nicht mehr; einige verstreuete Blumen bezeichneten ihres eiligen Laufes Spur.

Indem er noch in halber Zerstreuung darüber sann, warum sie wohl so plötzlich verschwunden sei, sprengte ein Reiter wild aus dem Gebüsche hervor, etwa hundert Schritt von dem Gartenhause, und über die Wiese hin nach dem Wäldchen, das sich gegen die Landstraße zog, — ein zweiter und dritter ihm nach. Karl erkannte preußische Dragoner in ihnen, ungewiß, ob er wache oder träume. Gleich hinterher kamen etwa sechs bis acht andere Reiter in fremder Uniform. En avant! en avant! schrieen sie. Rend toi, Prussien!

Chargez, Chasseurs! Ils sont à nous! schrie er abermals durch die Büsche, — ein Offizier jagte an der Spitze eines ganzen fremden Reitertrupps vor. — Alles toste vorüber.

Ich bin krank, sagte Karl zu sich selbst, und strebte mit Anstrengung aller Kraft, sich an irgend einem äußern, bekannten Gegenstande mit seinen Sinnen festzuhalten, um auf diese Art die phantastischen Erscheinungen, welche, glaubte er, seinen Geist verwirrten, fortzuscheuchen. Bald aber ward er sich eben dadurch vollkommen der Wirklichkeit des Gesehenen bewußt, und hörte abermals Reiter von derselben Seite herantraben. Es waren wieder preußische Dragoner. Unfern des Gartenhauses machten sie auf den Wink ihres Offiziers Halt, und dieser sagte zu ihnen: Wartet hier; sie sind uns tüchtig in die Falle gelaufen; ich will nur erst sehen, wo sich's hinzieht; rühre sich ja keiner ehe ich winke; sie müssen uns nicht gewahr werden, bis wir ihnen schon im Nacken sitzen. Damit trabte er über die Wiese vor, hielt, wo der Busch sich drehte, sah um dessen Wendung,

dann wieder zurück, und schwenkte die Klinge hoch über den Kopf. Seine Dragoner prellten auf das Signal im raschen Galopp vorwärts; als sie gegen ihn herankamen, rief er: „Links schwenkt euch! marsch, marsch!“ und sie sprengten um die Buschecke ihm nach. Das wilde Rufen und Pferdegebraus jenseits zog sich immer mehr nach den Gränzen des Parks hin, und ward endlich still. Eine Trompete blies Appell von dort herüber.

Hochklopfenden Herzens war Karl bereits aus dem Gartenhause geeilt, und lief nun, sein Pistol in der Hand, nach der Gegend hin, wo der helle Trompetenklang noch immer wiederholt schmetterte. Er traf die Dragoner am Gehäge des Gartens, und ihren Offizier auf's eifrigste beschäftigt, die vom Verfolgen zurückkommende Mannschaft zu ordnen. Einen Theil derselben hatte er absitzen lassen, und postirte sie längs den Hecken und Gräben. Karl näherte sich einem Unteroffizier; und fragte: „Aber um's Himmelswillen, was giebts denn hier?“

Was soll's eben geben? kam die Antwort zurück; Krieg giebt's und die Schwerenoths-Franzosen. Wenn Er sich lange hier aufhält, wird Er gleich wieder ein paar blaue Bohnen zu hören kriegen, oder gar zu kosten, nachdem's fällt.“

Der Offizier, durch das Reden aufmerksam gemacht, wandte sich, und fragte Karl'n, ob er ein Gast dieses Schlosses sei? Auf dessen bejahende Antwort, rief er: So eilen Sie, die gütige Aufnahme thätig zu vergelten, indem Sie alle Bewohner des Hauses von Schmach und Unheil retten. Rufen Sie Adolf, er kennt mich, ich bin erst vor wenigen Tagen von hier abgereist; — er nannte Karl'n seinen Namen. — Adolf soll eilig zu Pferde und hierher; wenn es sein kann in Uniform; ich glaube, er trägt als Landstand eine. Aber schnell. Es gilt ihm für Braut und Schwester und vieles Theure sonst. Antworten Sie nur

nicht erst; — laufen Sie doch. O Gott, Sie könnten schon dort sein!"

Karl lief, ohne recht zu wissen, was er that, noch weniger, was er thun solle. Die Schrecken der vergangenen Nacht und dieses Morgens drängten sich in seinem verstörten Gemüthe auf's wunderlichste zusammen. Amanda's Gefahr, Adolf's Zorn gegen ihn, seine eigene Schlechtigkeit in Verletzung des Gastrechts, und doch wieder die Nothwendigkeit, vor die verletzten Personen hinzutreten, wenn er irgend einen Theil seines Vergehens wieder gut machen wolle — das Alles beengte ihm die Brust so gewaltsam, daß er kaum vermochte, seinen schnellen Lauf fortzusetzen. In der Hoffnung, Jemanden zu erblicken, der an seiner Statt Adolfen rufen könne, sah er vorübereilend in alle Fenster des Erdgeschosses hinein, und erblickte auf diese Weise plötzlich durch eine Glasthüre Amanden in ihres Bruders Armen. Sie lag auf einem Ruhebette, die Hände krampfhaft um Adolf's Nacken geschlungen, welcher todtenbleich auf die Ohnmächtige hinstarrte. Man hatte sie vermuthlich nicht weiter als bis in dieses Gartenzimmer bringen können, und die Kammerjungfer war von Adolf nach Hülfe hinaufgeschickt worden. Karl blieb vor der Thür stehen, theils durch die Erschöpfung, theils durch die Ueberraschung zum Reden unfähig.

Indem seufzte Adolf recht schmerzlich, und sagte: Du wolltest ja Amanden pflegen, Julie! Nun hast du dich etwas weit von ihr gebettet.

Eine herrliche Nacht! Weit fort die Braut, die liebe Schwester hier. O, du sehr geliebte Schwester! O, es ist ja nun Alles aus!

Der Offizier goloppirte heran. Ins Teufels Namen, was machen Sie hier? schrie er auf Karl'n ein; wo ist Adolf? Es ist die höchste Zeit; wo ist Adolf? Karl zeigte durch die Glasthüre. Amanda hatte indeß vor dem Lärmen des Pferdes und dem lauten Rufen des Offiziers die Augen

erſchrocken in die Höhe geſchlagen, dann war ſie aber matt auf die Kiſſen zurückgeſunken, und Adolf, dadurch frei geworden, trat gegen die Thüre vor. Zu Pferd, rief ihm der Offizier entgegen. Zu Pferd, und in Uniform, damit meine Dragoner Sie kennen und Ihnen folgen!

Adolf ſahe ihn zweifelnd an.

Die Franzoſen haben die Armee umgangen, fuhr der Offizier eilig fort. Es geht auf das Magazin im nächſten Städtchen los, zu deſſen Deckung ich mit kommandirt bin. Hier muß ich den Paß halten; geht's nur eine halbe Stunde an, ſo krieg ich Soutien, und wir ſchmeißen ſie zurück. Hier oben halte ich ſie auf, aber ſie können uns vom See her umgehen, — dort müſſen Sie mit zehn Dragonern hin, — mehr brauchen Sie nicht; nur gleich Kahn und Gondel in den Grund gebohrt, und vor allem ſchnell! Ich kann hier nicht abkommen, Sie wiſſen Beſcheid in der Gegend, und haben Begriff vom Krieg. Zu Pferd! Es gilt für die Braut, junger Ritter!

Für die Braut! wiederholte Adolf mit dumpfem Ingrimm.

Für Schweſter, Ehre, alles! rief der Offizier.

Horch! Sie greifen ſchon wieder das Gartengeheg' an. Dort finden Sie mich, Adolf, Schnell!

Er warf ſein Pferd herum, geſtreckten Laufs nach der Gränze des Parks zurückjagend, während Adolf aus der Thür ſprang, bei Karl'n vorbei, den er nicht erkannte, und ihm vorübereilend zurief: Sorgt für meine Schweſter. Ruft die Kammerjungfer, die Gräfin! Ich muß fort.

Karl ſtand noch unentſchloſſen an der Thüre, als ſich Amanda in krampfhaften Zuckungen regte, welche ihr einen gefährlichen Fall vom Ruhebette herab drohten, und ihn auf dieſe Art faſt gewaltſam zu ihr hin beſchworen. Indem er auf ſie zueilte, und, ſie umfaſſend, ſeine Stelle neben ihr nahm, ward ſie wieder ſtill, nur daß ſie, wie vorhin um

Adolf's Nacken, jetzt um den seinigen die Hände krampfhaft zusammen schlug.

Habe dich nun, halte dich nun! murmelte sie, und sank wie in tiefen Schlaf, beruhigt, schien es, durch den Gedanken, daß sie fest halte, was ihr lieb sei. Karl, beinahe des Feindes Bedrohung und alles Unheil seiner eignen Lage in der süßen Nähe gänzlich vergessend, bog sich über das schöne, bleiche Antlitz hin, Worte des Trostes und der Liebe in des holden Mägdleins Ohr flüsternd. Sie aber schien nichts davon zu vernehmen, vielmehr in einer Welt der Träume und Gesänge zu leben, denn abgebrochene Zeilen aus Liebesliedern und Balladen quollen in unsäglicher Anmuth über die halbgeschlossenen Lippen. Oftmals kamen Stellen aus der spanischen Romanze vor, die sie an jenem Abende im Walde, wo Karl so unerwartet in den Wagen gerieth, ihm gegenüber gesungen hatte. Ablassend vom vergeblichen Einreden wollte er eben einen Kuß auf ihre Lippen drücken, als die Worte daraus hervor klangen:

Luft in Luft zerfloß der Schatten,
Ließ sein Lieb in Gottes Huth.

Karl schauderte zurück, wie vor dem Tode selbst; er wollte sich losmachen, Amandens Arme hielten ihn in gewaltiger, eiskalter Umstrickung fest, ja, zogen ihn dem sich plötzlich entstellenden Antlitz immer näher und näher zu.

Das Schießen klang indeß heftiger aus dem Park heran. Lebhaft sehnte sich Karl in dieses lustige Todesspiel hinein, wo es doch Gewinnste geben mußte, da er hier in des unrettbaren Todes Verschlingung einfror. Amanda sang:

Hast solches gewollt,
Hast solches gewonnen —
Die Erde, sie rollt,
Sanduhr ist verronnen.

Find' dich nun, find' dich nun drein.
Zwei sind nun Eines, mein Bübelein.

Sich mit ängstlicher Anstrengung emporrichtend sah Karl nach der Glasthür. Er fürchtete wahnsinnig zu werden und, vielleicht im unbewußten Grausen, die ihn festhaltende Amanda zu beschädigen.

Die Scheiben der Thüre gingen auf den See. Er sah den Kahn drüber hinschwimmen, französische Infanterie heraussteigen und sich am Ufer ordnen. O, Adolf, schrie er nun laut, Adolf, du kamst ja zu spät!

Amanda hielt ihm den Mund zu, ohne mit der andern Hand seinen Nacken loszulassen, und sang:

Schlafen wolltest, du Liebchen mein,
Schlafen mit mir im Mondenschein.
Schliefen auch beide gar sacht,
Beide vom Flieder bedacht, —
Heimchen sang drein —
Nun liegen wir unter dem Grabesstein.
Schlafe, — summ! summ! —
Schlafe, — sei stumm —
Schlafe, mein Liebchen, schlaf ein!

Ihr kalter Mund berührte seine Wangen. Er konnte sich nicht regen, und nur das immer zunehmende Getümmel im Garten rettete ihn vor der Tollheit.

Auf dem Gange aus dem Hause vernahm er Tritte. Gottlob, da kommen Menschen, dachte er bei sich selbst, ohne es mehr laut sagen zu können, als eben die Gräfin vor ihn und Amanden hintrat. Sie schoß einen scharfen Blick auf die Beiden, und sagte: Es stürzt ja alles Edle zusammen. Adolf wird auch wohl schon todt sein, nach dem, was er mir hat sagen lassen, und was ich dort vom See heranstürmen sehe. Sind Sie noch ein Mann von halber Ehre, so retten Sie mindestens Amanden vor den Mißhandlungen des Feindes.

Sie hatte indessen mit vieler Besonnenheit die Hände der Ohnmächtigen von Karls Nacken losgemacht, und rief ihm ins Ohr: Schnell nun die hölzerne Thür vor die Glasscheiben, und den Riegel davor. Bediente gibt's in solchen Stunden nicht.

Karl that nach ihrem Gebot, und sah, indem er die Thüren verschloß, Franzosen von allen Seiten auf diese Stelle heraneilen. Kaum auch war sein Geschäft vollendet, so donnerten Flintenkolben gegen die Breter, und schrie es von draußen: Ouvrez! Au nom du diable, ouvrez, coquins!

Helfen Sie mir Amanden hinauftragen, flüsterte die Gräfin; ich kann sie nicht allein heben. Karl aber gegen die schon wankende Thüre gestemmt, widerlegte durch seine Stellung selbst die Möglichkeit jeder andern Hülfsleistung. Draußen fluchten die Franzosen immer wilder, schlugen immer gewaltiger gegen die leichte Thüre, die Gräfin rang in stummer Angst die Hände, es schon aufgebend, Amanden mit sich fortzubringen, so daß Karl von Wuth und Verzweiflung gedrängt, sein Pistol durch die verschlossene Thüre hinaus abfeuerte. Im selben Augenblicke fielen drei bis vier Schüsse herein, von deren einem Karl eine schmerzliche Verletzung an der Schulter empfand, während die Wuth der einbrechenden Krieger Breter und Scheiben zugleich zertrümmerte, daß Alles mit einemmale über den Fallenden hinstürzte, ihn aber auch zugleich den Augen der Ergrimmten entzog. Qui a tiré? Sacré nom d'un Dieu! Qui a tiré? scholl es durch das Gemach, welches urplötzlich von vielen schmuzigen, häßlich bärtigen Gestalten angefüllt war. Die Gräfin stand gefaßt und besonnen unter ihnen, so daß sie Amanden durch ihre Stellung vor den Augen der Mehresten verdeckte. Sowohl durch die außerordentliche Höhe ihrer Gestalt, als auch durch deren regelmäßige Schönheit und durch die edle Sicherheit ihres Betragens erschien sie zwischen dem Gewirr von kleinen, seltsam verzerrten Figuren um sie her wie eine Göttin, die

unter das abgefallene Menschengeschlecht getreten ist, es an seine ursprüngliche Herrlichkeit und gegenwärtige Erniedrigung zu mahnen, vermittelst des schneidenden Gegensatzes auch die Unbändigsten beschämend. Es gelang ihr auch etwas Aehnliches, so weit ihre Stimme reichte, und ihre Gestalt sichtbar ward. Das unerwartete Aufleuchten einer solchen Sonne blendete, für Augenblicke mindestens, die Sinne der Ueberraschten: was hingegen weiter zurückstand oder die Augen gleich anfänglich auf das reiche Geräth des Gartenzimmers geworfen hatte, tobte in Geldgier und Zorn unaufhaltsam fort, die Kameraden weiter vorandrängend, daher der Gräfin und Amandens Lage mit jedem Augenblicke bedenklicher ward. Einige rohe Gutmüthige unter dem Haufen besserten nichts; vielmehr betäubten sie mit ihren ungestümen Rathschlägen das Ohr und den Sinn der Gräfin, wodurch sie verhindert ward, manches Passende zu sagen oder zu thun. In dieser besorglichen Krisis theilte sich plötzlich das wilde Kriegsvolk, um einem jungen Offizier Platz zu machen, der mit edlem Anstande vor die Gräfin hintrat, und ihr einige Worte des Trostes zusprach; sodann aber sich gleich wieder zu den Soldaten wandte, und sie mit ernsten Worten hinaus und an ihren Posten trieb, nachdem er Vieren oder Fünfen davon als Schutzwachten die Sicherung des Schlosses anbefohlen hatte. In wenigen Minuten war Alles still. Der Offizier, welcher sich auf Befragen der Gräfin Ponsard nannte, hatte bereits den blutenden Karl aufgerichtet, dessen Wunde ohne Bedeutung zu sein schien, und war nun beschäftigt, mit Hülfe der Gräfin Amanden in eines der obern Zimmer zu tragen. Diese blieb in ihrer Ohnmacht still und regungslos, gleich wenig von Gefahr als Rettung empfunden habend, einer Braut des Todes vergleichbar, die der verliebte Bräutigam mit seinen bleichen Schleiern vor aller Störung decke und behüte. Karl folgte den Tragenden schweigend nach. Sie hatten kaum das gewählte Zimmer erreicht, als ein er-

neuter Tumult auf der andern Seite des Schlosses ausbrach. Mein Gott, rief die Gräfin, dort wohnt Fräulein Luise! O retten Sie!

Ponsard wollte gleich hinaus, wandte sich aber an der Schwelle, und sagte: Ich darf Sie nicht ohne Sauvegarde lassen.

Dann eilte er ans Fenster, und indem er nach einigem Umherblicken einen andern Offizier gewahr ward, rief er ihm hinunter: Bribes! Rette! Dort auf jener Seite des Schlosses! Der Angerufene flog blitzschnell fort, und Ponsard versicherte die Gräfin, sie könne außer Sorgen sein; Bribes, sein Kamerad, werde Alles thun, was einem Manne von Muth und Ehre gezieme. Wirklich hörte man auch bald darauf durch den Vorsaal Fräulein Luisens Stimme, die sich im Herankommen sehr angelegentlich mit ihrem Schützer und Begleiter unterhielt, und nun an dessen Arm in das Zimmer trat. Er drückte in seiner ganzen Erscheinung den kräftigen, etwas wilden Südländer aus. In seinem schönen Gesicht flammten zwei ganz spanische Augen, welche sein Vaterland, hart an der spanischen Grenze, nicht verläugnen konnten. Er grüßte die Gräfin gutmüthig, aber obenhin, und stach überhaupt in seinem ganzen Wesen seltsam gegen den feinen, gewandten Ponsard ab. Fräulein Luise sprang auf die Gräfin los, die sich um Amanden beschäftigte, und erzählte ihr mit vielen Worten ihre Rettung durch Bribes Dazwischenkunft, eben in dem Augenblick, wo sie, von mehrern Voltigeurs umgeben, in der äußersten Gefahr gewesen sei. Sie rühmte den Muth und die Sittlichkeit ihres Retters auf das lebhafteste, und versicherte dabei so wiederholt und mit so feierlichen Betheurungen, er sei noch eben zur rechten Zeit gekommen, daß Karl und die beiden französischen Offiziere beinah auf die Vermuthung des Gegentheils geriethen. Um ein Lächeln darüber auf seines Kameraden Antlitz nicht zum Lachen werden zu lassen, trat Ponsard mit einer

Frage nach Bribes Verwundung dazwischen. Es hat nichts zu bedeuten, sagte dieser. Siehst du? hier. Er nahm den Hut ab, und schlug das Haar von der Stirne zurück, wo man noch immer vorquellendes Blut durch ein umgebundenes Tuch wahrnahm. Lebte nur der brave Dragoneroffizier noch, der mich dahin traf! sagte er. Die Sauvegarden sollen ihn suchen. Er muß noch wo im Garten liegen.

Hast du Sauvegarden vor die Thür gestellt? fragte Ponsard, und fuhr auf Bribes bejahende Antwort fort: So wollen wir den braven Preußen lieber selbst suchen. Die Damen werden ohnehin nach dem überstandenen Schrecken gern allein sein.

Die Offiziere empfahlen sich, und gingen, wobei sich ihnen Karl zum Begleiter aufdrang, theils aus wirklicher Theilnahme an dem Dragoneroffizier, theils um der entsetzlichen Angst willen, mit welcher er der Gräfin und Amanden gegenüber stand. Ponsard erinnerte ihn, seiner Streifwunde zu achten, aber Karl versicherte, nicht davon behindert zu sein, wie er sich denn auch in der That körperlich wohl und kräftig fühlte. Vor dem Schlosse gab Bribes einem lang verhehlten Gelächter über Fräulein Luisen vollen Raum. Er konnte sich gar nicht über ihre Betheurungen, ihre Ziererei und auch über ihr Aeußeres zufrieden geben. Il parait, sagte er unter anderm, qu'on lui a fait la bouche d'un coup de sabre!

Il est vrai, setzte der mildernde Ponsard hinzu, il faut convenir, qu'elle a la bouche brusquement fendue. Karl hörte wenig oder gar nicht auf ihr Gespräch, nur bemüht, einen günstigen Augenblick zur Frage nach Adolf zu finden. Daß die Gräfin theils aus tiefer, vorahnender Resignation, theils auch wohl aus Scheu, das Furchtbarste aus einem fremden Munde zu vernehmen, so lange über das Schicksal des jungen Mannes geschwiegen habe, leuchtete ihm ein, und er benutzte nun die erste Pause des Gesprächs, um sich

durch eine Frage an Ponsard aus der ängstlichen Ungewißheit zu ziehen. Indem er noch Adolfs Gestalt und vermuthliche Tracht beschrieb, sahe ihn bereits Ponsard sehr traurig und theilnehmend an. Karl stockte darüber, und Ponsard sagte: Rufen Sie Ihre ganze Kraft zusammen, junger Mann, wenn der, den Sie beschreiben, Ihr Freund war. Gott weiß, wie gern ich Ihnen bessere Nachrichten gäbe, aber langes Harren ist bitterer Tod. Als wir über den See vordrangen, sah ich ihn am Ufer liegen. Eine Kugel war ihm durch das Herz gefahren, und die jugendliche, bildschöne Gestalt ruhte lang ausgestreckt, still, schmerzlos auf dem Rasen.

Unter diesen Reden hatten sie sich der Gegend genähert, wo der See durch eine Wendung den schmalen Paß nach dem Garten her erweiterte. Man nahm an den zerknickten Büschen, an dem zerstampften Rasen die Spuren des Gefechtes noch wahr, und Bribes sagte: Hier herum muß es gewesen sein. Hier formirte ich meine Voltigeurs, und hier brach der wackere Dragoner wie alle Teufel auf mich ein. Wartet! das ist der Strauch, hinter den ich mich bücken mußte, als mir von seinem Hiebe der Kopf zu schwindeln begann, und hier etwa muß ihm Düblanc das Bajonet in die Seite gerannt haben, daß er von seinem schönen Engländer herunter taumelte.

Es regte sich zwischen einigen Thränenweiden am Ufer des Gewässers, und als man darauf zuging, ward man des Offiziers gewahr, der bleich und blutig unter den Zweigen lag. Ein sehr großer Dragoner, nicht fern von ihm hingestreckt, richtete sich bei dem Geräusch der Kommenden in die Höhe, und sagte mit verwilderter Miene, die Bläße des Todes bereits auf dem halb abgestorbenen Gesicht: Aufgesessen, Herr Lieutenant! die Franzosen kommen.

Es geht nicht mehr, mein braver Kraft, antwortete der Offizier mit schmerzlichem Lächeln, und indem er sich zu den herantretenden Franzosen wandte, reichte er ihnen seinen

Degen, den er bis dahin noch immer fest in der Hand gehalten hatte, mit den Worten hin: Ich bin Ihr Gefangener, Kameraden.

Ich will den Degen wohl tragen, entgegnete Bribes gutmüthig, bis wir nach dem Schloß kommen, aber er bleibt Ihr eigen. So braven Gefangenen, als Sie einer sind, nimmt man die Waffen nicht ab.

Mein wackerer Dragoner dort ist wohl schon todt? fragte der Preuße.

Ponsard sah hin, und fand es also; worauf beide Offiziere den Verwundeten mit vieler Sorgfalt auf ihre Arme zu laden bemüht waren. Karl bewies sich dabei hülfreich, soweit seine Wunde es verstattete.

Ich danke, ich danke, sagte der Preuße wiederholt, und möcht' es vergelten können.

Wer weiß, wie bald, entgegnete Ponsard. Hören Sie das Geschieß? Unsre Landsleute sind aneinander, und Sie, mein lieber Kamerad, haben sich als ein zu guter Soldat bewiesen, um nicht zu wissen, daß der eigentliche Erfolg unserer Umgehung erst durch die Schlacht bestimmt wird, die man dort drunten liefert.

In der That vernahm Karl, durch Ponsards Aeußerung aufmerksam gemacht, was er früher in dem nähern Getümmel überhört hatte: gewaltsames Krachen des Geschützes den fernen Horizont entlng. Der verwundete Preuße bemerkte, wie Karl neben ihm herging, und sagte, ihn wieder erkennend: Ihre heutige Langsamkeit kam wohl von einer Unglücksahnung her. Wäre ich Ihnen nur nicht nachgeritten! Adolf ist nun todt, und wir sind dennoch erlegen. Ich würde mich schelten, ja verwünschen, hätte ich etwas andres von ihm verlangt, als was ihm seines Standes wegen geziemte, und seiner Sinnesart wegen noch mehr.

Ponsards und Bribes höfliche Aeußerungen, der Achtung für ihren tapfern Gegner voll, unterbrachen diese Mit-

theilungen. Indem man in das Schloß trat, ließ ſich der preußiſche Offizier von den Schultern ſeiner edlen Widerſacher herabſenken, und ſchlich, auf ſie geſtützt, nach ſeinem ehemaligen Zimmer. Ihr Weg führte ſie an den Gemächern der Gräfin vorbei, welche, durch das heimliche Reden aufmerkſam gemacht, heraustrat. Der preußiſche Offizier ſagte in der Beſtürzung über ihren unvermutheten Anblick zu Karl: Mein Gott, weiß ſie ſchon?

Ja, ich weiß ſchon, antwortete die Gräfin, mit gefaßter Stimme, aber weinenden Auges. Man hat mir Adolfs Leichnam ſo eben herein gebracht.

Damit wandte ſie ſich von den Vorübergehenden ab, und riegelte die Thür hinter ſich zu.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Tage der Unruhe waren dem Schloſſe vorübergezogen, da Ponſard und Bribes bei ihrem Abmarſche einige zuverläſſige Leute als Sauvegarden dort gelaſſen hatten, welche jeder bedrohenden Unordnung durch ihr muthiges und geſetztes Betragen abzuhelfen wußten. Der ganze Wohnort hatte ein faſt klöſterliches Anſehen gewonnen. Auf dem einen Flügel wohnte die Gräfin nebſt Fräulein Luiſen bei der kranken Amanda, deren Zuſtand auch das leiſeſte Geräuſch verbot; gegenüber ganz von dieſem abgeſondert, befanden ſich die beiden Verwundeten, Karl und der Dragoneroffizier, in der Pflege eines alten Hausverwalters, und unter der Aufſicht eines Wundarztes, welcher beinah täglich aus dem benachbarten Städtchen herüber kam. Die Bedienten im Schloſſe waren theils ausſchließlich um die Damen beſchäftigt, theils hatte

sie der unvorhergesehene Schlag eines ausbrechenden Unwetters verscheucht. Auf die letztere Weise war es auch mit Jean Paul und anderen Fremden ergangen; ja selbst Focks, ob er gleich eigentlich an das Haus geknüpft war, hatte sich verloren.

Karl fühlte sich in diesen Mauern unendlich beengt, und wäre aus ganzer Seele gern viele Meilen weit hinweg gewesen, wenn es ihm der Zustand seiner Wunde verstattet hätte. Durch die anfängliche Vernachlässigung derselben, wie auch durch die Erhitzung und die Gemüthsbewegungen, denen er sich hingegeben hatte, war sie bis auf einen bedeutenden Grad verschlimmert, obgleich sein Zustand bei weitem nicht so bedenklich aussah, als der des preußischen Offiziers, dessen Bajonetwunde dem Wundarzte viel zu schaffen machte. Dennoch blieb Hoffnung zur Genesung, des starken, ungeschwächten Körperbaues halber, und vorzüglich der freudigen Seelenkraft wegen, welche den jungen Mann aufrecht erhielt.

Des Krieges Woge steigt und fällt, pflegte er wohl gegen Karln zu äußern, und ein wackerer Schwimmer hält eben dann den Kopf am höchsten, wenn ihn der Sturm am wildesten gegen die Tiefe schleudert.

Zwar hatte er auf sein Befragen von Ponsard erfahren, daß die Schlacht für Preußen verloren sei, aber er meinte, man gewinne wohl eine andere wieder, und entwarf in einem fort Pläne zur Vertheidigung, wie zum Entsatz der Festungen, und sprach von den dadurch wieder beginnenden Offensivbewegungen. Nur das störte ihn öfters auf eine schmerzliche Weise, daß er sich genöthigt sah, in dem Hause einer Dame zu verweilen, von der er wohl fühlte, daß sie ihn als die schuldige Veranlassung zu eines theuern Jünglings Untergange betrachte, so wenig er sich selbst auch darüber zu tadeln vermochte, indem er gänzlich seiner und Adolfs Sinnesart gemäß verfahren war. Er blieb daher beständig gefaßt

und sicher, während sich Karl unaufhörlich in seinem Innern abarbeitete. Diesen ängstete vorzüglich eine lebhafte Sehnsucht nach Amandens Anblick, der er sich so nahe wußte, ohne sie erreichen zu können. In dem allerzauberischsten Farbenglanze, womit Liebe und Wehmuth eine Gestalt zu bekleiden vermögen, trat die ihrige vor seinen zerrütteten Geist, ein heißes, inbrünstiges Wünschen in seinem Innern entzündend, das mit dem Morgenroth erwachte, und ihn erst spät nach Mitternacht in einen traumvollen Schlaf sinken ließ, woraus er oftmals mit unnennbarem Entsetzen aufschreckte. In seinen Träumen nämlich ward ihm das Verlangen nach Amandas Erscheinung gewöhnlich auf eine gräßliche Weise erfüllt. Er sahe sie alsdann, wie sie durch seine Thüre hereinkam, nachtwandelnde Leiche, im Grabhemde, die Augen hohl, das Gesicht wunderlich verzerrt. Lange, lange Arme breitete sie nach ihm aus, und versuchte zu singen, aber es ward nur ein Schwirren und Pfeifen.

Dann pflegte sie nach ihren Haaren zu fassen, als wollte sie ihm welche zum Andenken geben, aber alle, die sie aus dem Kopftuche hervorzog, waren grau und erstorben. Sie fielen von selber ab, durch eine grabdunstige Zugluft gegen Karls Antlitz geweht.

Oftmals, wenn er aus solchen Gesichten schon ganz wieder zur Besonnenheit gekommen war, konnte er sich doch nicht der Furcht erwehren, Amandas Leiche stehe vor der Thüre, und hebe schon den langen, weißen Finger zum Klopfen auf; er selbst aber werde es nicht lassen können, wie in jener Nacht Herein! zu rufen; oder der Offizier werde es im Schlafe thun, und dann nicht mehr zu erwecken sein, ihn mit dem grausen Gespenste allein lassend.

Jedesmal aber, sobald sich die Morgenwolken rötheten, gewann Amandas Bild den gewohnten Liebreiz wieder, und er gedachte alsdann nur der Erscheinungen der Nacht, in der Angst, sie möchten auf ihren Tod gedeutet haben, und sie

liege vielleicht schon im Sarge. Der alte Hausverwalter, welchem seine und des Offiziers Wartung übertragen war, hörte schwer, und beantwortete die zehnte Frage kaum, auch kam er gar nicht nach dem Flügel hinüber, welchen die Damen bewohnten; durch den Wundarzt war eben so wenig zu erfragen, da er, bei einem Lazareth im Städtchen sehr beschäftigt, nie auf längere Zeit ins Schloß kam, als der Verband beider Verwundeten unumgänglich erforderte. Das feierliche Geläut vom nahen Kirchthurm hatte Karln schon einigemal entsetzlich erschreckt, der Alte aber behauptete, es sei für Adolf.

Eines Tages trat ein Bedienter, welcher im andern Flügel aufwartete, in's Zimmer. Karl fuhr hoch in die Höhe, es war aber nichts, als daß ein Freund und Kamerad des Offiziers dessen Anwesenheit auf dem Schlosse erfahren, und einen Brief für ihn an die Gräfin adressirt hatte, den der Bediente mit einigen höflichen Worten übergab, und sich gleich darauf wieder entfernte. Der Offizier las eifrig, plötzlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, und sein ganzes Wesen verwandelte sich sichtbar. Als er zu Ende gelesen hatte, warf er das Blatt Karln zu, mit den Worten: Da! die Festungen sind gefallen, die Korps sind gefangen; es ist aus.

Und hiermit legte er sich langsam in seine Kissen zurück.

Karl las die unglücklichen Nachrichten wie Einer, dessen ganzes Gefühl von drückendem persönlichen Unheil befangen ist, und dem der Fall des Ganzen nur als eine untergeordnete Zugabe erscheint. Der edle Preuße aber blieb von diesem Augenblick an durchaus verändert. Nicht, daß er sich in Klagen oder Verwünschungen ergossen hätte; er war ganz still und schrieb viel, oftmals ganze Nächte hindurch. Wenn ihn der Wundarzt darüber schalt, lächelte er ihn mit einem seltsamen Blicke an, als habe er etwas ganz Fremdes und nicht hierher Gehöriges gesagt. Karls nächtliche Schrecken

wurden hierdurch vermindert; denn meistens, wenn er aus Träumen auffuhr, sah er seinen Gefährten wach und schreibend, jedoch so vertieft darin, daß er Karls Anreden höchst selten beantwortete.

In einer Nacht, es ging schon gegen den Morgen, hörte Karl den Offizier reden, oder vielmehr vor sich hin murmeln, so daß sich wahrnehmen ließ, es geschehe im Traume. Plötzlich aber ward dessen Stimme lauter, und er rief mit großer, gewaltsamer Anstrengung all seiner Kräfte: Drauf, drauf, wer ein braver Preuße ist! Wir haben's gleich!

In demselben Augenblick erwachend, starrte er sehr verwundert umher, und sagte endlich ganz heitern Antlitzes: So? Haben wir's? Ja, ja, es wird nun freilich ganz nahe dran sein.

Darauf richtete er sich empor, machte das Nachtlicht heller brennen, und begann an einem schon halb beschriebenen Blatte weiter zu schreiben. Karl konnte nicht mehr von ihm wegsehen. Es war, als verklärte sich seine Bildung, vorzüglich glänzten die Augen von einem recht himmlischen Feuer, welches den übrigen Leib zu fliehen und ihn seiner Ermattung zu überlassen schien, um sich desto heiterer und göttlicher aus den beiden Sonnen seines Antlitzes zu offenbaren. Er setzte die Feder ab, faßte nach seinem Verbande, als wolle er die Brust mit inbrünstiger Sehnsucht und voll Liebe zu dem eignen edlen Blute aufreißen, dann lag er mit einemmale starr und leblos da. Karl half sich mühsam aus dem Bette, schon überzeugt, daß der tapfre Geist entflohen sei und auch bald bei Untersuchung des Körpers die Bestätigung findend. Es graute ihm nicht bei der Leiche; vielmehr kam ihm nun sein ganzes eignes Treiben und Leiden wie ein unbedeutendes Possenspiel vor, das vor diesem wahrhaft göttlich großen Schmerze nicht laut werden dürfe. Er blieb ruhig zu Häupten des Todten sitzen, bis nach Sonnenaufgang der Alte hereinkam, und vor der seltsamen Gruppe erschrak.

Karl aber ergriff nun mit ſtiller Beſonnenheit und unendlicher Theilnahme das von dem Preußen zuletzt beſchriebene Blatt, das neben einem aufgeſchlagenen Petrarcha lag und folgende Canzone enthielt, die nach des italiäniſchen Dichters ſechszehnter gebaut war.

Canzone.

Empfange, Herz, der Liederpfeile Labung
Für dieſe heißen Wunden,
Welche gewaltſam in dich eingeſchlagen;
Zwar kannſt du nicht vom Saitenſpiel geſunden,
Doch lindert die Begabung
Des Muſenquells den Schmerz; im Buſen nagen
Zu grimmig Wuth und Klagen,
Sie können nur in lauten Tönen ſchweigen.
Drum ſei die heil'ge Weiſe neu erhoben,
Die hoher Weihung Proben
In alter Zeit Italien mußte zeigen,
Als ſchnöder Trübſal eigen
Ein kühnes Volk in Waffen.
O laß mein Blut in den Geſang hinfluthen,
Daß nicht die Weiſ' erſchlaffen,
Daß nicht die Seele mög' vergebens bluten!

Europa lag, die heil'ge, ſchwer danieder
In tiefer Krankheit Tücken,
Indeſſen noch die Adern muthig ſchlugen,
Und böſer Schein des Wohls rothfärbend ſchmücken
Gewollt die matten Glieder,
So innerlich des Tods Verhängniß trugen.
Aus feſtgeglaubten Fugen
Sollte ja bald der ſchöne Leib zerfallen
Im wilden Kampf wetteifernder Gewalten;
Doch ſtürzend aufgehalten
Durch feſter Pulſe Lebenskraft, durchwallen
Noch Liebreiz und Gefallen
Den Leib, zu Lieb' erregend,
Gottſel'ge Geiſter, die vom Himmel hoffen,

Heil'ger Fürbitten pflegend,
Daß für der Jungfrau Leid noch Mitleid offen.

„Zum Priesteramt hast du sie, Herr, erkoren,
Für des Altares Pflegung
Die ew'ge Gluth, dein Abbild, zu bewahren;
Ihr hauchtest ein du gottbegabte Regung,
Die fortan unverloren
Lebet und schafft in vielen tausend Jahren;
Solch auserwählte Scharen
Von Geistern sind in ihr emporgestiegen,
Der Bildung Wurzel, Stamm und Blüthenkrone;
Die Fromme denn verschone,
Laß du sie nicht in Erdenschmerz erliegen!
Siehe, die Deinen schmiegen
Wir uns fest an ihr Leben,
Wo einzig Kunst und Wissenschaft und Glauben
In Lichterscheinung schweben;
O wolle, Gott, uns nicht dies Leben rauben!"

So sprachen, gotterleucht, blühende Stimmen;
Es führten diese Töne
Engel dahin auf ihren goldnen Schwingen,
Die mußten in blauheller Himmelsschöne
Zur Meeresfluth hinschwimmen,
Wo all' unsterblich Ding' wogend erklingen,
In ew'gem Wehen ringen;
Aus diesem Meer wird alle Kunst geboren,
Zu diesem Meer muß alle Kunst rückkehren.
Dort stehn auch wir in Ehren,
Unser Gebet und Werk, so wir beschworen;
Hier aber geht verloren,
O Schmerzen unermeßlich!
Das schöne Bild, das bildend uns erschienen,
Und alle Regung gräßlich
Zum nahen Todesboten schon will dienen.

Deutschland, du theures Herz, Brunnquell des Lebens,
Dich hat das Weh erdrungen,
Die Wunde mehr als andre bringt Verderben!
Ich, der ein Kind so liebvoll dich umschlungen

Inmitten kräft'gen Strebens,
Soll schauen dich in harter Schmach hinsterben!
Kein Vaterland erwerben
Kann irgend wer bei solchen tiefen Leiden,
Weil uns das Herz, Deutschland, das ehrne, zaget,
Feindlich Schwert in sich traget,
Und sich vom eignen Blut muß bitter scheiden.
O Gott! Flüchtlinge weiden
Wir bald in fernen Landen,
Nichts eigen führend als die grimmen Loose,
Daß über uns mit Schanden
Stiefmütterlich einst schwellen fremde Moose.

Die Bergeshöhn, die Thalesgründ' und Auen,
Von frischem Grün aufwallend,
Ehrwürd'ge Waldung aus den alten Zeiten,
Siegesgesängen machtvoll einst erschallend,
Die müssen schmachvoll schauen
Feindliche Horden stolz und trotzig schreiten.
Die Frechen zu bestreiten
Sind nicht vorhanden deutscher Männer Klingen,
Todt liegt im Boden ihre Kraft begraben;
So möge denn erhaben
Der Boden selbst zur Rache sich aufschwingen,
Das schnöde Volk verschlingen,
Zusammenkrachend fallen
Die Bergeshöhn, die Ströme kochend brausen,
Am Rheingestad erschallen
Geworfner Leichen Stoß im wilden Grausen.

Doch ist in Süd und Nord dies Land geschieden,
Die selber sich bekämpfend
Zum einz'gen Heil, der Eintracht, nicht gelangen;
Des Südens Gluth der Norden feindlich dämpfend,
Will dieser Waffen schmieden,
Hält jener streng hülfreiche Gluth gefangen.
Entzweite nur umschlungen
Des fremden Volkes hartgeschlossne Ketten,
Vereinten längst in blut'ger Schlacht gesunken!
Von niedrer Selbstsucht trunken,

Will keiner Deutschland, nur sein Eignes retten,
Nur sich weichlich zu betten.
Drum zornvoll in Erwartung
Ob nordisch Eisen, südlich Glühn sich einen,
Kann in der Söhn' Entartung
Des Bodens Geist zur Rache nicht erscheinen.

Wir haben Schuld auf Schuld graunvoll geladen,
Die haben uns getroffen,
Wunden geschlagen, Kraft des Bluts entsogen.
O schaut empor! ein Garten ja steht offen,
Allwo milde begnaden
Brunnquellen mit balsamisch duft'gen Wogen,
Bei welchen einst gepflogen
Liebesumgang Menschen und Himmelssöhne;
Dort von den Quellen trinkt, wer da getrunken,
Dem ist die Schuld entsunken,
Dem strahlet Reinheit neu, und Kraft und Schöne.
Rauscht auf, lustglühnde Töne!
So schaun wir auferwachen
In ferner Zeit Deutschlands Heldenermannung.
Ob wir dann nicht mehr wachen . . .
Wir sind noch wir auch in des Grabs Verbannung.

O Lied, der Flügel Rauschen
Führe dich hin zu rühmlichen Genossen,
Die Treu und Glauben meinem Sinn verbündet,
Und ihnen sei verkündet,
Daß hier das Herz, auf tönenden Geschossen
Frei im Gesang ergossen,
Noch wolle keck ansagen,
Wie gleicherweise, wenn des Himmels Zeichen
Zum Freiheitsbunde tagen,
Es frei hinströmte wohl den blut'gen Streichen.